

Theodor Ebert

Die fünf LISAs

Tage- und Werkstattbücher aus fünf Literarischen Sommerakademien in Schrobenhausen

1909 – 2013

Berlin, August 2013

Inhalt

Vorwort

Was heißt schon „kreativ Schreiben“?

Acht Jahre Lehrling in Schreibseminaren und Schreibgruppen.

Vortrag in der Leselounge von Birgit Bauer

am 13. Februar 2011 in der Galerie Fantom

in Berlin-Charlottenburg,

zum Beispiel:

Das Geschenk Xanthippens

oder

Auf der Suche nach dem geglückten Tag

Tea for Two

Vom Umgang mit Erinnerungen

Tagebuch des Kurses „Autobiographisches Schreiben“ in der ersten Literarischen Sommerakademie in Schrobenhausen.

Im August 2009

Etüden und Fugen

Aus dem Kurs „Erzählen für Fortgeschrittene“ in der zweiten Literarischen Sommerakademie 2. – 8. August 2010

zum Beispiel:

Drei Reisen zu meinem Sohn

Vorwärts leben, rückwärts verstehen!

Mein Tagebuch des Kurses „Erinnerung, sprich“ in der dritten Literarischen Sommerakademie im Jahre 2011

Erkenne dich selbst und finde einen modus vivendi!

Werkstattnotizen à la longue

5.-11. August 2013

zum Beispiel:

Ingeborg Höverkamp: Im Familienlabyrinth.

Ein Bericht von LISA 5 mit einem Augenzwinkern

Vorwort

In Deutschland hat sich in den letzten drei Jahrzehnten, ohne dass es dem Literaturbetrieb aufgefallen wäre, eine breit gestreute kulturelle Bewegung für kreatives Schreiben entwickelt. Nur kursorisch wird sie im Feuilleton erwähnt, geschweige denn gewürdigt. Die Germanistik hat sich damit noch kaum befasst. Es gibt mehrere Bücher, die zum kreativen Schreiben anleiten, aber es gibt meines Wissens keine publizierten Erfahrungsberichte von Teilnehmern dieser Kurse. Wer liest, sucht Meisterwerke, keine Notizbücher von Lehrlingen. Das ist verständlich. Doch so entgehen uns die Erfahrungen der Lehrlinge. Diese Sammlung ist ein Versuch, ein Stück deutsche Kultur- und Literaturgeschichte zu dokumentieren. Exempla docent.

Meine Tagebücher der ersten fünf Literarischen Sommerakademien bieten einen zusammenhängenden Ausschnitt aus meinen umfangreichen Aufzeichnungen aus mehreren Kursen und Schreibgruppen. Der Einordnung dieser Erfahrungen dient der einleitende Vortrag in der Leselounge Birgit Bauers im Februar 2011. Dort berichtete ich im Überblick und im Detail über meine ersten und meine aktuellen Erfahrungen mit dem kreativen Schreiben.

Was heißt schon „kreativ Schreiben“?

Acht Jahre Lehrling in Schreibseminaren und Schreibgruppen.
Werkstattbericht eines 73jährigen

Beitrag zur Leselounge von Birgit Bauer
am 13. Februar 2011 in der Galerie Fantom,
Hectorstr. 9-10, 10711 Berlin

Das Lesen kommt vor dem Schreiben. Wohl dem, der die Lesebücher seiner Schulzeit aufbewahrt hat! Man findet darin alle klassischen Formen des Erzählens in vorbildlichen Beispielen. Ich greife zum „Deutschen Lesebuch für höhere Schulen“, das ich als Zwölfjähriger erhielt. Das Inhaltsverzeichnis nennt: Fabeln, Märchen, griechische und deutsche Sagen, Vergangenheit in Schilderung und Erzählung, darunter die Kalendergeschichten von Johann Peter Hebel „Kannitverstan“ und „Unverhofftes Wiedersehen“ im Bergwerk von Falun, Briefe von Mozart an seine Schwester Nannerl, Erinnerungen Goethes an sein Geburtshaus in Frankfurt und die Erlebnisse von Hermann Löns als Jäger in der Lüneburger Heide– auch schon mal erzählt aus der Sicht des Hasen Mümmelmann, den nach manchem Hakenschlag doch noch die Schrotladung erwischt, Reisebeschreibungen „Aus der weiten Welt“, darunter der Absturz eines Wasserflugzeugs 1932 in australischen Trockengebiet und die schließliche Rettung von Hans Bertram durch die Aborigines. Und dann wieder die Erzählungen von Gottfried Keller um die Leute von Seldwyla und nicht zuletzt die Balladen von Schiller und Fontane. In diesen Lesebüchern öffnete sich uns Schülern die Welt der Literatur in ihrer faszinierenden Vielfalt.

Und so erwacht dann beim einen oder anderen Leser auch der Wunsch, sich selbst nicht nur mündlich, sondern in Texten mitzuteilen. Und der schönste Beruf, den ich mir vorstellen konnte, war in meiner Kindheit und Jugend bis hin zum Studium der Germanistik der Beruf des Schriftstellers. Doch Gedichte schrieb ich nie. Nur Prosa ließ sich in andere Sprachen übersetzen, ging es doch um nichts Geringeres als Weltliteratur.

Doch es gab zu meiner Zeit in der Schule auch Formen des Schreibunterrichts, die einem Papier und Bleistift verleideten konnten. Eine unserer Hausaufgaben im Deutschunterricht war, die Kopfbahnsteighalle des Stuttgarter Hauptbahnhofs, wie sie von Paul Bonatz entworfen worden war, also das Objekt des Widerstands im aktuellen Streit um „Stuttgart 21“, so exakt zu beschreiben, dass unser Text aufgenommen werden könnte in einen Architekturführer. Wir pilgerten zum Bahnhof und zählten die Rippen am Dach der hohen Halle und die Rundbögen, unter denen hindurch man auf die Bahnsteige gelangte und wir taxierten die Materialien der Fassade und der Fußbodenplatten. Und das ödete uns an, wohingegen wir eine Erörterung des erotischen Angebots im Bahnhofskino, dem Bali, viel reizvoller gefunden hätten. Doch „Blondinen bevorzugt“ mit Jane Russell und Marilyn Monroe und „Die Zeit mit Monika“ in der Regie von Ingmar Bergmann war im Deutschunterricht nicht gefragt.

Und doch: Ich möchte im Rückblick den Deutschunterricht nicht missen. Was man dort für das Aufsatzschreiben lernte, das war die Grundausrüstung für das Studium der Germanistik und auch für das Erlernen von Handwerklichem auf dem Gebiet des Journalismus.

Darüber hinaus kann ich heute noch die „*Stilfibel. Der sichere Weg zum guten Deutsch*“ von Ludwig Reiners empfehlen. dtv, München 1951. Es gibt ein paar Grundregeln, die man verinnerlichen und immer wieder praktizieren muss.

Es sind deren drei:

1. Lass das Subjekt etwas *tun*, verwende also starke Verben und vermeide möglichst die Worte, die auf –ung enden.

2. Benutze das *besondere Wort*, nicht das allgemeine, das abgenutzte.
3. Schreibe *knapp*. Kurze Sätze, keine Bandwürmer!

Doch Literatur wird auch wieder langweilig, wenn der Autor sich allzu stur an diese Regeln hält und der Leser den Klapperatismus des literarischen Schreibens durchschaut. Du lieber Himmel, da müssen immer alle fünf Sinne angesprochen werden. Da wird gerochen und ertastet, gelauscht und noch und noch erblickt. Und das dehnt sich, wo man doch action erwartet. Und was die abgenutzten Worte anbelangt: Man sollte auch nicht versuchen, seine Texte zum Funkeln zu bringen, indem man lauter kostbare Worte einstreut. Und es gibt auch Gelegenheiten für lange Satzperioden, in denen Bilder gemächlich auftauchen und Gedanken sich entwickeln.

Ich glaube nicht, dass jemand in fortgeschrittenem Alter das literarische Schreiben noch erlernen kann, wenn er das Grundlagenwissen über das Schreiben nicht bereits erworben hat, sei es in der Schule oder sei es im praktischen Umgang mit der Sprache. Es gibt sicherlich Verkäufer oder Sekretärinnen, die im Gespräch mit Kunden oder beim Schreiben von Briefen immer gewandter werden im Handhaben unserer Sprache, bis es dann nur noch ein Schritt ist, dieses präzise, treffende Berufsdeutsch zum literarischen Deutsch weiter zu entwickeln. Das ist allerdings kein kleiner Schritt. Man muss da schon über seinen Schatten springen, d.h. man muss immer wieder seine *déformation professionnelle* überwinden. *Déformation professionnelle*, das heißt: von Berufs wegen deformiert, im Sprachverhalten verbogen.

Dieses Fremdwort *déformation professionnelle* hat seinen guten Sinn und ich will ihn erklären. Man gewöhnt sich im Beruf an gewisse Formen der Darstellung eines Sachverhaltes oder eines Konfliktes. Wer Journalist ist, weiß: Zu einer Nachricht gehört möglichst im ersten Satz – gewissermaßen halbfett dem Artikel vorangestellt – die Beantwortung der Fragen: Wer, was, wann, wo und warum. Und dann kann der Journalist die Details nachschieben. Manchmal verlangt ein Thema auch die ganz ausführliche Darstellung – mit biografischen, historischen und technischen Hintergrundinformationen. Der Berliner „Tagesspiegel“ bietet auf seiner „Dritten Seite“ immer wieder Vorzügliches.

Durch die Lektüre von Zeitungen oder auch durch Geschäftsbriefe oder durch Abhandlungen zu Sachthemen sind Vielredner oder Vielschreiber an bestimmte Formen der Darstellung gewöhnt. Und wenn sie mit dieser Sprache auch noch erfolgreich waren, also ihre Waren verkaufen und ihre Kritiker besänftigen konnten, dann sind sie versucht, immer wieder zum Bewährten zu greifen. Der Erfolg im Gebrauch der deutschen Sprache kann es ihnen sehr schwer machen, literarisch zu schreiben, also Geschichten zu erfinden oder Erlebnisse szenisch – mit eingestreuten Dialogen – zu erzählen.

Diese typisch literarischen Stilmittel muss auch derjenige lernen, der aufgrund seiner beruflichen Tätigkeit bereits sehr gewandt ist im Umgang mit der Sprache, also auf bestimmten Feldern über einen großen Wortschatz verfügt. Das gilt für Lehrer, für Rechtsanwälte, für Pfarrer, für Journalistinnen, für Kindergärtnerinnen, für Geisteswissenschaftler im Allgemeinen und besonders für Ärzte, die Kontakte zu allen Bevölkerungsgruppen haben. Wenn Menschen aus diesen Berufsgruppen literarisch schreiben wollen, dann müssen sie dieses berufsferne Schreiben noch zusätzlich lernen und müssen sich vielleicht sogar ein paar Fähigkeiten, die sich in ihrem Beruf positiv ausgewirkt haben, wieder abgewöhnen.

In meinem Beruf, der Politischen Wissenschaft, ist es immer wieder wichtig, die Fülle der Erscheinungen in einem erklärenden Begriff zusammenzufassen. Wir reden von totalitären Diktaturen und zählen deren Merkmale auf, also z.B. die Geheimpolizei, das Erpressen von Informationen durch Folter, die Kontrolle der öffentlichen Meinung durch Zensur und Propaganda. Der Schriftsteller – im Unterschied zum Politologen – macht die Diktatur lebendig, indem er einzelne Täter oder Opfer in Szene setzt. Natürlich ist es kein Fehler, wenn man auch mit den politologischen Begriffen umzugehen weiß und die wissenschaftliche Literatur zu den Strukturen

totalitärer Systeme kennt, wie dies zum Beispiel bei George Orwell, Aldous Huxley und Arthur Koestler der Fall war. Diese Autoren konnten auch die Anschauung, die sie in ihren Romanen „1984“, „Schöne neue Welt“ und „Sonnenfinsternis“ vermittelten, auf den Begriff bringen. Das ist der Idealfall: der gebildete Poet. Und dieser ist gar nicht so selten, er ist fast die Regel. Unter den deutschen Autoren gibt es sehr viele, die einen akademischen Abschluss mit einer Master- oder Doktorarbeit erzielt haben. Handwerker oder medizinisch-technische Assistentinnen sind unter den Autoren eher selten. Es ist nicht ausgeschlossen, dass auch Angehörige solcher Berufsgruppen literarische Kompetenz erwerben, aber es ist gewiss mühsam und es ist nur möglich, wenn diese Menschen viel lesen, ja wenn sie zu begeisterten Lesern werden.

Ich sage dies, weil ich mich über gewisse Formen der Werbung für Schreibkurse ärgere. Ich finde es gut, wenn Menschen aller Berufsgruppen sich an Volkshochschulkursen zum literarischen Schreiben beteiligen. Das bildet und macht Spaß, und an den Volkshochschulen wird in der Regel auch nicht zu viel versprochen. Dort kann man lernen, wie man den Enkelkindern Geschichten aus dem eigenen Leben erzählt, und vielleicht lernt dort auch ein Polizist, wie man einen Krimi schreibt. Doch man sollte Menschen nicht den Floh ins Ohr setzen, dass sie gewissermaßen im Fernkurs - gegen saftige Gebühren - zu Bestsellerautoren avancieren könnten.

Der „Tagesspiegel“ hat am 30. Januar einen Beitrag von Sebastian Leber gebracht mit der knallenden Überschrift „Nebenberuf: Bestsellerautor“. Der Beitrag war instruktiv und gut zu lesen, aber die Autoren, die hier aufgeführt wurden, waren alles Leute, die von Berufs wegen mit Lesestoff umgegangen waren, also günstige Voraussetzungen für das Aufbaustudium des literarischen Schreibens mitgebracht haben. Die erfolgreichsten, die von Sebastian Leber genannt wurden, waren die beiden Juristen Bernhard Schlink, Verfasser von „Der Vorleser“, und Ferdinand von Schirach, Verfasser von „Verbrechen“, einer Sammlung von Fallstudien auf seinem Arbeitsfeld als Strafverteidiger.

Das war jetzt schon eine lange Vorrede für meinen Erfahrungsbericht über die eigene achtjährige Lehrzeit im literarischen Schreiben. Diese Vorrede schien mir aber notwendig zu sein, weil ich – trotz meiner persönlichen Freude am Schreiben – doch eindringlich davor warnen möchte, sich das literarische Schreiben als einen Karriereweg vorzustellen. Wenn man schreibt, dann sollte man es einzig und allein tun aus dem unabdingbaren Bedürfnis, sich im Wort mitzuteilen und weil man glaubt, dass man – und sei es auch an noch so abgelegener Stelle – mit seinen eigenen Worten einen Beitrag zur menschlichen Kultur zu leisten vermag.

Es gibt einen ägyptischen Papyrus, auf dem ein unbekannter Autor mit einem erstaunlichen Selbstbewusstsein, seine Wortbildungen mit den Pyramiden der Pharaonen verglichen hat:

Man hat ihnen Tore und Grabbauten errichtet -
sie sind verfallen, ihre Totenpriester dahingegangen
ihre Denksteine sind mit Sand bedeckt,
ihre Gräber vergessen.
Aber man nennt ihre Namen wegen ihrer Bücher,
die sie geschrieben haben, als sie noch lebten.
Gut ist die Erinnerung an den, der sie verfasst hat,
bis in alle Ewigkeit...
Nützlicher ist ein Buch als ein Denkstein
mit Inschrift,
als eine fest gefügte Grabwand.
Es errichtet Tempel und Pyramiden
im Herzen dessen, der ihren Namen bewahrt...
Auch wenn sie verborgen sind, rührt ihr Zauber
alle an.

die in ihren Werken lesen.

Ich war verblüfft, als ich diese Zeilen 1993 auf einem Flug nach Ägypten las, zitiert von Erik Hornung in der Aufsatzsammlung "Der Geist der Pharaonenzeit". Vielleicht hat sich der Autor zu viel eingebildet, aber es ist wohl kein Zufall, dass die größte Bibliothek des Altertums sich in Alexandria befunden hat – und nur leider verbrannt ist.

Aber nehmen wir die Bibel, ein Produkt des kreativen Schreibens von jüdischen Priestern um das Jahr 600 vor unserer Zeitrechnung, oder nehmen wir die Schriftrollen, die uns die Griechen und Römer hinterlassen haben, dann wissen wir, dass sich in diese lange Reihe der literarisch Schreibenden einzureihen, eine der großartigsten Aufgaben ist, welche die Geschichte der Menschheit kennt. Und es gelingen eben immer wieder literarische Werke, die unser Menschsein prägen und die dauerhafter sind als Pyramiden. Der eine wird hier Don Quijote, der andere Robinson und ein dritter die Blechtrommel nennen.

Es ist nicht sonderlich wahrscheinlich, dass einem Lehrling auf dem Felde des literarischen Schreibens eines Tages ein Werk dieser Qualität gelingen wird, aber auch der Lehrling wird ein Gespür für Qualität erlangen und sich infolgedessen an der Lektüre solcher Meisterwerke erfreuen. Wer sich im Schreiben übt, liest aufmerksamer. Das literarische Schreiben ist aber auch eine Erziehung zur Bescheidenheit. Und wenn einem im Endeffekt dann auch keine Weltliteratur gelingt, dann gelangt man vielleicht doch zu dem berechtigten Gefühl, an seinem Ort mit verständlichen Texten im world wide web der Literatur einen Beitrag zur Kultur der Menschheit geleistet zu haben.

Mir geht es heute Abend darum zu zeigen, dass die persönliche Beteiligung an Schreibkursen und das Zusammentreffen in Schreibgruppen ein wichtiger Bestandteil unserer Kultur, der Berliner Kultur sind, auch wenn aus den Beteiligten nur in ganz seltenen Fällen Bestsellerautoren werden dürften.

Und nun also zu meinen Anfängen im literarischen Schreiben. Im Oktober 2003 – ein Jahr nach meiner Pensionierung – habe ich den ersten Schreibkurs besucht. Empfohlen hatte mir diesen Georg Meusel, ein Bürgerrechtler aus Werdau in Sachsen, mit dem ich 1997 auf den Spuren Gandhis sechs Wochen durch Indien gereist war. Wir hatten beide Tagebuch geschrieben und unsere Aufzeichnungen ausgetauscht. Mein gleichaltriger Freund Schorsch empfahl mir Paul Schuster, einen 73jährigen Schriftsteller und Journalisten aus Siebenbürgen. Das sei ein Mann mit jahrzehntelanger Erfahrung in Schreibkursen an Volkshochschulen und in Gefängnissen. Um ihn habe sich ein Kreis von Menschen aller Alters- und auch Berufsgruppen gebildet, die immer wieder zu seinen Kursen in Dorstadt bei Wolfenbüttel zusammen kämen. Zehn Leute würden sich in einem Heim der katholischen Jugend für eine Woche treffen und sich abwechselnd selbst bekochen. Dies und die einfache Unterkunft machten den Kurs preisgünstig. Die meisten Teilnehmer seien gebildete, belesene Leute, aber es gäbe darunter auch Naturtalente, die von ihren alltäglichen Erfahrungen in der Familie und an ihren Arbeitsplätzen zu erzählen lernten.

Wer sich anmeldete, musste einen so genannten „Steckbrief“ einreichen, der dann an alle Teilnehmerinnen versandt wurde. Ich wollte nicht gleich mit meinen akademischen Titeln heraus rücken, weil ich fürchtete, dass mich dies isolieren würde. Diese Furcht erwies sich als unbegründet, weil sich alle von vornherein duzten. Das galt auch für Paul Schuster, der alle Übungen mitmachte und was er mit uns schrieb zur Diskussion stellte. Man begab sich also nicht in ein Schüler-Meister-Verhältnis, sondern befand sich von vornherein in einer solidarischen Lerngruppe, wo jeder jeden loben oder kritisieren konnte. Ich kannte dies von der Universität nur von meinen Trainingskursen in gewaltfreier Konfliktaustragung, wo ich auch nicht den großen Zampano markiert, sondern die Übungen erklärt und dann selbst mitgemacht habe. Das war eine Vorbereitung auf gefährliche Konfrontationen und das solidarische Duzen gehörte notwendig dazu. Darum war mir Paul (Schusters) Vorgehen nicht ganz fremd und ich fühlte mich in Dorstadt sofort zu Hause und akzeptiert. Diese Enthemmung ist wichtig, damit man sich überhaupt traut, mit der

Sprache herauszurücken.

Es gab auch keine lange Vorstellungsrunde. Der „Steckbrief“ war im Voraus vervielfältigt worden und darauf hatten wir auch angegeben, welche Autoren uns besonders beeindruckt hatten. Bei mir waren dies Hermann Lenz mit seinen autobiographischen Büchern und Peter Handke mit seinen Reiseberichten aus dem ehemaligen Jugoslawien. Darüber haben wir dann nach dem Abendessen in der großen Runde um einen großen Couchtisch bei einem Glas Wein gesprochen.

Doch zunächst war die erste Schreibrunde dran. Zur Tradition der Schreibwochen in Dorstadt gehörte die „Olympiade“. Das war ein interner Schreibwettbewerb, bei dem es gewissermaßen um Medaillen beziehungsweise um einen ersten, zweiten und dritten Platz ging.

Zunächst benennt jeder ein Wunsch-Thema. Es darf aber nicht zu ausgefallen sein. Alle müssen etwas darüber schreiben können. Es werden genannt: Schulanfang, Parkbank, Wartezimmer, Fisch, Getränkemarkt, Bahnhof, Autobahn, Bauernhof, Friedhof, Theater. Diese Themen werden in der Reihenfolge der Nennung von jedem auf einen Bogen Papier geschrieben. Dann unterstreicht man aus der Reihe von elf Themen deren fünf. Was am meisten Zustimmung findet, wird zum Thema der „Olympiade“. „Parkbank“ erhält sieben Stimmen, mein Vorschlag „Fisch“ immerhin fünf. Nun muss jeder ein Wort nennen, das zur Grundausstattung eines solchen Textes gehören dürfte. Ich sage „Sonne“, andere „Bank“ und „sitzen“. Nachdem wir 11 solcher Worte, die in den Umkreis von Parkbänken gehören, aufgelistet haben, erhalten wir die – mich überraschende – Auflage, gerade diese Worte im Text, den wir im Übrigen nach Belieben gestalten können, zu vermeiden. Arbeitszeit 30 Minuten.

Das geforderte Arbeitstempo ist für mich ein Schock. Ich schreibe nicht drauf los. Ich bin es gewohnt, zunächst Stichworte zu notieren, den Gang der Handlung zu bedenken und am ersten Satz zu basteln. Nichts da! Wir sollen à tempo loslegen. Der Zeitdruck soll uns die Schreibhemmung nehmen. Bei mir funktioniert das nicht. Ich bin wie gelähmt. Mir fällt par tout keine Parkbank ein, die jemals für mich von Bedeutung gewesen wäre, und ich kann mich auch nicht à la bonne heure in ein Liebes- oder Rentnerpaar versetzen, das auf einer Parkbank von künftigem oder vergangenem Glücke träumt. Ich weiß: Wenn ich dies versuchen sollte, lande ich unweigerlich in Klischees.

Ich atme durch und überlege: Dein täglicher Spaziergang am Groß Glienicker See führt doch an einigen Bänken vorüber. Im strengen Sinn sind diese Anlagen keine Parks. Doch das brauchst du jetzt nicht so eng zu sehen. Jedenfalls mangelt es dir im Blick auf die Kladower Bänke nicht an sinnlichen Details, auf das es beim literarischen Schreiben wohl ankommt.

Soweit mein Selbstgespräch. Ich schreibe den ersten Satz. Doch ich sage es vorweg: Ich komme mit meinem Vorhaben in der erlaubten halben Stunde auch nicht annähernd zu Rande.

Walk and Read (W+R)

Die Ärzte haben es mir empfohlen. Dringend! Dreißig Minuten „Walking“, mindestens jeden zweiten Tag. Es ist mir inzwischen zur lieben Gewohnheit geworden – durch einige Modifikationen. Ich mag nicht auffallen. Darum „walke“ ich nicht nordisch mit zwei Stöcken. Ich schlendere – im Winter mit den Händen in den sich allmählich erwärmenden Taschen des Anoraks. Und immer freue ich mich auf die Unterbrechung dieser Pflichtübung, auf meinen Aussichtspunkt, von dem aus ich über einen mageren Acker und über die Badewiese und den Kinderspielplatz auf die blinkende Fläche des Groß Glienicker Sees blicken kann. Am rechten Rand des Ackers leuchten die weißen Stämme der Birken, dazwischen die roten Früchte einiger Vogelbeerbäume

Links wird der sich zum See hin senkende Acker von einem Pappelhain begrenzt. Darunter Holunder und Pfaffenhütchen, die eigentlich Kardinalshütchen heißen müssten. Im Herbst umrunde ich auch diesen schmalen Hain. An dessen hinterem Rand stehen zwei herrenlose Apfelbäume. Der eine trägt Anfang August bereits die fast weißen Klaräpfel und der andere eine späte, säuerliche Sorte, mit harter, grasgrüner Schale. Bei den Klaräpfeln muss ich jedes Jahr mit den Wespen konkurrieren, hingegen macht mir die grünen Säuerlinge niemand streitig. Sie sind robust, und ich

muss sie noch Ende Oktober von den Ästen brechen, wenn ich sie vom Spaziergang mit nach Hause nehmen und bis Weihnachten im Keller lagern will.

Dieser Blick von oben auf den See hat sich mir eingeprägt, weil ich es schätze, hier zumindest ein paar Minuten auszuruhen. Bei angenehmen Temperaturen darf es auch mal eine gute halbe Stunde sein, ich ziehe die Reclam-Ausgabe eines Klassikers aus der Tasche oder auch mein eigenes Schreibheft, um mir Eindrücke und Gedanken zu notieren

An dieser Stelle waren die erlaubten dreißig Minuten um. Ich hatte mich zu lange mit dem Obst beschäftigt und gerade mal den Einstieg geschafft. Eigentlich wollte ich noch berichten, wie mich das diszipliniert „walkende“ Ehepaar Hammer auf der Bank am oberen Rand des sandigen Ackers vorgefunden, gewissermaßen ertappt und dann Ruth von der geruhsamen Gestaltung meiner Pflichtübung berichtet hatte. Um nicht wieder verpetzt zu werden, hatte ich hinfort meine Schritte zum asphaltierten Grenzweg gelenkt, auf dem früher die DDR-Posten entlang gefahren waren. Auf diesem glatten Untergrund konnte ich auch im Gehen lesen ohne zu stolpern. Mein Rezept war hinfort: W+R, walk and read!

Doch wie gesagt, die halbe Stunde war vorbei. Alle Texte wurden vervielfältigt und im Laufe des folgenden Tages wurden sie bewertet.

Alle gehören zur Jury und alle vergeben erste, zweite und dritte Plätze für die anonymen Texte. Man kann sich also auch selbst wählen. Erster Platz drei Punkte, zweiter Platz zwei, dritter Platz einen Punkt.

Ich habe – erwartungsgemäß – keinen Punkt erhalten. Der Text der Gewinnerin entsprach in idealer Weise der Vorstellung, dass alle fünf Sinne am Schreiben beteiligt sein sollen und dass nicht jeder Gedanke ausgelatscht werden muss, sondern dass man auch mit Assoziationen der Leser arbeiten darf. Diese Lektion leuchtete mir ein. Ich habe diesen Text, der Erinnerungen an den Zürichsee skizziert, aufbewahrt und ich hätte ihn gerne zitiert, aber die Verfasserin hat mich gebeten, dies zu unterlassen. Der Text sei doch unter Zeitdruck verfasst worden und in der Eile habe sie es auch versäumt, die Namen der Beteiligten zu verfremden. Da wäre es ihr peinlich, auf den ersten Kuss am See angesprochen zu werden.

Wie schon bei der „Olympiade“, so war auch bei den folgenden Übungen bei Paul Schuster die Bescheidenheit keine Zier. Am nächsten Tag wagten wir uns im Kollektiv an einen „Roman in elf Kapiteln“, denn elf waren wir inklusive Paul.

Wir sollen – und wieder à tempo – arbeitsteilig einen Roman bzw. Schlüsselszenen verfassen, die im Mittelpunkt des jeweiligen Kapitels stehen. An der Formulierung der Vorgabe werden wieder alle beteiligt. Das Ergebnis ist: Der Held des Romans heißt Hermann Berger, wurde 1926 geboren, katholisch getauft und kommt als Flüchtling nach Westdeutschland. Er stammt aus mittelständischen Verhältnissen, ist (zeitweilig) Tankwart, wird im Alter von 20 Jahren Vater einer unehelichen Tochter mit Namen Angela. Die Mutter heißt Karin. Er bleibt ledig, ist kurzsichtig und wählt SPD. Sein Hobby ist das Drechseln.

Meine Aufgabe ist es, für das 4. Kapitel, das den Zeitraum 1947 – 1954 einnimmt, einen Abschnitt bzw. eine Szene zu verfassen. Hermann ist also 21 – 28 Jahr alt. Die inhaltliche Vorgabe lautet: Hermann bekennt sich zu seiner Tochter Angela.

Ich stelle mir vor, der Roman – zumindest mein Kapitel - spielt in der fränkischen Kleinstadt, in der Ruth, meine Frau, aufgewachsen ist und von der ich - infolge häufiger Besuche bei meiner Schwiegermutter – eine lebhaft Vorstellung habe.

Links und rechts des Gesangbuchs

In Bad Windsheim läuten am Sonntagmorgen von St. Kilian die Glocken. Sie laden die Evangelischen - und das ist die überwiegende Mehrheit - zum 10-Uhr-Gottesdienst ein. Als Hermann, der seine Eltern früh um 8 Uhr zur Messe begleitet hat, die Glocken hört, denkt er an Karin. Jetzt wird sie ihre Eltern begleiten. Es sind nur ein paar Schritte vom Goldenen Schwan zur

Kirche. Das Dienstmädchen wird auf die Kleine aufpassen. Die Familie des Schwanen-Wirts wird wieder in der dritten Reihe sitzen und Karin wird links neben ihren Eltern sitzen - sitzen müssen, obwohl ihr der Außenplatz am Mittelgang viel lieber wäre. Und dann wird der Uhrmacher Zinngräbe mit seiner Familie anrücken. Von dieser Sippe ist einer noch wamperter als der andere. Und dann werden sie sich an denen vom Schwanenwirt vorbeidrücken und der Walter wird sich rechts von seinen Eltern und direkt neben die Karin setzen und wieder versuchen, seinen Hintern noch weiter nach rechts zu manövrieren. Doch Karin wird das Gesangbuch und ihre schwarzen Handschuhe links neben sich auf die Bank legen. Das ist ihre Taktik. Sie will es sich mit den Zinngräbes nicht verderben. Sie sagt immer, der Walter kann lustig daherreden und ich kenn ihn ja von klein auf, aber er ist einfach zu dick und er wird garantiert noch fetter.

Karin wird darauf achten, dass ein Zwischenraum bleibt. Keine Tuchföhlung, das hat sie mir versprochen! Und heute Nachmittag werde ich mich mit ihr an der Winterung treffen. Der Karpfen- und Löschteich ist zugefroren. Ich werde es diesen behäbigen Franken schon zeigen. Die sagen immer „passt scho“, bloß die Karin gönnen sie mir nicht. A Flüchtling ischt dr Hermann; hot nix und noch katholisch drzu. Ich werd den Kinderwagen über das Eis schieben und die Karin soll sich bei mir unterhaken. Vor aller Augen, nicht versteckt hinten rum an der Aisch, werden wir spazieren gehen. Das hab ich Karin versprochen. Doch sie mag nicht so recht, hat Angst vor dem Geschwätz der Leute. Doch den Kinderwagen schieben, das wird mein Geschenk sein zum ersten Geburtstag von Angela und ein doppelwandiger Warmhalteteller für Zwieback mit Banane. Ich werd's den Franken zeigen, von wegen und passt scho!

Mit dieser Romanpassage waren Paul und die anderen zufrieden. Das mit dem inneren Monolog und den fränkischen Einlagen galt als „kreativ“, obwohl ich eigentlich nichts anderes getan hatte, als an Ruth und ihre Windsheimer Schulfreundinnen zu denken.

Ich will jetzt nicht alle Dorstädter Übungen aufzählen, zumal wir die Nachmittage darauf verwandten, einen größeren Text eigener Wahl zu schreiben. Dieser große Text, also eine Erzählung oder gar ein Roman, hieß der Streckentext, im Unterschied zu den kleinen Übungen, die Paul als „Topflappen“ bezeichnete. Mit dem Häkeln von Topflappen fängt bekanntlich – zumindest aus der Sicht von Männern – der Handarbeitsunterricht an.

Nur noch eine von Pauls Übungen, schon mehr ein Zwischending zwischen Topflappen und Pullover. Die Übung nannte sich der „Rollzettel“. Die Aufgabe: Erzähle eine Begebenheit zu vorgegebenen Stichworten!

Jeder schreibt auf einen Bogen Papier zuerst einen Vor- und einen Nachnamen, verdeckt diesen durch Umfalten und reicht den Zettel an den Nachbarn weiter. Es werden nach und nach Alter, Beruf, eine Konfliktsituation, ein Ort und ein Gerät, das in der Geschichte eine Rolle spielen soll, hinzugefügt und eingerollt. Am unteren Ende des Zettels wurde gleich zu Beginn vermerkt, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelt. Diese Daten sind die Vorgaben für den Text, der im Übrigen frei gestaltet werden kann – in 30 Minuten. Mein Rollzettel enthielt folgende Vorgabe:

Marion Weber, 45, Kindergärtnerin, Park, vom Chef unterdrückt, Handy

Ich lasse mir Folgendes einfallen. Ich nenne als erstes den Titel, den ich aber als letztes hinzufügte.

Das Tischgebet

Marion war in Familie Weber das jüngste Kind. Sie hatte in der kleinen Runde, aber auch bei festlichen Anlässen das Tischgebet zu sprechen. Ihr Lieblingsgebet zeichnete sich durch Kürze und einen sympathischen Adressaten aus. Sie sprach es immer mit gesenktem Köpfchen. Durch die häufige Wiederholung war es kaum zu vermeiden, dass sie es mehr und mehr ohne besondere Betonung herunterschnurrte. Dies fiel aber nicht auf. Sie hatte es auch von Erwachsenen nie anders gehört. Erst als sie die dritte Klasse erreicht hatte, übrigens ohne große Anstrengung, denn sie las und rechnete gerne, kam ihr an dem täglichen Gebet etwas seltsam vor. Warum begann das

Gebet mit einem Satzzeichen und zudem mit einem, das sonst nur in der Mitte von Sätzen gebraucht wird, doch nie am Anfang? „Komma Jesus sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast!“

Als Superintendent Joachim Völker und weitere Mitglieder des Kreiskirchenrats den Kindergarten von Alt-Tempelhof-Ost visitierten, rückte mitten im leutseligen Gespräch der Visitierenden mit Marion Weber, der mittlerweile 45-jährigen stellvertretenden Leiterin der Kindertagesstätte, die Mittagszeit heran. Marions Kolleginnen hatten den Tisch gedeckt und das Essen aufgetragen. Es gab die beliebten, wenn auch mit Kleckern verbundenen Nudeln mit Tomatensoße. Das ließ sich abwischen. Davor war Marion nicht bange. Doch würde der Superintendent nun erwarten, dass eines der Kinder das Tischgebet spricht? Oder sollte sie selbst es tun? Sie fühlte sich blockiert. Warum eigentlich? Sie kannte doch mittlerweile viele Tischgebete, sang sogar mit den Kindern das eine oder andere. Und wenn eines der Kinder meinte „Piep, piep, piep, wir haben uns alle lieb. Guten Apetiet!“ sei doch das schönste, ließ sie auch das gelten. Doch dies sagte sie nicht dem Superintendenten und den Mitgliedern des Kreiskirchenrates. Stattdessen ging sie Völker, den sie in seiner frischen Art aus der Ferne gerne mochte, jetzt ein wenig um den Bart: „Könnten denn nicht Sie heute das Tischgebet für die Kinder sprechen?“ Damit hatte der Superintendent nicht gerechnet. Er wollte nicht Nein sagen. Doch er schien zu überlegen, welches Gebet sich für die Knirpse eigne.

Alle setzten sich. Auch der Superintendent und seine Begleiter erhielten einen Teller Nudeln mit Tomatensoße. Völker faltete die Hände und die Kinder taten es ihm nach. Diese Hürde war genommen! Und dann hob er an: „Komma Jesus sei unser Gast ...“ Die Anspannung Marias löste sich in einem zunächst mühsam unterdrückten und dann viel zu lauten Lachen. Der Superintendent sah sie erstaunt, auch etwas indigniert an. Was war an seinem Gebet lächerlich? Sie wollte es ihm erklären, doch sein Handy klingelte. Er musste seine Nudeln stehen lassen. Der Baustadtrat wartete. Zum Rathaus waren es nur wenige Schritte.

Hatte sie sich mit ihrem Lachanfall die Chance verbaut, zur Leiterin der Kindertagesstätte befördert zu werden? Auf dem Nachhauseweg durch den Park traf sie Völker. Er schaute sie an und fragte: „Frau Weber, warum haben Sie heute Mittag bei meinem Gebet so lachen müssen?“ Sie erklärte ihm das mit dem Satzzeichen. Er stutzte, schnurrte den Satz probenhalber „Komm Herr Jesus, - komma Jesus“. Und dann: „Ja, was sich die Kinder bei unseren frommen Worten manchmal so vorstellen? Vielleicht schreibe ich die Geschichte mit dem Komma in den Visitationsbericht. In dem gibt es sonst nie was zu lachen.“

Neben den kurzen Übungstexten, den so genannten „Topflappen“ arbeiteten wir an einem großen Text, von Paul Schuster „Streckentext“ genannt. Bliebe man im Bilde, müsste man von einem Wandteppich sprechen. Ich versuchte mich in Dorstadt – im Vorgriff auf die geplante Autobiographie – an einem fiktiven Tagebuch des Widerstands gegen die Stationierung neuer Mittelstreckenraketen in Mutlangen, am Rande der Schwäbischen Alb. Dieser Text über die so genannte Prominentenblockade der amerikanischen Raketenbasis ist dann unter dem Titel „Im Friedenscamp“ in der Zeitschrift „Gewaltfreie Aktion“ erschienen. Das Kreative war, dass ich das ausführliche Tagebuch des kurzen Zeitraums 1. – 3. September 1983 im Nachhinein erfunden habe. Ich bin gelernter Historiker. Als solcher darf ich eigentlich keine Tagebücher zu historischen Ereignissen erfinden. Und es wäre mir auch lieber gewesen, wenn Heinrich Böll, Günter Grass und Peter Härtling, die in Mutlangen dabei waren, vor Ort ein echtes Tagebuch geschrieben hätten. Haben sie aber nicht. In der Not frisst der Teufel Fliegen, und wenn die Literaturnobelpreisträger kein Tagebuch schreiben, dann müssen es eben die Lehrlinge und die Praktikantinnen tun, wie alt sie auch immer sein mögen. Walter Kempowski hat mit „Echolot“ durch seine Reihung von datierten Texten ganz unterschiedlicher Herkunft bewiesen, dass auch Literatur entstehen kann, wo die einzelnen Autoren dies zunächst gar nicht oder zumindest nicht in dieser Form im Sinne hatten.

In dieser Weise haben jetzt die Betreuer des Theodor-Fontane-Archivs in Potsdam Peter Böhlig und Peter Walther Tagebücher aus Brandenburg zu einem Sammelband vereinigt: *Die Russen sind da. Kriegsalltag und Neubeginn 1945*.

In diesem Sinne kann jeder kreativ schreiben – und je mehr man vom Handwerk in der Schule und in Schreibkursen gelernt hat, desto besser.

Ich habe seit 1962 Tagebuch geschrieben und ich bin ziemlich sicher, dass in diesem Archiv der persönlichen Notizen sich auch Texte befinden, die es eines Tages auszugraben lohnt. Es gibt mittlerweile Tagebucharchive und Sammelstellen für Autobiographien.

Gerd Fuchs, ein angesehener Hamburger Autor hat nach einer Lesung im Buchhändlerkeller aus seinem autobiographischen Werk „Heimwege“, mir folgendes geschrieben.

„Ein Schriftsteller ist jemand, der durch Sprache es versteht, im Kopf seines Lesers Gefühle, Bilder, Erinnerungen, Gedanken und noch vieles mehr zu erzeugen. Abgesehen von Talent muss er dafür sein Leben lang gelesen, Formen ausprobiert, Schreiberfahrung gesammelt haben. Das schließt aus, dass einer von heute auf morgen beschließen kann, Schriftsteller zu werden. Erst recht, wenn er schon über die Verrentung hinweg ist...“ Das sagte er ad hominem, der 78jährige zum 73jährigen. *„Tausende von alten Herren überfluten die Verlage mit ihren Manuskripten, und ich schwöre Ihnen (ich habe selber in einem Verlag gearbeitet), sie wandern alle in den Papierkorb.“*

Gerd Fuchs hat Recht im Blick auf die Publikationschancen. Doch ich widerspreche ihm kategorisch für den Fall, dass er meint, damit eine kulturkritische Aussage über den Wert von Autobiographien zu machen. Und hier berufe ich mich auf den einflussreichsten deutschen Schreiblehrer Lutz von Werder, auf sein Buch *„Erinnern, wiederholen, durcharbeiten. Die eigene Lebensgeschichte kreativ schreiben“*. Das kreative Schreiben ist ein kultureller Wert an sich, auch wenn nur Weniges die Ehre der Altäre, also das Erscheinen zwischen zwei Buchdeckeln erlangen wird.

Ob jemand das Tagebuch einer Indien- oder einer Ägyptenreise schreibt oder ob er von einer Radtour durch die Oberlausitz – im Gedenken an Theodor Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ - erzählt, er leistet schon allein durch den bloßen Versuch einen mehr oder weniger gelungenen Beitrag zur Kultur der besuchten Region.

Ich habe dieser Tage mein Reisetagebuch aus dem Ägypten des Jahres 1993, als ich mit dem Evangelischen Bildungswerk die dortigen Kopten besuchte, wieder hervorgeholt. Diese 60 Seiten waren und sind kein Aufsehen erregender Beitrag zur Entwicklung der deutsch-ägyptischen Beziehungen und zur Rolle der Kopten in der ägyptischen Gesellschaft. Doch wenn jemand herausfinden möchte, was Touristen damals zu sehen und zu hören bekamen und was sie ignoriert haben und wenn man sich für die Kopten interessiert, dann ist es vielleicht doch eine lesenswerte Quelle.

Wer schreibt, tut es zunächst einmal aus eigenem Bedürfnis. Natürlich hofft man, dass sich früher oder später jemand für diese Aufzeichnungen und Fantasien interessieren wird. Doch dies kann lange dauern und vieles wird vergessen werden und vergessen bleiben. Diese Gelassenheit hat nicht jeder. Wer vom Schreiben leben will, muss den Markt im Auge haben. Dies schließt bei Spitzenbegabungen nicht aus, dass Meisterwerke entstehen. Doch wenn der Anfänger von vornherein darauf bedacht ist, die Lesebedürfnisse einer großen Zahl von Leserinnen zu erfüllen, dann wird er im Erfolgsfall leicht zu dem, was Peter Handke als einen „Lesefutterknecht“ im Dienste der Verlage oder der Fernsehanstalten bezeichnet hat.

Die meisten Absolventen von Schreibkursen und auch die Mitglieder langlebiger Schreibgruppen wissen nicht, ob ihre Texte publiziert werden. Sie schreiben zunächst einmal im Blick auf die kleine Gruppe ihrer Schreibfreunde und freuen sich über deren Anerkennung. Manchmal schreibt man auch im Blick auf eine potentiell große Leserschaft einen Text, von dem man annimmt, dass er so wichtig ist, dass er es rechtfertigt, die vorhandene große Zahl von Meisterwerken zur Seite zu legen und diesen neuen Text, diese creatio ex nihilo, zu lesen.

Der Autor sollte sich immer fragen: Darf ich meinen Lesern die Zeit stehlen, die sie auch auf die

Lektüre von Klassikern der Weltliteratur verwenden könnten? Mir haben mehrere gebildete Freunde gesagt: Diesem Anspruch werde ich nie und nimmer genügen und darum lasse ich die Finger vom kreativen Schreiben. Das ist eine ehrenwerte Ausrede, aber das Aktuelle und einen persönlich Betreffendes haben ihren eigenen Wert in der Konkurrenz mit dem Klassischen.

Darum behaupte ich: Die Lektüre der Blechtrommel ist kein Ersatz für die Lektüre eines von Günter Grass ungeschriebenen Tagebuchs der Prominenten-Blockade in Mutlangen im September 1983.

Damit jetzt niemand enttäuscht ist, sage ich vorweg: Mein Dorstädter „Streckentext“ zum Friedenscamp in Mutlangen ist – als erster Versuch – kein Meisterstück. Das ist eine Lehrlingsarbeit, aber sie ist lesenwert, wenn man sich vergegenwärtigen will, wie im Herbst 1983 die Sicherheitslage in Deutschland eingeschätzt wurde und zu welchen Handlungen diese Einschätzung in der Friedensbewegung geführt hat. Das sollte man nicht zusammenfassend auf den Begriff bringen, sondern davon muss man erzählen.

Ganz unbescheiden lese ich jetzt den Anfang meines erinnerten Mutlanger Tagebuch „Im Friedenscamp“.

Mittwoch, 31. August 1983

Der Aufbruch von Alt-Tempelhof-Ost

„Ich habe meiner Mutter einen Abschiedsbrief geschrieben“, gesteht Anja Mücke. Die 23-jährige Erzieherin gestaltet in der Evangelischen Kirchengemeinde Alt-Tempelhof-Ost (ATO) den Kindergottesdienst und gehört zu unserer ATO-Friedensgruppe. Ich erschrecke bei dem Wort „Abschiedsbrief“. Was geht in Anja vor? Auch die anderen blicken sie erstaunt an. Sie hat es ihrer Mutter nicht zu sagen gewagt, dass sie mit drei anderen aus der Kirchengemeinde nach Mutlangen fährt, um am 1. September 1983 um 5.45 Uhr, 44 Jahre nach Beginn des Zweiten Weltkriegs, an der Blockade der Zufahrt zum amerikanischen Raketendepot teilzunehmen. „Meine Mutter hätte sich furchtbar aufgeregt. Sie hätte mich bestürmt: Bleib hier!“ Ihr Freund, der sie auf den Parkplatz der Kindertagesstätte in der Götzstraße 24 gebracht hat, legt ihr den Arm um die Schulter. „Ich wäre so gerne mitgefahren, doch mitten in der Woche geht das nicht.“ - „Aber Du hast mir versprochen, die entliehenen Bücher zurückzugeben.“ Er nickt, und ich erschrecke wieder. Ich fühle mich verantwortlich. Da hat sie doch wahrhaftig aus den Büchern kleine Stapel gebildet und dem Freund erklärt, welcher Freundin er welche Bücher zurückbringen soll. War das eine Empfehlung aus dem Berliner Training zur Vorbereitung auf den Sitzprotest, oder entsprang dieser Wunsch, ihr junges Leben im Ernstfall zu einem geordneten Abschluss zu bringen, einer allzu lebhaften Phantasie? Um Himmels willen! Mein Kalender ist auch in den nächsten Wochen voll von Terminen. und ich bin glücklich damit. So nähere ich mich meinem Vorbild Abraham Johannes Muste, dem Reisesekretär der amerikanischen Fellowship of Reconciliation. Der hat seinen Beruf als Peace Agitator angegeben. Das wäre ich gerne: ein Friedensagitator. Doch die Wirklichkeit sieht anders aus: Du bist Professor am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität und lehrst Friedens- und Konfliktforschung. Friedensagitation ist aufwändige Nebentätigkeit. Jetzt sind Semesterferien, und so kannst du mitten in der Woche zu einem Raketenstandort reisen und an einem Sitzprotest teilnehmen. Doch in sechs Wochen beginnt das Wintersemester. Da hast du vier Kurse angekündigt. Gewiss allesamt zu Friedens- und Umweltthemen, doch als Beamter hast du nun mal deine Pflichten; die musst du ernst nehmen. Für das Geld der Steuerzahler musst du gute Arbeit leisten.

Meine Sorge ist dabei weniger, dass wir in Mutlangen von der Polizei weggeschleppt, festgenommen, erkennungsdienstlich behandelt, vor Gericht gestellt und zu einer saftigen Geldstrafe verurteilt werden können. Zwanzig Tagessätze sind das Übliche. Das ist alles kalkulierbar. Doch ich frage mich: Wie groß ist die Kriegsgefahr wirklich? Übertreiben wir nicht, wenn wir genau zu dem Zeitpunkt, an dem Hitler - wie er das formulierte - nach Polen „zurück geschossen“ hat, mit der Blockade der Raketenbasis beginnen?

Darüber will ich in Mutlangen mit Menschen meines Alters und auch mit denen sprechen, die zur älteren Generation gehören. Auf die Frage nach der Wahrscheinlichkeit eines Krieges - im Falle der Stationierung neuer Raketen - habe ich keine klare Antwort. In unserer ATO-Friedensgruppe gehört nur Christel Engler zur Generation derjenigen, die den Bombenkrieg als Erwachsene erlebt haben. Ich war noch ein Kind, als Stuttgart brannte. Wir waren nach Münsingen evakuiert worden. Doch noch über 60 Kilometer Entfernung war bei Nacht der rote Schimmer am Himmel über Stuttgart wahrzunehmen gewesen. Christel Engler beteiligt sich an einem Schweigekreis vor der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche und sie reiht sich in Friedenskette, wenn es gilt, die Botschaften verfeindeter Regierungen zu verbinden. Doch sie trumpft nie auf mit einer Analyse der Lage. Auf der letzten Demo hat sie mit Hausfrauenlogik die großkopfeten Strategen durch den Kakao gezogen: „Keine neuen Raketen, bevor die alten nicht aufgebraucht sind“, stand auf dem Plakat, das sie sich umgehängt hatte.

Es wärmt mich, dass diese Frau im Alter meiner Mutter im Morgengrauen in Trenchcoat und Wollschal vor dem Gemeindehaus steht.

Mein erster Kurs mit Paul Schuster war leider auch schon der letzte. Ich wäre wie manche andere Teilnehmerin im nächsten Jahre gerne wieder gekommen, doch Paul starb ganz überraschend im Frühjahr des Jahres 2004 an einer Blutvergiftung.

Einige Ehemalige beschlossen die Tradition fortzusetzen und sich im Sommer wieder in Dorstadt zu einer nun selbst organisierten Schreibzeit zu treffen. Obwohl Frischling in der Runde der Schreibfrauen wurde ich freundlich kooptiert und war dann von 2004 bis heute immer wieder bei den Schreibzeiten in Dorstadt dabei. Wir waren meist zu sechst oder acht, schrieben tagsüber unsere Texte, wandelten zwischendurch im Obstgarten und durften bei den Mirabellen und Brombeeren auch zugreifen, und abends las dann immer jemand aus seinem Streckentext vor. Wir haben aber auch einzelne Themen wie z.B. die Erotik im Roman – selbstverständlich mit Textbeispielen – behandelt. Ich habe einmal über das Tagebuch als literarische Form gesprochen.

Und das Jahr über haben sich die Berliner unter den Dorstadtreisenden so alle drei Wochen zur Besprechung ihrer Texte privat zu einem Abendessen und anschließender Lesung getroffen. Dazu bringt man den Text - meist ein Kapitel aus einem Roman - in Kopien mit, liest ihn vor, und anschließend wird das Verlesene im Ganzen und in den sprachlichen Details erörtert. So fungieren wir als Lektorenkollektiv. Hinzu kommt der Erfahrungsaustausch zum Literaturbetrieb. Wir verfügen mittlerweile alle über publikationsreife Texte, finden jedoch keine publikationswilligen Verlage oder müssen missliche Erfahrungen mit Kleinverlagen und Literaturagenten verarbeiten.

Darüber will ich jetzt nicht sprechen, obwohl mir dieser Erfahrungsaustausch wichtig war und ist. So gewinnt man ein realistisches Bild von den Schwierigkeiten, sich als Schriftsteller durchzusetzen. Dabei befinde ich mich in dieser Runde in einer vergleichsweise komfortablen Position, weil ich als Sachbuchautor bereits Erfolg hatte und für mein Selbstwertgefühl nicht darauf angewiesen bin, nun auch noch mit literarischen Texten Anerkennung zu finden. Doch seien wir aufrichtig, wir träumen alle von dieser Anerkennung.

Das darf man auch, sofern man daneben die tatsächlichen Verhältnisse realistisch einzuschätzen vermag. So gesehen, genügen mir und meinen Schreibfreundinnen die Freude am gelungenen Text und mir die vage Hoffnung, dass die Enkel eines späten Tages dann doch noch meine Typoskripte entdecken könnten.

Im Übrigen gestatten die elektronischen Medien es mittlerweile, auch umfangreiche Texte kostenlos per E-Mail zu versenden oder sie ins Netz zu stellen. Man braucht nicht mehr unbedingt einen Verlag, um von Hunderten oder gar Tausenden gelesen zu werden. Doch ich hänge nach wie vor am sorgfältig edierten Buch und ich mag nicht den Fuchs der Fabel imitieren, der die zu hoch hängenden Trauben nach vergeblichem Anlauf als zu sauer deklarierte. Ich gebe zu, auch ich träume vom Buch. Und ich höre immer wieder Stimmen von Freunden, die mir mitteilen, dass es ihnen keinen Spaß macht, auf dem Bildschirm zu lesen.

Mein aktuelles Interesse am kreativen Schreiben besteht in erster Linie darin, dass ich lernen möchte, gefällig zu schreiben. Es soll den Lesern – aus stilistischen Gründen – Freude machen, das zu lesen, was ich ihnen in – sagen wir es ruhig – in moralischer Absicht mitzuteilen suche. Ich möchte mein Wissen auf dem Felde der Friedens- und Konfliktforschung so breit wie irgend möglich streuen. Doch ich weiß aus Erfahrung, dass dies allein mit Sachbüchern nicht möglich ist. Die Liste meiner Publikationen umfasst sehr viele Titel. Fast alle vergessen! Und darum hoffe ich, dass es mir noch gelingen wird, über meine Erfahrungen in der Friedens- und Ökologiebewegung so zu schreiben, dass die Menschen es zunächst aus purer Lust am Text lesen und dann vielleicht auch noch auf meine gediegenen Sachbücher und Aufsatzsammlungen zurückgreifen werden. Ich kenne aber kein Beispiel für einen solchen Erfolg.

Dennoch, dieses Ziel verfolge ich seit 8 Jahren. Ich habe an Schreibkursen in Schrobenhausen, in Alterode und Wolfenbüttel teilgenommen und ich bin in Berlin Mitglied zweier weiterer Schreibgruppen geworden. Genug Stoff für eine Vorlesungsreihe über kreatives Schreiben, aber ich habe mit Birgit Bauer ausgemacht, dass ich mich kurz fasse und jetzt nicht noch weitere mehr oder weniger gelungene Übungstexte vorlese. Ich möchte Gelegenheit geben, mich zu befragen und dann kann ich auch noch mehr sagen zu meinen Erfahrungen in der Schreibgruppe um Wolfgang Rill, die sich wöchentlich Mittwochabends für drei Stunden zum Schreiben und sofortigen Vorlesen und Kommentieren der Texte trifft. Diese Gruppe kenne ich seit fünf Jahren und seit zwei Jahren bin ich auch noch Mitglied der deutsch-englischen Creative Writing Group, die sich immer am ersten Freitag des Monats im Buchhändlerkeller in der Carmer Straße trifft, um sich Texte vorzulesen, Lyrik und Prosa, deutsch und englisch. Und am ersten Freitag im Dezember stellt sich dann die ganze Gruppe mit Mustertexten vor, veröffentlicht in der Broschüre „Schreiben in Berlin“.

Ich könnte also weitere Einblicke geben in eine Kultur des kreativen Schreibens in Berlin. Das will ich jetzt nicht tun, weil es einer guten Tradition der von Birgit Bauer gegründeten Leselounge zuwiderliefe. Sie hat bisher immer erfolgreiche, zumindest publizierte Autoren aus ihren belletristischen Texten vorlesen lassen.

Ich habe heute Abend Anfängerübungen und Anfängertexte vorgetragen. Ich möchte jetzt zum Schluss noch einen Text zu lesen, mit dessen literarischer Qualität ich einigermaßen zufrieden bin.¹

***Auf der Suche nach dem gegückten Tag
oder
Das Geschenk Xanthippens***

Es ist Ende März, und Walter schlägt den Weg ein, der ihn aus dem Kurpark schleunig hinaus und hinauf zum einsamen Scheibenberg führt. Er will sich dort wieder an seinen „Schreibtisch“ setzen und in den „Drei Versuchen“ Peter Handkes lesen. Dieser Tisch unterm Birnbaum ist aus Bohlen gezimmert, die Bank aus einem der Länge nach gespaltenen Stamm. Die Kurverwaltung von Bad Windsheim dachte an einen Vespertisch für Wanderer; doch so zeitig im Jahr kommt hier selten einer vorbei.

Die Frontscheibe eines PKW, der durch den Talgrund fährt, blitzt auf. Der frische Wind streicht Walter über die Schläfen und durch die Haarspitzen, und es ist angenehm, so erhöht in der Sonne am Abhang zu sitzen und zu lesen.

Er blickt auf von Handkes „Versuch über den gegückten Tag“ und denkt an Margot, die sich jetzt im Kurpark um ihre gebrechliche Mutter müht, während er hier oben ungestört seinen Urlaub genießt. Es ist unfair, die Rollen so zu verteilen. Ein uraltes Spiel? Doch was wäre geschehen, wenn Sokrates die Vorhaltungen seiner Gattin beachtet hätte? Walter stellt sich Xanthippe als schöne, als eine liebenswürdige Frau vor, die zwar gemurrt, aber darauf verzichtet hat, sich durchzusetzen. Und die Nachwelt hat es ihr nicht gedankt. Ihr wurde kein Denkmal gesetzt; für sie wurde keine

¹ Diesen Text hatte ich 2010 verwendet für die Bewerbung für Ursula Krechesl Kurs „Erzählen für Fortgeschrittene“ bei der Literarischen Sommerakademie in Schrobenhausen.

Büste erfunden wie für ihren angeblich knubbelnasigen Gatten. Und Xanthippe wurde nicht zum Inbegriff des Kosenamens.

Walter liest ein zweites Mal den Anfang von Peter Handkes Essay. Todesahnung unterbricht das Gegaukel der Idee vom Glück und der berühmte Autor fragt sich: Sollte der Versuch über ihn, diesen gegückten Tag, mit einer grundanderen Einstellung, jener des Galgenhumors neu aufgenommen werden? Lässt sich für das Glücken des Tages eine Linie, diese von William Hogarth in seine Palette geritzte line of beauty and grace überhaupt finden?

Bei solcher Lektüre ist Walter, ein pensionierter Professor wieder ein Anfänger, ist noch einmal Student. Er träumt: „Ja, Handke zu lesen, ist eine deinem Alter gemäße Form des Vokabellernens. Du liest dich ein in die Kunst der langen Sätze und du fängst an zu notieren an ganz beliebiger Stelle: ein leuchtendes Muster, ein nachhaltiger Duft“.

Der Tag kann nicht glücken ohne das Wagnis, ihn mit Loben zu beginnen. So ist Margots neunzigjährige Mutter es gewohnt, Luthers Morgensegen zu beten. Doch Walter ist dieser Morgensegen im bayrischen Gesangbuch zu miesepetrig. Den guten Engel an der Seite wünscht sich jeder. Doch muss man schon bei Sonnenaufgang daran denken, wie unheilschwanger das Leben ist und der altböse Feind gar überall auf dich lauert? Sind wir denn Kaninchen, die ständig die Ohren spitzen? Lass Handke sprechen: „Spatzen landeten im Gebüsch, wieder einmal die Vögel des rechten Moments.“

Erst gegen Abend verlässt Walter seinen Schreib- und Lesetisch und steigt über die Kalkschichtungen und vorbei an Wolfsmilchgewächsen zum oberen Rand des Scheibenberges hinauf. Hinter den Schlehenbüschen, unter denen die Kaninchen ihre Höhlen in den Mergel gegraben und diesen zu kleinen Halden ausgeworfen haben, zieht sich ein Höhenweg, der einen weiten Blick über die Kuppen und Täler gewährt. Walter richtet sich auf und atmet tief durch: „Du bist dem Frühling in die Arme gereist. Tierpaare, wohin du blickst. Im Schlehdorn turnen die Blaumeisen und zum Fichtenwald streichen krächzend zwei Elstern. Seltsame Vögel. Sie können nicht singen. Fehlt ihrem schwerfälligen Flug nicht jede Eleganz? Und ein sonderlich schmückendes Federkleid nennen sie auch nicht ihr Eigen. Und dann nennt man sie auch noch ‚diebisch‘. Gibt es denn keine Fabel, die sie von der Mär befreit, in ihren Nestern seien silberne Löffel und Ringe zu finden?“

Zwei Feldhasen richten sich auf, beäugen Walter und nehmen Reißaus. Er kennt die niedrige Kohlsorte nicht, der sie zugesprochen haben. In der Luft Vogelgesang und von der Landstraße her Feierabendmotorengebrumm. Vor ihm am Schlehdornhag ein rotbrauner Falter - nicht gaukelnd, sondern, wie ihm scheint, auch er zu einem zweiten Falter zielstrebig unterwegs.

Im Abendsonnenschein liegt am Fuße des Scheibenbergs die Gräf, ein sich zwischen zwei Weihern erstreckender Eichenhain. Durch diesen will er in den Kurort zurückkehren. Beim Abstieg findet er an einem windgeschützten Einschnitt im Hang die ersten grünen Blattspitzen an den Zweigen. Er stellt sich unter einen alten Apfelbaum mit Höhlen im morschen Stamm. Hier könnten selbst Käuzchen nisten. Auf einer Seite steigt der Saft noch nach oben. Viele wilde Triebe, Saugzweige, wie sein gärtnernder Vater zu sagen pflegte. Man müsste den Baum entschlossen aussägen, um wieder ernten zu können. Doch vielleicht ist es nur Mostobst. Wahrscheinlich waren es die Schafe, welche das Gras unter den alten Apfelbäumen abgeweidet und die letzten Äpfel gefressen haben. Doch jetzt üppige Veilcheninseln im grauen Grashalmgewirre.

Walter folgt mit den Augen der Linie, welche die Vögel beschreiben, wenn sie das Tal überfliegen oder auch nur zu einem abseits stehenden Baume wechseln. Gibt es im Vogelflug auch eine solche line of beauty and grace, wie sie Hogarth und Handke für ihre Kunstwerke suchen? Keiner der Vögel fliegt wie ein Pfeil oder ein Stein geradeaus in berechenbarer Kurve. Der Riese hätte die List des Schneiderleins, der beim Wettkampf statt eines Steins einen Vogel in die Luft geschleudert hatte, eigentlich durchschauen müssen. Jeder Vogel entwickelt beim Abflug seine eigene, wogende Linie, und am deutlichsten ist dies beim Flug der Elster über das freie Feld. Ihr langer Schwanz verlangt immer wieder einen neuen Aufschwung, dem sich unweigerlich ein

Absinken anschließt. Ihrem Flug zu folgen ist leichter als dem Schwirren der Stare. Doch Walter meint sie nun wahr zu nehmen, diese line of beauty and grace im Vogelflug, in einem jeden und besonders dem der Elster.

Er verlangsamt den Abstieg und geht am warmen Hang auf gleicher Höhe bleibend einen Fichtenrain entlang. Die weit geöffneten Zapfen knacken hell unter seinen Sohlen. Und laut warnend, den Abendfrieden schreckhaft unterbrechend, schwirrt eine Amsel ab, die im Unterholz und Laub gestöbert hat, Flügelschlag und Zungenwirbel in heller Erregung, dennoch aufeinander abgestimmt. Man traut solche Panikmache dem Frühlingssänger gar nicht zu, wenn er in sicherer Höhe auf einer Weide sitzt und sein Abendlied ertönen lässt.

Walter versucht, sich in das Gezwitscher hineinzuhören. „Was wir ein Vogelkonzert nennen, sind die Tonfolgen von Solisten. Ob sie auf andere als die eigenen Artgenossen überhaupt achten? Höre längere Zeit auf die hohen Stimmen der Lerchen und sie klingen aufdringlich. Dann weißt du das Elstermeckern und das Krächzen der Rabenvögel zu schätzen.“

Und so mit der coincidentia oppositorum, dem Einklang der Gegensätze, spielend ist Walter geneigt, sich zu einem „geglückten Tag“ zu gratulieren. Und selbst in den vom Wind verwehten Kondensstreifen der Flugzeuge am Abendhimmel nimmt er noch Hogarths line of beauty wahr.

Und wahrscheinlich hätte er dies auch in sein Tagebuch geschrieben, wenn ihm bei dem Versuch, es zu tun, nicht plötzlich aufgefallen wäre, dass er seinen Füllfederhalter vermisst. In der Brusttasche des Anoraks, wohin er ihn immer steckt, ist er nicht, und der Reißverschluss steht offen. Dennoch kann Walter sich nicht erklären, wie der Füller aus der Tiefe der Tasche nach oben geraten und heraus gefallen sein könnte.

Margot, der er es am Abend gesteht, ist dies weniger schleierhaft. Sie erkennt sogleich ein für ihren Mann so typisches Fehlverhalten. „Warum hast Du den Reißverschluss nicht zugezogen? Dazu ist er doch da.“ Und als ob er sich dies nicht bereits selbst gefragt hätte, legt sie gleich noch nach: „Du denkst immer nur an dich und an das, was dir gefällt. Jetzt überlegst du, ob du am Sonntagmorgen eine Vogelwanderung mitmachen könntest, um Vogelstimmen zu erkennen. Als ich vor zwei Jahren an einer solchen Wanderung durch die Döberitzer Heide teilnahm, bliebst du am Schreibtisch hocken, statt mich zu begleiten.“

Walter hält den Schnabel und bedenkt die Chancen, den Füller wieder zu finden. Sein Notizbuch dokumentiert, an welcher Stelle er zuletzt etwas aufgeschrieben hat. Es war das schreckhafte Abschwirren der Amsel kurz hinter dem Fichtenrain mit den knackenddürren Zapfen. Danach war er quer über einen Acker mit Wintersaat gezogen, um auf kürzestem Weg in den Eichenhain zu gelangen. Eine schwierige Stelle war der Abflussgraben gewesen, der den oberen Gräfweiher mit dem unteren verbindet. Mit seiner künstlichen Hüfte konnte er den zwei Meter breiten und einen guten Meter tiefen Graben, über den Grassoden hingen, nicht überspringen. Fließendes Wasser führte der Graben nicht mehr. Es standen nur noch flache Lachen zwischen halbwegs trockenen und mit Laub bedeckten Partien.

Walter war den Graben ein gutes Stück entlang gegangen, bis er eine Stelle gefunden hatte, an der er im Grabenbett nicht einzusinken drohte und an welcher er sich auf der anderen Seite auch wieder hoch hangeln konnte.

An dieses Manöver denkt er während der Vorhaltungen Margots und überlegt, ob er bei Tagesgrauen aufstehen und die letzte, im Notizbuch nicht mehr beschriebene Strecke noch einmal abgehen sollte. Er war erst im Abenddämmer zurückgekehrt. Zwei Joggerinnen waren ihm noch begegnet. Auf dem kurzen Gras des Pfades unter den Eichen musste ein schwarzer Füller mit goldenen Rändern und einem in die Kappe eingelassenen goldenen Pelikan leicht zu erkennen sein. Über solchen Erwägungen schläft Walter ein.

„Lange nach Mitternacht, aber noch vor dem ersten Vogelruf“. Um seinen Ärger zu dämpfen notiert Walter diesen Satz aus Handkes Tagebuch „Am Felsfenster morgens“, als er kurz vor vier Uhr von den lauten Stimmen erwacht, die durch die geöffnete Tür des Fernsehraums der Pension dringen. Man kann sich dort mit Bier und Wein selbst bedienen. Nach einer halben Stunde wird es

ruhig. Er schaltet seine Nachttischlampe wieder aus und versucht weiterzuschlafen. Margot ist glücklicherweise nicht aufgewacht, und er hat die Zeit genutzt, um zu lesen und um weiter über die Suche nach dem verlorenen Füllfederhalter zu sinnieren. Er stellt sich das Wiederfinden vor, als sein „Glück auf!“ für den ganzen Tag. Ihn verfolgt Margots Kritik. Selbst der Gedanke an das Auffinden des Füllers bleibt nicht frei von Ressentiments. Margot hat ihm den teuren Füller zu Weihnachten geschenkt, und er hat darin ein Stück Anerkennung seiner Schreiberei gesehen. Nur selten kommentiert sie seine Texte. Er meint, sie könnte neugieriger sein. Er wird einen neuen Füller kaufen, sogar dasselbe Modell. Doch auch so hinterlässt der Verlust eine Narbe.

Um 6 Uhr, der günstigsten Zeit für Vogelwanderungen, wie Margots Mutter sich gestern Abend noch erinnerte, steht Walter auf und fährt mit dem Auto in die Gräf. Er eilt als erstes zu dem Platz, an dem er den Verbindungsgraben zwischen den beiden Karpfenteichen überwunden hat. Er findet die Stelle, weil am Jogging-Pfad eine Linde gefällt worden ist. Die helle Schnittfläche weist im Kern eine runde, schwarze Höhlung auf. Hier biegt er im rechten Winkel zum Graben ab, kann aber den Füller nirgends entdecken. Und dann ist er nicht mehr sicher, dass er die Übergangsstelle auch tatsächlich getroffen hat. Er meint sich zu erinnern: Kein Eichenlaub bedeckte hier den Grabengrund. Seine Schuhe sind in den mit Mergel durchsetzten Kies eingesunken. Sie müssen eine Spur hinterlassen haben. Er geht noch einige Schritte grabenaufwärts bis zu einer ähnlichen Furt und erblickt den Abdruck seiner Sohlen im feuchten Mergel. Und wirklich: Hier liegt der Füller auf seiner Seite des Grabens direkt vor ihm, obenauf und zwar an der Stelle, an welcher er sich über die herab hängenden Grassoden und Wurzeln nach oben gezogen und mit der Brust auf der Oberkante einen Moment flach gelegen hat.

Jetzt bückt er sich nur und greift zu. Ohne eine sichtbare, sogar ohne fühlbare freudige Erregung. Das wundert ihn. Er ist ganz allein in dem Eichenhain. Niemand, der seine Erleichterung beobachten und sich mit ihm freuen könnte. Jedem Jogger hätte er sich mitgeteilt und ihm das edle Stück gezeigt. So eilt er zurück und sitzt kurz darauf wie üblich, sogar eine halbe Stunde früher als gestern mit Margot am Frühstückstisch.

Eventuelle Zugabe

Das schwierigste Thema beim Erlernen des kreativen Schreibens ist die Erotik. Paul Schuster meinte, ohne die ginge es nicht. Und es gab Schreibschülerinnen, die zu berichten wussten, dass er zum Ärger seiner Gattin bis ins hohe Alter immer wieder versucht habe, in Dorstadt seinen Erfahrungsschatz aufzufrischen und zu erweitern.

Einerseits gebe ich Schuster darin recht, dass die erotische Spannung ein unverzichtbares Element des kreativen Schreibens ist, aber andererseits sind manchmal die schönsten Liebesgeschichten diejenigen, bei denen zwar nicht wie in den alten Filmen die Kamera nach dem Kuss zur Seite schwenkt, aber doch die erotische Spannung sich in der Phantasie der Beteiligten aufbaut, ohne dass es unbedingt und schnurstracks zur Sache gehen müsste.

Auch ich wurde in den Schreibgruppen motiviert, zum Thema Erotik etwas zu schreiben. Das ist eine Gratwanderung. Und der Autor hat immer zu bedenken: Ehefrau liest mit und achtet bei der Erotik von vornherein weit weniger auf den literarischen Stil als auf die eventuellen oder tatsächlichen Bezugspersonen. Etwas in der Art von „Werthers Leiden“, das geht, aber von so was wie „Wahlverwandtschaften“ könnte ich nur abraten.

Doch um eine Kostprobe will ich mich nicht drücken. Ich lese eine Passage aus dem autobiographischen Bericht „Von der Freiheit des Studierens an fünf Universitäten“.

Tea for Two

Das 5. Semester meines Studiums der Geschichtswissenschaft, der Germanistik und Anglistik wollte ich in London verbringen, vornehmlich, um die Sprache zu lernen. Einen Studienplatz suchte ich durch persönliche Vorsprache am Queen Mary College, wo mein Schulkamerad Hans-Georg Meja bereits studierte, zu erlangen. Die Londoner Theater und Museen lockten mich mehr als alles andere. Der Schulfreund würde mich an Victoria Station abholen, und ich würde ein Quartier finden im Studentenheim der britischen Dependence des Deutschen Vereins Christlicher Junger Männer. Alles bewegte sich auf sitzamen Bahnen.

In der Nacht vom 19. auf den 20. März 1958, also von Freitag auf Samstag, ging ich auf große Fahrt. Die ganze Familie begleitete mich zum Stuttgarter Bahnhof. Ich hatte meinen Matchesack umgehängt. Mein Vater verfrachtete den großen Koffer im Gepäcknetz, meine Mutter weinte, die Brüder winkten. Ich schob das Fenster nach oben, setzte mich erleichtert. Sich jetzt noch gegen die Reise zu sträuben, wäre sinnlos gewesen. Die Kraft des in die Nacht stürmenden Zuges riss mich fort. Bei der wilden Erregung meiner Lebensgeister kam ich wie von selbst mit einer gegenüber sitzenden jungen Frau ins Gespräch. Eine Südafrikanerin, wohl eine richtige Weltenbummlerin. Mein Schulenglisch war holprig und steif. Sie zeigte mir kurzerhand ihren Pass. Commonwealth. Ein Visum nach dem anderen und die Stempel der Zollstationen. Ich war beeindruckt. So viel Erfahrung! Dagegen mein Pass, jungfräulich, grasgrün.

Zuletzt war Lou Ann Segal² mit Freunden im Camping Bus durch Spanien, Frankreich und Deutschland gereist. Ob man einem Menschen nach einer solchen Tour – von außen – die Abenteuer ansieht? Laut Pass war sie so alt wie ich, doch sie kam mir erwachsener vor. Keine Studentin. Hatte sie in Südafrika einen bürgerlichen Beruf? Ich fragte nicht. Jetzt war sie eben unterwegs. Ein paar Ersparnisse? Einkünfte über Gelegenheitsjobs?

Und wie sah sie aus? Braune Naturlocken, ein sonnengebräuntes, ebenmäßiges, man konnte schon sagen sehr hübsches Gesicht. Ein voller, großer Mund und kühn geschwungene Augenbrauen. Alles natürlich, nicht zurechtgemacht.

Dass es im Englischen in der Anrede nur das Du gibt, war mir angenehm. Dass ich mich am Verspeisen ihrer Schokoladentafel beteiligte, war so selbstverständlich. Help yourself! Greif zu! Ihre Gesten hatten etwas Frisches, Verständiges. Sie passten nicht zu meiner Vorstellung einer mondänen Reisenden, doch solche trifft man auch nicht mit leichtem Gepäck im Zweite-Klasse-Abteil eines Nachtzuges - mit einem Fährhafen als Ziel. Lou Ann war kein sanftes Pflänzchen. Sie konnte zupacken. Als ich meinen schweren Koffer an die hundert Meter vom Zug durch die Zollhalle zum Schiff schleppen musste, fasste sie mit in den Griff und ihre warme, weiche Hand berührte die meine.

Die Fahrt über den Kanal hatte ich mir aufregender vorgestellt. In meiner Abenteuersucht hatte ich mir einen Sturm gewünscht, Wind und Wellen, wie sie einst die spanische Armada scheitern ließen. So aber fütterten Lou Ann und ich die Möwen mit meinen reichlich vorhandenen Vesperbroten. Kreischend erhaschten sie unsere Brocken meist noch im Flug. Wir riefen uns bei den Vornamen, als ob wir uns schon als Kinder gekannt hätten.

Und dann tauchten die Kreidefelsen von Dover auf. Mich überkamen historische Gefühle. War hier Caesar mit seinen Legionen gelandet oder hatte er eine sanftere Strandpartie bevorzugt? Wie auch immer, hier musste ich mich fotografieren lassen und natürlich mit meiner neuen Reisebekanntschaft. Kalt blinkte die Sonne auf den Wellen und immer breiter und höher stiegen die Kreideklippen auf. Ich war in gehobener Stimmung. Doch Lou Ann, die ihren Mantel in der überheizten Cafeteria der Fähre gelassen hatte, schien zu frieren. Ich drückte sie eng an mich und freute mich, ihre bisherigen Freundlichkeiten so erwidern zu können. Ein Rekrut, der seinen ersten Heimaturlaub antrat, fotografierte uns und seinen Kameraden. Zu dritt wirkte das Foto – trotz der

² Nachname geändert

Umarmung – nicht ganz so intim.

Bevor wir Victoria Station erreichten, tauschten Lou Ann und ich unsere Telefonnummern aus. Und nun müsste ich eigentlich zunächst einmal berichten, welchen Eindruck London mich auf mich machte, als Hans-Georg an den nächsten Tagen mit mir einige der obligatorischen Sehenswürdigkeiten besuchte: den Buckingham Palace, die Houses of Parliament mit Big Ben, White Hall, Downing Street No 10 und Westminster Abbey. Wir fuhren zum Trafalgar Square, standen vor der Nelson-Säule, bummelten durch Soho und verfolgten den Wechsel der bunten Lichtreklamen am Picadilly Circus. Am folgenden Tag, einem Sonntag, besuchte ich schon allein einen Gottesdienst in Westminster Chapel und konnte zu meiner Genugtuung der Predigt folgen. So ein Pfarrer spricht eben langsam und deutlich, und der Text, den er auslegte, war mir bekannt.

Ich fand mich im Londoner Stadtplan, mit den U-Bahnen und den Bussen schnell zurecht, doch unheimlich war mir, dass diese Londoner, von denen ich außer Hans-Georg keinen kannte, an mir nur so vorübergingen. In Stuttgart oder selbst im kleinen Tübingen war es kaum anders, aber hier in London fiel es mir auf. Mein einziger echter Anhaltspunkt war allein Lou Anns Berührung meiner Hand beim Abschied gewesen. Ich hätte sie in Victoria Station gerne noch einmal in den Arm genommen wie auf dem Schiff, aber das traute ich mich dann nicht. Damals waren das Umarmen und das Berühren der Wange des anderen auch noch nicht üblich. Ich kannte es jedenfalls aus meiner Familie nicht.

Warum war mir diese Berührung ihrer Hand so wichtig? Was ich dabei empfunden hatte, passte so gar nicht zu meinem Selbstverständnis, zu der Vorstellung, dass man im Boxring wie im Leben seinen Mann zu stehen hat. Was mir in London – und beim Gedanken an Lou Ann – in den Sinn kam, war so gar nicht heroisch; es war Andersens Märchen vom Mädchen mit den Schwefelhölzern. Mir war, als ob ich in ihr, in dieser sonnengebräunten, dieser zupackenden Lou Ann, eine kleine Flamme hätte, um mich zu wärmen.

Ich sah sie wieder. Bei meinen Versuchen, einen Studienplatz zu ergattern, musste ich bis nach Ostern warten. Die Dekane waren nicht zu sprechen und ich nutzte die freien Tage, um im British Museum an kostenlosen Führungen und den zugehörigen Vorträgen teilzunehmen. Ziemlich wahllos beteiligte ich mich an allem, was angeboten wurde, ob es der Aufstieg und Fall von Assur, die römische Herrschaft in Britannien oder die Entwicklung der Schrift von den Keilschrifttäfelchen bis zum griechischen Alphabet war. Mir war die Hauptsache, dass klar und deutlich Oxford Englisch gesprochen wurde. Ich konnte den Vorträgen folgen, während ich Dialoge im Kino nicht verstand und mich auch schwer tat, jemand auch nur zu einer Tasse Tee einzuladen.

Lou Ann war mir mehr als ein Schwefelhölzchen. Sie war noch auf Job-Suche und hatte Zeit. Museumsbesuche waren nicht ihre Sache, aber sie begleitete mich beim Bummel durch große Kaufhäuser und als ich bei Burton Tailoring einen Anzug bestellte. In England kauft man nicht von der Stange. Man sucht den Stoff aus und dann wird man vermessen. Der Verkäufer sagte etwas Anerkennendes zu meinen breiten Schultern und den schmalen Hüften. Na ja, ich war eben durchtrainiert. Lou Ann machte es Spaß, mich zu beraten. Sie stellte mich im Overseas Visitors Club einigen jungen Frauen vor, die im Showbusiness und als Fotomodelle Fuß zu fassen suchten. Ich kapierte nicht so ganz, warum sie mit mir so angab, aber ich ließ es mir gerne gefallen. Sie selbst hatte in London kein ehrgeiziges Ziel. Sie wollte nur etwas Geld verdienen, um weiter durch die Welt vagabundieren zu können. Quartier hatte sie in Earls Court bei einem Zahnarzt gefunden, wie mir schien einem Junggesellen in mittleren Jahren. Ich wusste aber nicht, woher sie ihn kannte und wie sie zu ihm stand.

Lou Ann und ich telefonierten häufig miteinander und fanden in den ersten Tagen unseres Londoner Aufenthalts auch immer wieder Zeit, uns zu treffen, miteinander in den Parks spazieren zu gehen, zu plaudern und Tee zu trinken. Das war für mich schon aufregend genug. Als Student war ich noch nie mit einer Frau ausgegangen und in der Tanzstunde am Gymnasium hatten andere die hübscheren Partnerinnen abgekriegt. Ich war ein Dickerchen gewesen und unmusikalisch und musste meine Ungeschicklichkeit auf der Tanzfläche mit galanten Worten auszugleichen suchen.

Damit kommt man durch die Zeiten, aber zum Eroberer wird man nicht. Bei Lou Ann hatte ich das Gefühl, dass ich ihr gefalle und dass sie unter meinem holperigen Englisch nicht litt. Doch sie war im Vergleich zu mir Grünschnabel sicher eine erfahrene Frau, aber ich wusste eigentlich nicht, was dies bedeutet und war in erster Linie darauf bedacht, anständig Konversation zu machen, wie man dies eben so kennt aus den Romanen von Jane Austen und den Schwestern Bronte.

Und das hatte ich auch wieder im Sinn, als Lou Ann mich anrief und mir erzählte, dass sie heute nicht spazieren gehen könne, sondern bügeln müsse, weil sie übermorgen zu arbeiten beginne. Sie müsse für die Weiterreise Geld verdienen. Doch ob ich nicht Lust hätte, vorbeizukommen und ihr Gesellschaft zu leisten. Gerne. Ich dachte an Tee am Nachmittag und kaufte beim Bäcker was Süßes, kleine Kuchen und knusprige Hörnchen und ließ sie auf einen Papierteller packen.

Es war 3 Uhr. Ich fand das von Lou Ann in ihrer verständigen Art genau beschriebene Haus. Es unterschied sich nur durch die Nummer von den anderen Reihenhäusern. Im Vorgarten ein paar alberne Büsche. Buchsbaum. Die Haustür war angelehnt. Mit dem Türklopfer in die Stille hineinzupochen wagte ich nicht. Ich stieß vorsichtig die Tür auf und stieg die mit einem schon etwas ausgetretenen Sisalteppich belegte Treppe nach oben. Als die Treppe endete, hing an der Stelle, in der sich in Stuttgart eine Glastüre befunden hätte, nur eine schwere grüne Velourdecke.

Dahinter gedämpfte Musik. Irgendein Schlager. Ich kenne mich da nicht aus. Ich höre das Klicken des Plattenwechslers. Lou Anns Stimme, wie sie die Melodie noch einmal vor sich hin trällert. Die Stimme ist mir lieb. Wenn ich singen könnte, würde ich die Melodie aufgreifen, den Vorhang zur Seite zu schlagen und sie in den Arm zu nehmen.

Ich bin ganz ausgelassen vor Freude, sie wiederzusehen, gleite geschwind die Treppe wieder hinab, donnere mit dem Türklopfer, warte auf ihr „Hallo Theo“ und wie sie meinen Namen so halb deutsch, halb afrikanisch – mit einem I statt einem E ausruft. Das klingt mir schon lieb und vertraut.

Ich springe die Stufen hoch, sie hält den Vorhang zur Seite und ich trete ein. Ich wollte sie eigentlich in den Arm nehmen, aber ich halte ja den Pappteller in der Hand, den ich erst loswerden muss. Das Flat überrascht mich. Keine ordentliche Wohnung. Ohne System zerstreute niedrige Sitzmöbel. Auf dem Boden ein weiterer grüner Velourteppich, der sich den Tritten anschmiegt. Darauf Lou Ann mit nackten Füßen, was mich erstaunt. Aber ich denke nicht viel, ich fühle mich bei ihr wohl und geborgen. Sie hat eine von den knappen sportlichen Hosen an, die sie wohl auf ihrer Tour durch Spanien getragen haben mochte. Darüber einen dieser weiten Männerpullover, dessen Ausschnitt noch viel Platz lässt für Hemd und Krawatte. Doch eine Bluse und einen BH trägt sie nicht. Es ist auch warm in der Wohnung, zumal wenn man bügelt. Lou Ann muss meinen etwas verdutzten Blick bemerkt haben.

„Ich habe meine Wäsche und die Blusen gewaschen. Da bin ich in den Pullover von Frank geschlüpft.“ Dabei legt sie die Hände vor den Busen und streicht sich dann über die weichen, braunen Schultern.

In mir ist alles unentschieden. Das ist so unerwartet. Ich hätte sie schon gerne berührt. Doch bilde ich mir da nicht was ein? Wo ich Absicht sehe, ist das nicht Zufall? Ich blicke auf den grünen Teppich, an den sich diese gebräunten Füße drücken und auf dem die Zehen mit dem Velour spielen. Tatsächlich hängen an zwei Leinen vor dem Fenster Blusen, seidige Unterröcke, Slips, ein BH und Strümpfe. Über den Teppich sind Zeitungen gebreitet, um Tropfen aufzusaugen.

Aber das stört mich, der ich sonst schon auf Ordnung achte, jetzt wenig. Ich finde alles so kommod, diesen Hauch von Nachlässigkeit, dieses Fehlen schroffer Kanten. Alles ist anschmiegsam und einladend. Der niedrige Tisch, das Chaiselongue mit sanft sich nach hinten neigender Lehne. Ich muss mich jetzt nur noch auf die Polster setzen und abwarten; sie wird zu mir kommen, die Arme um meinen Hals schlingen und wir werden uns küssen. So kennt man es doch aus dem Kino. Aber ist das jetzt der Moment? Du lieber Himmel, ich bin auf nichts vorbereitet, habe noch nie eine Frau geküsst und nun soll ich mich und sie ausziehen. Und dann Sex auf dem Sofa oder auf dem grünen Teppich mit Zeitungsaufgabe? Das geht mir zu schnell. Ich kenne sie doch kaum und in ein

paar Tagen ist sie womöglich über alle Berge.

Also, ich lasse die Gelegenheit vorüber ziehen, trinke Tee, esse Kuchen und treibe Konversation. Sie lässt sich nichts anmerken.

Am nächsten Tag sehen wir uns sogar wieder. Wir hätten noch einen ganzen Tag für uns, bevor sie in einer Espresso-Bar zu arbeiten beginnt. Und mir fällt nichts Besseres ein, als ihr vorzuschlagen, das mir bereits vertraute British Museum zu besuchen. Sie sagt, sie habe sich bereits mit einer Freundin verabredet. Doch wozu das Make-up? Sie hat doch die natürliche Frische einer ganz jungen Frau. Ist es die Kriegsbemalung für ein neues Abenteuer, nachdem ich ihre kurzfristigen Erwartungen enttäuscht habe?

Ich hätte Lou Ann noch etwas fragen sollen. Ich hatte am gestrigen Abend, als ich heim zu meiner Schlafstatt im German YMCA kam, am Spiegel eine Notiz gefunden. Ich möge Mrs. Segal anrufen. Als ich es tat, kam Frank, der Zahnarzt, ans Telefon. Ich hatte ihn schon mal gesehen und war erstaunt, dass er mich so unhöflich abfahren ließ. Ich machte mir darauf den Reim, dass der Zettel mit der Bitte um den Anruf schon den ganzen Tag am Spiegel gehangen und ich in der Zwischenzeit Lou Ann beim Bügeln besucht hatte. Ihr Gastgeber wird sich wahrscheinlich unter unserem Tea for Two etwas anderes vorgestellt und Lou Ann anschließend nichts geglaubt haben.

Ich habe noch ein paar Mal versucht, Lou Ann telefonisch zu erreichen. Vergebens. Ihren neuen Arbeitsplatz kannte ich nicht und ich habe auch nie mehr von ihr gehört.

Vom Umgang mit Erinnerungen

Tagebuch des Kurses „Autobiographisches Schreiben“ in der Literarischen Sommerakademie in Schrobenhausen.

Im August 2009

Durch den Rundbrief Sandra Uschtrins, der Herausgeberin der Zeitschrift „Federwelt“, war ich auf das Ensemble mehrerer paralleler Schreibkurse in Schrobenhausen (südlich der Donau, in der Nähe Ingolstadts) aufmerksam geworden. In dem Kurs „Autobiographisches Schreiben“ waren noch wenige Plätze frei. Die Kurse zum Schreiben von Erzählungen und Romanen bei den bekannten Schriftstellern Norbert Niemann und Ursula Krechel waren bereits ausgebucht, und zum journalistischen Schreiben wollte ich mich nicht melden. Das war mir zu nah an der jahrzehntelangen Tätigkeit als Schriftleiter von „Gewaltfreie Aktion. Vierteljahreshefte für Frieden und Gerechtigkeit“. Da aber mein Ziel ohnehin nicht ein Roman, sondern die szenisch erzählende Autobiographie war, kam mir das Angebot der Münchener Literaturdozentin Dr. Edda Ziegler zupass. Die Kursgebühr war moderat und die Einzelzimmer im besten Hotel des Ortes selbst für mittlere Einkommen erschwinglich, falls man Schreibendürfen als Urlaub fürs Ich empfindet.

Berlin-Kladow – Spandau – Fulda – Ingolstadt – Schrobenhausen.

Montag, 3. August 2009

Zum Schreibseminar nach Schrobenhausen

Ruth bringt mich zum Bahnhof Spandau. Ich reise vornehm und ganz entspannt in der 1. Klasse. Für einen Gandhi-Fan und sparsamen Schwaben ist dies eigentlich unschicklich, doch durch die Festbestellung war diese Karte billiger als in der 2. Klasse, in welcher das Angebot reduzierter Tickets bereits vergeben war. Ich habe einen Einzeltisch ohne Gegenüber und kann die ganze Strecke – auch nach dem Umsteigen in Fulda – mein Londoner Tagebuch des Jahres 1958 aus dem alten Kalender auf den Laptop übertragen und en passant bearbeiten.

Schrobenhausen ist eine wohlhabende, blitzsaubere Kleinstadt mit Stadtkern und Resten von Wall und Stadtmauer. Im Hotel zur Post erhalte ich zunächst ein Zimmer, das nur einen niedrigen Couchtisch aufweist. Man weist mir dann aber ein anderes an, in dem ich eine Schreibfläche am Fenster habe - mit Blick auf den Turm der St. Jakobs-Kirche. Die Glocke schlägt Tag und Nacht jede Viertelstunde.

Bei dem abendlichen Empfang im örtlichen Kunst- und Spargelmuseum stellt Arwed Vogel, der Vorsitzende des Bayrischen Schriftstellerverbandes, das Experiment „Literarische Sommerakademie (LISA)“ vor. Erwachsen ist es aus Schreibseminaren an der Ludwig-Maximilian-Universität in München. Neu ist, dass man sich für eine ganze Woche mit vier erfahrenen Schriftstellern in einem kleinen Ort zum Schreiben und zum Besprechen der Manuskripte und Schreibübungen trifft. Auch der Bürgermeister heißt uns willkommen. Offenbar wissen die Schrobenhausener es zu schätzen, dass sie diesen anspruchsvollen Schreibseminaren einen passenden Rahmen bieten können. Die örtliche Volkshochschule hat geeignete Seminarräume und stellt uns auch das Schreibzimmer mit einem Dutzend Computern und einem Drucker zur Verfügung.

Bei belegten Brötchen, Wein und Saft kommen die Teilnehmer der Schreibakademie leicht miteinander ins Gespräch. Alle Altersgruppen sind vertreten. Die Mehrheit ist jedoch 50 plus. Die Frauen sind in der Überzahl, etwa im Verhältnis 5:1. Ich treffe auf zwei, die am Otto-Suhr-Institut studiert haben, eine sozialdemokratische Münchener Juristin und den hiesigen Stadtarchivar Max Direktor. Sie kennen einige meiner Kollegen und haben auch schon von mir gehört. Das freut einen 72jährigen!

Die mehrfach preisgekrönte Schriftstellerin Ursula Krechel, welche die Arbeitsgruppe „Erzählen“ leitet, hat dieselbe Verbindung zu einer etwas späteren Zeit gewählt, ist also aus Berlin kommend auch in Fulda und Ingolstadt umgestiegen. Da aber die Züge jeweils eine halbe Stunde Verspätung hatten, verpasste sie die Anschlüsse und kam erst am späten Abend in Schrobenhausen an.

Schrobenhausen.

Dienstag, 4. August 2009

Schreibschüler unter Zeitdruck und ein Prosavirtuose in der Musikschule

Um 10 Uhr trifft sich die Arbeitsgruppe „Autobiographisches Schreiben“, die wie alle anderen 13 Mitglieder aufweist, in der Volkshochschule mit Dr. Edda Ziegler. Sie gab bis zur Pensionierung an der Ludwig-Maximilian-Universität in München Kurse in Neuer Deutscher Literatur und betreute über viele Jahre das Projekt „Manuskriptum“, ein etwas kleiner dimensioniertes Münchener Pendant zum Leipziger Literaturinstitut. Edda empfiehlt uns das in den Schreibgruppen übliche Du. Mir ist dies aus anderen Schreibgruppen und erst recht aus den Aktionsgruppen der Friedensbewegung vertraut. Für einige ältere Damen, die zum ersten Mal an Schreibseminaren teilnehmen ist das Du noch gewöhnungsbedürftig. Im Zwiegespräch ermutige ich sie, diese „Zwangsverduzung“ bereitwillig zu akzeptieren. Es helfe unsreinem gerade beim autobiographischen Schreiben, die bürgerlichen Hemmungen zu überwinden und auch mal etwas aus dem Privatleben aufzuschreiben und bislang Unbekannten vorzulesen.

Zunächst die übliche Vorstellungsrunde. Nur noch ein weiterer Mann, Markus Behr, ein humorvoller 39jähriger Studienrat für Deutsch und Englisch aus Essen, den ich gestern bereits am Bahnhof von Schrobenhausen angesprochen hatte, als er sich – wie auch ich – nach dem Weg zum Stadtzentrum umsah.

Bei der ersten Übung gilt es, in 10 Minuten Baumbilder aus Jutta Weber-Bocks Anleitung zum autobiographischen Schreiben zu kommentieren.³ Ich wähle die Baumscheibe mit den Jahresringen, komme aber in der kurzen Zeit nicht zu Rande.

Der Archäologenkalender

Im Frühsommer verabreden wir uns seit zwölf Jahren zu einer Radtour und da wir uns aus der Kirchengemeinde am Groß Glienicker See kennen, gehört zu jeder Tour auch der Besuch von Kirchen. Mit fortschreitendem Alter wurden unsere Strecken kürzer. Dafür intensivierte sich aber unser Interesse an den wenig bekannten Bauwerken, die wir noch erreichen konnten. In der Lausitz, in einer Gegend, die Fontane nie einer Wanderung würdigte, haben es uns die Feldsteinkirchen angetan. Es findet sich fast immer ein Schlüsselverwahrer, der die Kirche öffnet und einigermaßen Bescheid weiß. Und immer wieder die Frage: Wann wurde die Kirche denn gebaut? Und die Bayern könnten dann sagen. „Nix Gwiess woas ma net.“ Nicht so die Brandenburger, die nicht selten auch im kleinsten Dorf einen Dorfchronisten oder - noch besser – einen Studenten der Kunst- und Architekturgeschichte aufzuweisen haben. Sie wissen aus der Schichtung der Feldsteine oder aus der Verwendung von Raseneisenstein auf zehn bis fünfzig Jahre genaue Schlüsse auf die Errichtung der Kirche zu ziehen. Doch der Clou und der beste Ersatz für Schriftliches sind alte Balken, wenn sie nicht verbrannt sind oder von Würmern zernagt wurden. Die Archäologen haben die Jahresringe der Baumscheiben vermessen und können so auf das Jahr genau bestimmen, wann die Bäume, welche die tragenden Balken abgeben, gefällt wurden. Seit ich das weiß, kann ich auch im Wald keine frisch geschnittene Baumscheibe sehen, ohne an diesen Archäologenkalender zu denken.

Nur soweit bin ich gekommen. Eigentlich hätte ich jetzt noch eine Geschichte erzählen müssen, in welcher der Baumscheibenkalender eine ausschlaggebende Rolle spielt. Doch leider hatte ich keine

³ Jutta Weber-Bock: Autobiographisches Schreiben. Ein Handbuch für Schreibende und Kursleitende, Waldburg: demand Verlag, 206, S. 154

auf Lager, und es juckte mich auch nicht gerade, eine solche Geschichte zu erfinden. Ich dachte nur kurz daran, was es bedeutet hätte, wenn Martin Luther bei seiner Kritik des Ablasshandels einen Baumscheibenkundigen an seiner Seite gehabt hätte, der ein Kernstück vom Kreuz Christi und sonstige hölzerne Mitbringsel von Kreuzzügen und Morgenlandreisen auf den Beginn des ersten Jahrtausends nach Christi Geburt datiert hätte.

Reihum lesen alle vor, was ihnen beim Anblick der kleinen Baumbilder eingefallen ist. Die meisten lassen sich von den Zypressen am Rande eines Höhenweges in die Toskana auf die literarischen Sprünge helfen. Ein Hang zum Romantischen prägt die Einfälle.

Zum gewohnten Mittagsschlaf komme ich während der einstündigen Pause zwischen 13 und 14 Uhr nicht. Mir reicht es in der benachbarten Bäckerei gerade zu einem Haferl Kaffee mit Apfelkuchen. Andere haben sich an ein Omelett mit Pfifferlingen gewagt, und dann war nicht einmal mehr Zeit zu einem Cappuccino.

Als wir wieder zusammenkommen, wird die Gefahr des so genannten Suppenkomas beschworen – eine Wortschöpfung früherer Kurse. Gemeint ist die Müdigkeit, welche manche – insbesondere ältere Semester wie mich – nach dem Essen befällt. Edda Ziegler bringt uns aber mit einer neuen Übung wieder in Schwung. Wir sollen eine Geschichte schreiben, in welcher das Ich mit der Außenwelt konfrontiert wird. Auch hier haben wir nur eine Viertelstunde Zeit. Ich kann wieder nicht so schnell produzieren und behelfe mich mit einem Text aus den Vorarbeiten zu meiner Autobiographie – vorsorglich gespeichert auf dem Laptop. Ich brauche schon eine Viertelstunde, um den Text zu kürzen, mit einer Überschrift und einer Schlusspointe zu versehen.

Disziplin: Von der Wiege bis zur Bah nunterführung

Es war an einem Novemberabend des Jahres 1956 in Tübingen. Es war ungefähr 9 Uhr - – nach einem langen Tag mit mehreren Vorlesungen. Auch den abendlichen Judo-Kurs hatte ich noch absolviert. Zu müde und zu schlapp, mich noch zu duschen, war ich schwitzend nur noch in den Pullover und die steife, schwere Samthose geschlüpft. Die Turnschuhe behielt ich an, aber bücken musste ich mich trotzdem, um meine Lederschuhe unter der Bank hervorzuziehen und in den Turnbeutel zu stecken.

Draußen war es frostig. Doch ob das, was mir ins Gesicht rieselte, nun schon Schnee oder noch Regen war, ließ ich ungeklärt. Es war nur unangenehm. Ich hing mich über den Lenker meines Fahrrads und bewegte mich in Richtung Gartenstadt und verdrängte die Wahrnehmung des feuchten Geriesel im Gesicht durch die Aussicht auf mein warmes Bett und einen Becher heißer Honigmilch mit Nusskuchen.

Doch noch war ich nicht in der Gartenstadt. Ich musste das mechanische Auf und Nieder meiner Beine unterbrechen, mich vom Sattel herunterhebeln und das tun, was ich täglich tat, nämlich mein Fahrrad aufnehmen und es die Stufen der Bahnunterführung hinab tragen, es unten durch schieben und auf der anderen Seite wieder hoch tragen. Die Unterführung ohne Schnee im Gesicht entlang zu gleiten, war eine Erholung. Ich hatte mich absprungbereit auf die Längsstange des Fahrrads gesetzt und ihm mit dem rechten Fuß noch etwas Schwung gegeben. Ich näherte mich dem Ende des Ganges und bereitete mich seelisch bereits auf das Hinauftragen vor, glitt von der Stange und packte schon wieder zu, dicht neben der Satteltasche, hob das Fahrrad an und ...

„So macht man das also!“, war das erste, was ich wahrnahm. Ich fuhr mit dem Kopf nach oben, denn in den Händen hatte ich ja bereits das angehobene Fahrrad. Und alles, was jetzt kam, was ich wahrnahm, was ich sagte und nicht sagte, was ich tat und nicht tat, war nur eins – Niederlage. Drei Stufen über mir stand derjenige, der gesagt hatte: „So macht man das also!“ Ein Polizist, groß, breit, Ende 40. Von seinem Gesicht weiß ich nur noch, dass es wettergebräunt war und auf der Stirn und zu beiden Seiten der Nasenflügel einige Furchen aufwies. „So macht man das also?“ Ich hatte noch nicht reagiert. Was tun? – Lächeln! Das war das Einzige, was ich konnte.

„Weißt du denn nicht, dass du dein Fahrrad schieben musst?!“ Ich ließ das Fahrrad langsam aus den Händen gleiten, lächelte immer noch, wenn auch immer hilfloser und dann in einem Versuch von Widerstand, der sich aber des schmachvollen Rückzugs bereits bewusst ist und der dem Gegner nur noch die moralische Rechtfertigung liefert, seinerseits vernichtend zuzuschlagen: „Ja aber ... der Gang war doch ganz leer und ich saß ja nur auf der Stange.“ Ich machte eine Bewegung nach der Seite und halb nach vorn, um an ihm vorbei zu kommen. Doch die Lähmung, die mich überfallen hatte, bannte mich fest.

„Weißt du denn nicht, was Disziplin heißt?“

Dieses doofe Geschwätz von der Disziplin musste ja kommen! Der Gang war doch leer! Dieses Rindvieh mit seiner Disziplin!

Doch nach außen, was tun? Lächeln! „Ja aber“ sagen. Bloß ein Streben: Vorbei! Weg!

„Wie alt bist du denn?“

Etwas verwundert, dass er einen Studenten so einfach duzte, antwortete ich „Neunzehn“.

„Was neunzehn! Und weiß noch nicht, was Disziplin ist!“ Und nun in lehrerhaftem Ton: „Als du noch ein kleiner Bub von ein paar Wochen warst, musste man dir alle vier Stunden zu Trinken geben. Wenn deine Mutter dir nicht alle vier Stunden Milch gegeben hätte, wärst du verhungert. Das war auch Disziplin!“

Völlig geschlagen von dieser überzeugenden Herleitung der Disziplin im Straßenverkehr, versprach ich in Zukunft mein Rad durch die Unterführung zu schieben. Dabei hielt ich diesen Hohepriester der Disziplin für einen beschränkten Charakter und doch hatte ich mich von ihm demütigen lassen. Ich war außerstande gewesen, den gesunden Menschenverstand gegen diese lächerliche Argumentation ins Feld zu führen. Dass er mir keinen Strafzettel verpasste, besiegelte nur noch die Niederlage.

Ihm nicht zu widersprechen, war das Klügste, das am wenigsten Riskante gewesen. Doch mir zeigte es meine ganze Feigheit und Unfähigkeit zu schnellen Entschlüssen. Ich ärgerte mich über meine Neigung, mich durch Kuschen aus der Affäre zu ziehen, statt zum Angriff überzugehen. Was hätte ich denn riskiert? Zwei Mark Strafe! Dafür hätte ich ihm in wohl gesetzter Rede klar machen können, dass ich zwar als 19jähriger Student noch nicht viel gelernt habe, aber doch in gewissen Situationen den gesunden Menschenverstand zu gebrauchen wisse und dass mir dieser vor der straffen Disziplin gehe und dass ich diesen Standpunkt auch nicht aufzugeben gedenke und dass mir dies einen Strafzettel wert sei. Und dann hätte ich ihn auch noch darauf hinweisen können, wohin im Dritten Reich Disziplin und Gehorsam unter Ausschalten des Verstandes geführt hätten, und ob er denn jetzt durch das Erteilen eines Strafzettels seine damalige Haltung als 19jähriger bejahen wolle.

Doch leider kamen mir diese „kühnen“ Gedankengänge erst später, nachdem ich mich vom Schauplatz meiner Demütigung verzogen hatte. In der folgenden Woche begann ich diszipliniert zu trainieren - als Boxer im Halbweltergewicht.

Mein Spotlight auf den Studienbeginn in Tübingen wird freundlich und amüsiert aufgenommen. In seiner Bedeutung für die Biographie des Protagonisten kann es jedoch ohne Kenntnis der weiteren Entwicklung nicht erfasst werden. Nur Gandhi-Kenner könnten diesen Beinahe-Zusammenprall mit dem Polizisten mit Gandhis Rausschmiss aus dem Abteil erster Klasse in Pietermaritzburg vergleichen. Für den Übungszweck genügt hier: Es kommt zur Konfrontation mit der wenn nicht feindlichen, so doch auf Kontrolle bedachten Außenwelt. Im Blick auf die Gesamtsituation könnte man behaupten: Der offene Konflikt der 68-Generation mit den Altvorderen wird an der Konfrontation mit dem Polizisten bereits zehn Jahre früher in seiner Latenz gezeigt. Es kommt hier auf das autobiographische Offenlegen an, weil aus der behavioristischen Darstellung des Verhaltens – auch aus dem Aufzeichnen der Dialoge – nicht abzulesen wäre, was der Protagonist denkt und wahrscheinlich in Zukunft tun wird. Dessen lebenspraktische Schlussfolgerung überrascht. Der Leser fragt sich: Ist das Boxtraining zielführend, wo es doch eigentlich darum geht, verbal

„schlagfertig“ zu werden?

Um 20 Uhr liest Norbert Niemann in der Jugendmusikschule aus seinem neuen Roman „Willkommen neue Träume“. Die Schrobenhausener Presse schickt eine Volontärin. Ich könnte ihren Bericht abschreiben. Solide Information - ausgehend vom Waschzettel und mit einer kritischen Anmerkung zum Verhalten einiger Schrobenhausener, die wohl angenommen hatten, dass ein Roman das zu sein habe, was mein Deutschlehrer als „spannend, interessant, humorvoll“ bezeichnet hatte. „Dem ungeduldigen Zuhörer kann es schon einmal etwas lang werden. Denn allein der Vorspann erstreckt sich in dem Buch über 50 Seiten.“ Mir fiel es auch nicht leicht, mich am späten Abend auf die virtuose Darstellung der Einfahrt von Intercity-Zügen in den Münchener Hauptbahnhof zu konzentrieren. Doch ich war beeindruckt von der Meisterschaft des Wortgebrauchs. Dieser Vorspann war die Bravourarie des Bachmann- und Clemens-Brentano-Preisträgers; doch sie überforderte den Durchschnittshörer, der weniger Impressionen als Handlung erwartet. Was folgte, packte mich mehr, besonders die Figur der extrovertierten Maya, die skrupellos eine Starkkarriere anpeilt und euphorisch zu jeder Anpassung an den Filmbetrieb bereit ist. Sie bildet den Kontrast zum skeptischen So-gar-nicht-Helden Asger Weidenfeld, den als erfolgreichen Fernsehjournalisten in Berlin das Gefühl überkommt, das wirkliche Leben zu verpassen. Er legt eine Pause ein und fährt zurück in seine Heimat, in ein Dorf am Chiemsee. Dort zehrt seine Mutter Clara, eine gealterte Schauspielerin, vom vergangenen Ruhm. Zur Rückkehr des Sohnes inszeniert sie ein Fest, bei dem die Lebensentwürfe und Träume aufeinander treffen.

Ich frage Niemann, ob er sich mit einer der Figuren seines Romans, also zum Beispiel mit Weidenfelds Freund Wenzel besonders identifizieren könne. Mir sei der in einer Talkrunde des Fernsehens als tumber Studienrat Vorgeführte besonders sympathisch gewesen, weil er vor laufender Kamera lerne, den Betrieb zu durchschauen und so die Blamage zu ertragen. Niemann antwortet, ihn reize gerade die Erfindung von Figuren, die mit ihm selbst nicht auffallend viel gemein hätten.

Ich bleibe nach dem Schluss der Veranstaltung in der ersten Reihe sitzen und spreche – ohne auch nur ein Glas Wein an der Theke zu holen - bis Mitternacht mit Heide Weber aus unserem Kurs. Sie dürfte ungefähr mein Alter haben, klein, schlank, blond. Als ihre beiden Töchter noch nicht einmal die Grundschule besuchten, hat sie ihren 39jährigen Mann, einen aufstiegsorientierten Mediziner, durch Herzinfarkt verloren, musste das im Bau befindliche riesige Haus mit Verlust verkaufen und als Studienrätin für Geographie und Englisch ihre beiden Töchter großziehen. Mittlerweile sind diese gut verheiratet,⁴ und sie kann sich überlegen, wie sie den Enkelkindern ihr Leben erzählen könnte. Sie ist auf den Kurs aufmerksam geworden, als sie sich nach einer Südamerikareise zu einem Wiedersehen mit anderen Teilnehmern in Schrobenhausen verabredet hatte und dort der Prospekt der Sommerakademie auslag.

Schrobenhausen.

Mittwoch, 5. August 2009

Das Leben als DVD

Die Seminare beginnen auch heute wieder erst um 10 Uhr. Seit 7 Uhr bin ich wach. Wenn die Kurse um 9 Uhr los gingen und die Mittagspause dann eine Stunde länger wäre, käme mir dies zustatten. Immerhin gibt der späte Beginn Ruth und mir Gelegenheit, uns am Telefon zu besprechen. In Berlin Badewetter, das Ruth auch nutzt. Sie schwimmt im Groß Glienicker See von unserem Badesteg zur Insel und zurück. Und dann schafft sie im Ökoteich etwas Luft, indem sie an den Rändern Klee und

⁴ Der bei Siemens in einer Spitzenposition beschäftigte Schwiegersohn hat in Schlabendorf (Lausitz) einen alten Gasthof gekauft und denkmalgerecht restauriert – ein intensives und zeitraubendes Engagement, das bei einem Münchener überrascht und vielleicht mit seiner Herkunft aus der Familie von Manstein wenigstens teilweise erklärbar ist. Ich will Heide meine Aufzeichnungen der Radtour durch die Lausitz, auf der wir auch durch Schlabendorf kamen, senden.

Schilf ausreißt. Sonst hätte man keinen freien Blick mehr auf die Seerosen, die Frösche und die blauen und grün schimmernden Libellen. Ruth beobachtet, wie ein Frosch eines der Krötenjungen verschlingt, das sich aus dem Kaulquappenstatus herausentwickelt hat. Sie hatte – wie auch ich – angenommen, dass Frösche mit langer Zunge nach Fliegen schnappen. Doch eine kleine Kröte oder auch ein kleiner Artgenosse ist natürlich ein deftigerer Happen als eine Fliege oder Hummel, falls letztere mit ihren vielen Haaren einem Frosch überhaupt schmecken sollte.

Das weniger erfreuliche Thema ist, dass Ruth die riesigen Bücher-, Zeitschriften- und Papiermassen in unserem Haus belasten. „Ich halt das nicht mehr aus. Was soll ich damit anfangen, wenn Du stirbst? Ich kann in dem großen Haus nicht allein wohnen bleiben, und um es verkaufen zu können, muss ich es leer räumen.“ Das alte Problem, für das ich keine (rasche) Lösung habe. Ich fühle mich ja unter Zeitdruck, aber ich mag nicht meinen nahen Tod bedenken. Ich fühle mich in keiner „Jedermann“-Situation, auch wenn es tatsächlich von einem Tag oder von einem Monat auf den anderen zu Ende sein kann. Ich habe die Papiere über die Jahre in Leitz-Ordern in chronologischer Folge abgelegt – gerade auch im Blick auf das Großprojekt Autobiographie. Ruth hat sich um das Beschriften der Fotos bemüht. Das Problem ist, dass infolge von Umzügen und anderen Unterbrechungen etwa ein Zehntel meiner Papiere noch nicht abgelegt ist und in Kartons in meinem relativ kleinen Arbeitszimmer und im Aktenkeller lagert. Ich müsste mehrere Wochen nur an die Ablage verwenden, um klar Schiff zu machen. Und das schiebe ich dann immer wieder vor mir her, weil eilige Manuskripte zu bearbeiten sind oder weil ich befürchte, dass aktuelle Aufzeichnungen scheitern, weil die lebendige Erinnerung rapide verblasst. So dürfte es mir jetzt mit der jüngsten Radtour durch die Lausitz und den Fläming ergehen. Zwar bin ich zum Radlertagebuch nicht verpflichtet, doch ich habe meine Freunde seit 12 Jahren daran gewöhnt. Wieder einmal habe ich vom 5.-10. Juli in das Schulheft A6 in der Oberschenkelaußentasche meine Eindrücke notiert und habe in der Gepäcktasche die einschlägigen Prospekte gesammelt. Jetzt müsste ich das Material bearbeiten, wenn daraus ein halbwegs literarischer Text entstehen soll. Doch dies unterbleibt, weil der Schreibkurs vordringlich ist. Dessen Verlauf und dessen Ergebnisse will ich nun auch wieder fest halten. Während der ersten Tage nach der Radtour konnte ich nicht schreiben, weil ich Annika Müllers Report über die gewaltfreien Akteure unter den Palästinensern für das nächste Heft von „Gewaltfreie Aktion“ lektorieren musste. Und um Ruth nicht wieder alles zu überlassen, habe ich mit ihr das Schlafzimmer ausgeräumt, die Risse in den Wänden verspachtelt und verputzt und den neuen Anstrich, den Ruth dann besorgte, vorbereitet. Und dasselbe müsste nun auch noch in mehreren anderen Zimmern geschehen.

Ich habe keine Lösung für unser altes Problem und schon gar nicht am Telefon. Wir könnten Hilfe einkaufen, also die immer wieder von Ruth zitierten Handwerker engagieren, die bei den Nachbarn tätig sind. Doch in großem Stil können wir dies dann auch wieder nicht tun, denn eine Professoren Pension ohne Nebeneinkünfte ist nicht üppig. Wir konnten und können uns das große Haus am See eben nur leisten, weil wir sparsam wirtschaften und in Haus und Garten fast alles selber machen. Aber es geht uns vergleichsweise gut und es ist Sommer und irgendwie werden wir schon zu Rande kommen, sofern wir gesund bleiben und zusammen arbeiten. Doch ich beende das Gespräch dann doch etwas bedrückt.

Ich hatte damit gerechnet, dass Ruth unser leidiges Thema wieder ansprechen würde. Es passt zum Kurs. Sein Leben aufschreiben, heißt aufräumen, das Material abarbeiten und letzten Endes das eigene Leben – und das meiner Familie und meiner Zeit – auf Dateien und auf beschriebenen Manuskriptseiten so speichern, dass die vielen Leitzordner verloren gehen oder in schwer zugänglichen Archiven verstaubt werden könnten. Nur jetzt darf ich das Material noch nicht außer Haus geben. Dann würden mir die Quellen fehlen. Ich sehe das Dilemma. Ich weiß, dass andere vor mir an derselben Aufgabe gescheitert sind. Weit gebracht hat es Walter Kempowski. Er hat es noch geschafft, für sein Archiv einen würdigen Platz in der Akademie der Künste zu finden. Und doch: Was bleibt von seinem Werk außer den Büchern? Ich kann mein Haus in kein Museum verwandeln. Für einen solchen Anspruch bin ich ein viel zu kleines Licht. Mein Ideal ist, das Leben auf einige

DVDs einzudampfen, so dass Interessierte mit dem Suchprogramm in Sekundenschnelle das jeweils Interessante auffinden können. Meine Vision künftiger Friedhöfe sind Grabsteine, in denen unzerstörbare Chips darauf warten, von Passanten angeklickt zu werden, um die Geschichte der Verstorbenen mitzuteilen.

Am Vormittag informieren wir uns reihum über den aktuellen Stand unserer Schreibprojekte. In meinem Falle sind dies die Erinnerungen an die Studienzeit und wie diese durch den Wechsel von der Rezeption des Historischen zur aktuellen pazifistischen, gewaltfreien Aktion unterbrochen wurde und schließlich durch das neue Studienfach Politische Wissenschaft und die Arbeit an der Dissertation über die Strategie des gewaltfreien Widerstands eine Wende nahm. Das Knick- oder Wendepunktmodell will Edda Ziegler dann morgen aufgreifen.

Heute geht es zunächst nur darum, dass jeder sein Vorhaben skizziert. Die Älteren wollen meist von ihrer Kindheit – manchmal gekennzeichnet durch Flucht und Vertreibung – berichten. Anders die mitten im Leben stehende Sandra Fohlmeister aus Rosenheim, die sich von 2004-2007 als Entwicklungshelferin in der Mongolei engagierte und nun ihre durchwachsenen Erfahrungen mitteilen möchte. Das ist mir sympathisch. Es erinnert mich an meinen ursprünglichen Impuls: Ich wollte nicht über die Studienzeit oder die Suche nach der Frau fürs Leben schreiben, sondern von meinen Erfahrungen in der Friedens- und Ökologiebewegung berichten. Die Autobiographie sollte spätere Generationen anregen, meine Texte aus der Friedensforschung zu lesen. Der biographische Aufriss sollte helfen, die wissenschaftlichen Texte zu erfassen und besser zu verstehen. Im Grunde genommen sollte die Autobiographie kein selbständiges Werk, sondern nur die Einleitung zu meinen gesammelten politologischen Aufsätzen und Vorlesungen sein. Auf dieser Linie lagen meine Erinnerungen an die Prominentenblockade in Mutlangen, mein erstes Projekt im Schreibkurs Paul Schusters im Herbst 2003 in Dorstadt.⁵ Und nun scheine ich von diesem zielgerichteten, durch und durch politologischen Vorhaben abgekommen zu sein. Und warum habe ich mich ablenken lassen? Ruth fragt mich dies immer wieder.

Ich empfinde es nicht als Ablenkung, sondern als Vorübung. Vor dem Hintergrund dieser Informationen über die Studienzeit und meiner Suche nach der richtigen Partnerin soll man mein politisches Engagement besser verstehen. Hinzu kommt: Ich habe das Gefühl, dass die Menschen das Persönliche lieber lesen als meine Darstellung politischer Erkundungszüge. Beweisen kann ich das nicht. Ein lebhaftes Interesse gibt es weder am einen, noch am anderen. Und so wird das Schreiben leicht ein *l'art pour l'art*, das Leben zur Stilübung.

Und hier kommt mir das Projekt von Markus Behr entgegen. Es ist nicht in erster Linie politisch, auch wenn man als Lehrer für Deutsch und Englisch an einem Essener Gymnasium auch einen politischen Standpunkt hat. Markus ist im Alter meiner Kinder und er hat einen verantwortungsvollen Beruf. Doch was bedeutet es für einen Menschen als übrig gebliebener, sexuell nicht mehr sonderlich aktiver Single in einer „fest verpartnerten“ Umgebung zu leben? Das ist auch ein interessantes Projekt und ich denke an die Bücher von Frank McCourt, besonders sein letztes „Teacher Man“.

Wir setzen uns zum Abendessen an die noch sonnenbeschienenen Tische vor die Alte Post und plaudern auch mit Mitgliedern anderer Schreibgruppen. Überall intensiver Austausch und die Vorstellung, dass unser Schreiben wenn nicht in der Welt, so doch in uns etwas bewirkt. Schreiben ist nichts Leichtfertiges; es ist anstrengend und es ist allen ernst damit.

Heute liest Edda Ziegler in der Musikschule aus ihrem zurzeit vergriffenen Buch „Die verbrannten Dichterinnen“. Das ist ein treffender Titel, obwohl Goebbels und Banausen beim Verbrennen der Bücher ihrer Gegner die Werke von Frauen nicht herausgehoben haben. Das hätte nicht zu ihrem

⁵ Im Friedenscamp – Mutlangen 1.-3. September 1983. Ein rekonstruiertes Tagebuch. In: Gewaltfreie Aktion, 143-145, 2.-4. Quartal 2005, S. 10-24

Bild der Frau gepasst. Frauen sollten überhaupt keine Bücher schreiben, sondern dem Führer im Dirndl als Gebärerinnen, Bäuerinnen und Hausfrauen zu Diensten sein. Doch es gab verfemte Dichterinnen, und gerade die weniger bekannten hatten im Exil ein schweres Los. Edda geht das Thema auch soziologisch an und befasst sich mit dem Alltag der Frauen, die im Ausland häufig dafür sorgen mussten, dass ihre Partner, die meist weniger flexibel waren und einfache Jobs nicht akzeptieren wollten, die Entbehrungen überstehen konnten. Ein für die Literaturgeschichte und auch für die Frauenbewegung wichtiges Buch. Es enthält viele biographische Hinweise, doch auf dem Buchmarkt wäre es wieder mal einfacher gewesen, eine bestimmte Dichterin mit einer spektakulären Lebensgeschichte zu präsentieren. Doch wenn es die Prominenten nicht gibt, dann muss seriöse Literaturwissenschaft sich eben mit den zahlreichen weniger Auffälligen befassen. Das ist dann aufschlussreicher als eine weitere Biographie der Bestsellerautorin Vicky Baum oder ein feines Buch über „Frau Thomas Mann“.

Schrobenhausen.

Donnerstag, 6. August 2009

Erzählperspektiven und das Wendepunktmodell

Edda Ziegler beginnt mit der Darstellung verschiedener Erzählperspektiven. Das ist Hausmannskost für alle angehenden Autoren. Es gibt in der Autobiographie nicht nur den Ich-Erzähler, sondern auch den personalen Erzähler und dieser kann auch betont auf Distanz gehen zur Person des in einem bestimmten Moment Dargestellten. Nur auktorial kann man in der Autobiographie nicht erzählen, weil der Autor gerade nicht genau weiß, was in den anderen Personen vorgeht. Er kann es nur vermuten. Das kann auch in der Form eines inneren Monologs geschehen.

Ich habe mich bei der Darstellung meines Verhaltens immer wieder mal gefragt, was wohl gleichzeitig in den Menschen vorgegangen ist, mit denen ich mich auseinandersetzte. Nur ein auktorialer Erzähler könnte wissen, was Jutta Heller dachte, als sie das vereinbarte Rendezvous absagte und mich danach auch nicht anrief, wie sie versprochen hatte.⁶

Bei Hermann Lenz habe ich kennen gelernt, dass man ein alter ego erzählen lassen kann. Streckenweise überträgt er auch der jüngeren Schwester die Aufgabe, das Leben des Bruders darzustellen. Es gibt viele Varianten, und Edda Ziegler wird es uns auch noch aufgeben, eine bestimmte, autobiographisch bereits erfasste Situation aus der Perspektive eines anderen, mit dem wir konfrontiert waren, zu erzählen. Man könnte die Geschichte aus der Tübinger Bahnunterführung aus der Perspektive des Polizisten erzählen. Das reizt mich aber nicht, weil ich sicher bin, dass er genau so dachte, wie er daherredete.

Nach dieser Einführung in die Erzählweisen geht Edda noch einen Schritt weiter und exemplifiziert das Wendepunktmodell im Aufbau einer Autobiographie am Leben Heinrich Heines. Sie hat zu dessen Leben eine Biographie geschrieben und auf zwei Seiten die Lebensdaten so aneinander gereiht, dass wir plausible Aussagen zu den mutmaßlichen Wendepunkten machen können. Ich ernte Protest, als ich nonchalant behauptete, die Liebe zur Cousine Amalie sei wohl kein Wendepunkt gewesen. „Ein paar Gedichte und dann ging's weiter im Text.“ Ursula Echtler, unsere Schrobenhauser Buchhändlerin, wehrt sich gegen diese Unterstellung coolen männlichen Kurshaltens angesichts der anrührenden Poesie.

Und dann müssen wir selbst Farbe bekennen und nach Wendepunkten im eigenen Leben forschen. Frauen haben mich nicht aus der Bahn geworfen, aber ich habe – ohne mich weiter als Lyrik- und Liebesmuffel zu outen – doch eine passende Wendepunktstory auf Lager.

Ante M.K.G. und post M.K.G.

Als Hermann Lenz fast 60 Jahre alt war, wurde er von einem Tag auf den anderen zu einem

⁶ Aus dem erinnerten Tagebuch der Erlanger Studienjahre. In: Aus dem Leben eines Friedensforschers. Experimentelle Texte. Gewaltfreie Aktion, 147-149, 2.-4. Quartal 2006, S. 57-58

bekannten Schriftsteller und alsbald auch mit dem Büchner-Preis ausgezeichnet. Diese Wende brachte die ganzseitige Besprechung eines seiner Bücher in der Süddeutschen Zeitung durch Peter Handke. Die Rezension hatte den Titel „Einladung Hermann Lenz zu lesen“. Die beiden wurden Freunde. Ihr Briefwechsel lässt sich nachlesen. In feiner Ironie hat der fast 30 Jahre ältere Lenz sein Leben später in zwei Perioden geteilt, ante P.H. und post P.H., vor und nach Peter Handke.

Etwas Vergleichbares lässt sich für meine Studienjahre sagen. Bei mir bahnte sich 1958 eine Wende an und auch diese Wende verbindet sich mit einer bestimmten Person. Ich konnte sie aber nicht mehr treffen, weil sie bereits vor zehn Jahren in action and prayer getötet worden war. Erst fünfzig Jahre später konnte ich wie ein Pilger auf dem Jakobsweg sechs Wochen lang auf ihren Spuren wandeln bzw. unter ihren typischen Reisebedingungen unterwegs sein.

Ich kann mein ganzes Leben oder zumindest meine Studienzeit einteilen in die Periode ante M.K.G und post M.K.G, also in die Zeit vor Mohandas Karamchand Gandhi und in die Zeit nach meiner Entdeckung Gandhis als Strategen der gewaltfreien Aktion.

Martin Luther King ist es ähnlich ergangen. Wie er in „Stride toward Freedom“, seinem Bericht über den Busboykott von Montgomery im Jahre 1956 schreibt, war es auch bei ihm eine literarische Begegnung mit den Erfahrungsberichten Gandhis. Er begriff die gewaltfreie Aktion als power from below, also der Macht von unten, mit der Massenbewegungen bedeutende gesellschaftliche Veränderungen durchsetzen konnten.

Man könnte dieses Begreifen einer seelischen Haltung als Machtinstrument und King sprach von soul force, einen Moment der Erleuchtung nennen, doch eben nur in dem ganz und gar ausgenücherten Sinne von Aufklärung, dem Heraustreten aus der politischen Unmündigkeit und des Zutrauens zu den eigenen „Experimenten mit der Wahrheit“, wie Gandhi seine Autobiographie nannte.

King hatte in einem Vortrag von Gandhis gewaltfreier Strategie gehört und anschließend sich die einschlägigen Bücher gekauft und studiert. Das muss in der zweiten Hälfte der 50er Jahre gewesen sein. Ungefähr gleichzeitig zog ich aus der Krabbelkiste eines Londoner Antiquariats ein ramponiertes Taschenbuch, das nur noch ein paar Pennys kostete. In ihm stellte der amerikanische Journalist Louis Fischer, ein Mann mit sozialistischer Vergangenheit, das Leben Mahatma Gandhis dar. Ich hatte das Buch wirklich nur en passant mitgenommen, um durch eine simple Lektüre im bevorstehenden Tübinger Wintersemester meine Englischkenntnisse zu verbessern.

Ich las das Buch auch nicht sofort, sondern steckte es nur in die Manteltasche, wenn ich meinen Vater in der Umgebung Stuttgarts beim Kundenbesuch begleitete. Zu zweit hatten wir mehr Erfolg. Besonders der Verkauf von Heizlüftern war meine Spezialität. Unser Umsatz verdoppelte sich nahezu. Doch dieser Vertrieb von Kleinbeleuchtungskörpern und Batterien und den neuen Heizlüftern, in denen ein Ventilator die Raumluft durch erhitzte Spiralen blies, ging von meiner Studienzeit ab. Um dieses Defizit zu kompensieren, verfuhr mein Vater und ich arbeitsteilig. Er steuerte unseren Kleinbus, ich las Louis Fischer: Das Leben des Mahatma Gandhi.

Und das erleuchtende Kapitel befasste sich mit dem Problem des Verhältnisses von Mitteln und Zielen, englisch: Ends and Means. Und stud. phil. Theodor Ebert fiel es wie Schuppen von den Augen. Er kapierte, warum Revolutionen ihre Kinder fressen. Es sind die gewaltsamen Mittel, welche die Ergebnisse – unweigerlich – verderben. Es kommt nicht allein auf den Willen der Revolutionäre an, sondern auf die sorgfältige Wahl der Mittel und das kategorische Ausscheiden der gewalttätigen, Menschen verletzenden und unwahrhaftigen Mittel. Und die Alternative ist das Organisieren gewaltfreier direkter Aktionen, das Training der Kader und das unerschütterliche Vertrauen in die versöhnende Wirkung des geduldigen Ertragens gewaltsamer Sanktionen im Verlauf der Kampagnen.

Und bei Gandhis Aktionen in Südafrika und Indien war zu beobachten, wie gewaltfreie Aktionen auf Massenbasis funktionierten. Bilde eine Graswurzelorganisation aus trainierten gewaltfreien Akteuren und achte auf die Willensbildung von unten nach oben, und keine Diktatur wird diesem Druck auf die Dauer Stand halten können! Das begriff ich, während mein Vater den nächsten

Kunden in Ludwigsburg ansteuerte und mit mir überlegte, ob wir wohl unseren ganzen Vorrat von Heizlüftern der Firma Ismet bis zum Abend verkaufen könnten.

Zwei Jahre dauerte bei mir noch die Inkubationszeit mit ihrer Gandhi Lektüre und dann verließ ich Tübingen und meine Dissertation zur Reformation und Gegenreformation im Kloster Gengenbach im Schwarzwald und gründete mit Stuttgarter Kriegsdienstverweigerern nach dem Vorbild von Gandhis Shanti Sena, einem Netzwerk von Graswurzelrevolutionären, die Gewaltfreie Zivilarmee, die sich aber von der Roten Armee Fraktion nicht allein durch die Wahl der Mittel, sondern auch durch ihr öffentliches, sich jeder Kritik stellendes Vorgehen unterschied.

Während die anderen ihre Wendepunkt-Geschichten vorlesen, mache ich mir viele Notizen, aber ich kann die Storys der anderen hier nicht rekapitulieren, hätte aber Lust, sie alle in den Worten der Vortragenden nachzulesen. Mir scheint: Dieses Wendepunktmodell kann man für das autobiographische Schreiben wirklich empfehlen. Hat es seinen Ursprung in der griechischen Mythologie? Herkules am Scheideweg. Ich erinnere mich an ein Büchlein des Londoner Philosophen A. C. Grayling: *The Choice of Hercules: Pleasure, Duty and the Good Life in the 21st Century*, London 2007. Meine Schwiegertochter Innes hatte es mir empfohlen und ich habe es auch sofort gelesen. Leider wurde es noch nicht ins Deutsche übersetzt.

Am Abend liest Ursula Krechel in der Jugendmusikschule aus ihrem Roman „Shanghai fern von wo“. Die Schrobenauser Zeitung lädt wieder ein mit einer Vorschau. „Shanghai ist am Vorabend des Zweiten Weltkriegs für Tausende Juden das letzte Schlupfloch auf der Flucht vor dem Nationalsozialismus. Die jüdischen Emigranten kommen ohne Visum und Illusionen mit einem Koffer und zehn Reichsmark in der Tasche.“ Die aufmerksame Volontärin hat im Internet recherchiert und zitiert Luitgard Koch aus dem Rezensionsforum kulturkritik.de: „Souverän verwandelt die Essayistin und Lyrikerin ihren gründlich recherchierten Reportagestoff aus authentischen Briefen und Berichten zu einem erschütternden Roman.“

Ursula Krechel betont im Zuge der Lesung auch die Bedeutung der Recherche, der Dokumente und der Interviews. Damit unterstützt sie mein Reden in der Arbeitsgruppe: Die Basis der Autobiographie ist nicht die Erinnerung oder gar der kreative Einfall, sondern das Sammeln und Ordnen von Aufzeichnungen, von Fotos und fassbaren Erinnerungstücken. Das kann zur Last werden, aber es gibt der Autobiographie die so genannte Authentizität.

Schrobenauser.

Freitag, 7. August 2009

Der letzte pralle Schreibtag: Vier Stücke meines Lebens coram publico

Heute geht es noch einmal so richtig zur Sache. Es gilt eine Erzählung zu planen. Egal ob autobiographisch oder erfunden, sie hat auf jeden Fall einen Anfang, eine Mitte und einen Schluss. Klingt banal, ist aber als Richtschnur nützlich. So versuchen wir uns an einem Exposé.

Ich greife zurück auf eine Tagebuchnotiz, die ich gerade erst im Intercity aus dem Londoner Tagebuch auf den Laptop übertragen habe. Sie lautet:

London. 28.3.58

Lou Anns versprochener Telefonanruf bleibt aus. Ich rufe zwei Mal vergebens an.

Spreche beim Deutschen Akademischen Auslandsdienst (DAAD) vor. Das bringt mich so kurzfristig auch nicht weiter auf der Suche nach einem College, das mich zu immatrikulieren bereit wäre.

Im British Museum. Auf dem Rückweg werde ich Mitglied des YMCA. Sein zentrales Clubhaus befindet sich an der U-Bahn-Station Tottenham Court Road. Gespräch mit einem jungen Afghanen.

Am Abend im New Theater „Dinner for the Family“. Mein Platznachbar ist zufällig ein Österreicher. Dr. Ohnmacht will versuchen, für mich einen Studienplatz aufzutun.

An der Bushaltestelle Picadilly Circus werde ich von einem Engländer auf Deutsch angesprochen. Wegen des Trenchcoats hat er in mir einen Deutschen vermutet. Er sei Schriftsteller. Das interessiert mich. Ich lasse mich zu einem Gespräch am Kamin einladen. Leider ein Homosexueller, der dann an einem literarischen Gespräch weniger interessiert ist als an meiner äußeren Erscheinung. Ich merke dies nicht sofort. Wir reden bis 3 Uhr morgens miteinander. Schließlich sieht er ein, dass ich anders gewickelt bin. Ich übernachtete ungestört im Gästezimmer. (Näheres siehe ausführlichen Brief an Irene Keller in Stuttgart)

Und nun folgt das Exposé für die Nacherzählung der realen Begebenheit während des Studiums in London.

In Erwartung eines Gesprächs über Literatur am Kamin

Im 5. Studiensemester, am 28. März 1958, dem 7. Tag meines ersten Aufenthalts in London, werde ich nach einem Theaterbesuch an der Bushaltestelle Picadilly Circus von einem etwa 45jährigen Engländer auf Deutsch angesprochen. An meinem Trenchcoat habe er mich als Deutschen erkannt. Er stellt sich als Schriftsteller vor, und so bin ich bereit, mich zu einem Gespräch am häuslichen Kamin einladen zu lassen. Statt jedoch von Literatur zu plaudern, macht er mir Komplimente zu meiner äußeren Erscheinung. Ziemlich spät und mühsam begreife ich – im Rückgriff auf die Schullektüre von Platons „Symposium“ –, dass ich es zum ersten Mal im Leben mit einem Homosexuellen zu tun habe und stehe nach Mitternacht vor der Frage, wie ich zum mehrere Kilometer entfernten Studentenheim des German YMCA kommen soll. Kann ich es wagen, das Angebot, im Gästezimmer zu übernachten, anzunehmen?

Ich riskiere es und schlafe ungestört. Während der nächsten Woche informiere ich mich über Homosexualität und das schwule Milieu in London. Das erweist sich als nützlich, da ich noch mehrfach angesprochen werde.

Unsere nächste Aufgabe ist es, eine Begebenheit, die in der Autobiographie aus der Ich-Perspektive mitgeteilt wird oder mitgeteilt werden soll, nunmehr aus der Perspektive eines anderen zu erzählen. Aus Zeitgründen und weil nicht alle schon einen Teil ihrer Autobiographie geschrieben haben, können wir nicht beide Versionen vorlegen. Da ich die Geschichte in der Ich-Perspektive in petto habe, kann ich sie hier voran stellen.

Wo ist dein Bruder?

Der Reiz so mancher Erinnerung an die Kindheit besteht darin, dass die kleinen Helden unversehens in ein Milieu geraten, in das sie nicht hinein geboren wurden. Das berühmteste Beispiel ist wahrscheinlich Mark Twains „Der Prinz und der Bettelknabe“. In der folgenden Geschichte ist der Kontrast zwischen hoch und niedrig, adlig und gemein weit geringer, aber sie spielt immerhin in einem Schloss, und mein Bruder und ich hätten es nie betreten und darin gespeist und übernachtet, wenn der Zweite Weltkrieg uns nicht in dieses Gemäuer verschlagen hätte. Und das kam so.

Der erste englische Bombenangriff auf das Stammwerk der Firma Bosch in Stuttgart verfehlte zwar sein Ziel, aber eine verirrte Sprengbombe riss die vordere Hälfte des Sandsteinhauses, in dessen drittem Stock meine Großeltern wohnten, in die Tiefe. Sie konnten die Hälfte ihres Mobiliars – einschließlich des Klaviers meiner Tante – immerhin noch bergen, mussten aber eine Wohnung außerhalb Stuttgarts finden. Da mein Großvater bei dem Angriff verschüttet und verletzt worden war und mit seiner Wiederherstellung vor der baldigen Verrentung als Werkszimmermann von Bosch nicht zu rechnen war, akzeptierten meine Großeltern, ihre Tochter und die Urahne als Alterssitz drei große Räume und die seit Menschenaltern nicht mehr renovierte Küche im ersten

Stock des Neuen Schlosses von Beihingen am Neckar. Meine Großmutter stammte aus einer Familie von Bauern und Küfern im benachbarten Pleidelsheim. Und es gab aus ihrem Erbe dort mehrere Obstbaumwiesen und ein großes Stück Gartenland, das auch von Beihingen aus bewirtschaftet werden konnte.

Doch das Ausweichquartier hatte aus der Sicht meiner Großmutter auch eklatante Nachteile – besonders im sanitären Bereich. Das Neue Schloss war neu nur im Blick auf das einen Bogenschuss entfernte Alte Schloss, das aus der ganz alten Ritterzeit datierte und noch ein geräumiges Brunnenbassin aufwies, das im Falle von Belagerungen durch feindliche Rittersleut als Trink- und Löschwasser diente und in dem nun große Döbel schwammen, die wir Kinder nach Heuschrecken schnappen ließen. Auch das so genannte Neue Schloss war 1535 noch aus Bruchsteinen erbaut worden. Diese waren aber nur noch auf der steil zu einem Bach hin abfallenden Rückseite sichtbar. Doch dort hielt sich niemand auf, denn der Boden war modderig und bedeckt von Brennesseln, Holundergestrüpp und knorrigen Robinien. Zum Dorf hin waren die Wände früher oder später verputzt worden. Und die ganze Anlage umgab – mit Ausnahme der schroff abfallenden Rückseite – eine hohe Mauer, die aber zwei bogenförmige Durchlässe frei ließ. Außerdem konnte man durch ein zweiflügliges, aber gewöhnlich geschlossenes Tor zu der hohen Zehntscheuer gelangen, die sich innerhalb der Mauer erhob und an diese angelehnt gemeinsam mit dem Schloss erbaut worden war. In seinem Innern war das quadratische, turmlose Schloss großzügig gegliedert. Über eine breite, laut knarrende Eichentreppe stieg man nach oben, vorbei an einem großformatigen Stich des auf Helena sterbenden Napoleon. Mein Bruder Manfred und ich empfanden die Räume des Schlosses als riesig. Die Eichenbalken an den Decken waren so dick wie unsere Unterarme lang. Wir mussten uns gegen die Türen stemmen, um sie öffnen, und wir genossen es, auf die Plattform im ersten Stock zu treten und durch die Schießscharten und vorbei an den Ästen einer hoch ragenden Kastanie auf den Schlosshof und auf die ehemaligen Pferdeställe zu blicken, in denen unser Großvater zuerst seine Werkstatt eingerichtet, dann Kaninchenställe und ein fuchssicheres Hühnerhaus gebaut und schließlich auch noch Heu eingelagert hatte. Auch wenn sich die Großmutter über das Plumpsklo und den altertümlichen Herd mit Wasserschaff und herausnehmbaren Ringen über der Feuerstelle beklagte, so waren mein zwei Jahre jüngerer Bruder Manfred und ich doch glücklich über dies abenteuerliche Notquartier der Großeltern. Nachdem wir von Münsingen, wo wir in den letzten Kriegsjahren evakuiert gewesen, nach Stuttgart zurückgekehrt waren, freuten wir uns darauf, die Großeltern so oft wie möglich im Neuen Schloss in Beihingen zu besuchen. Wir beide schliefen zusammen in einem gleichfalls riesigen Eichenbett und blickten beim Aufwachen hinauf zu den dicken Deckenbalken und freuten uns auf die Waffeln, welch die Großmutter über dem offenen Feuer in einem Eisen, das sich im Gewinde drehen ließ, für uns backte – Eier von eigenen Hühnern inklusive.

Auch der Großvater steuerte regelmäßig sein Teil bei zum Diner im Schloss. Er hatte so viele Kaninchen, dass er mit dem Leiterwagen, dem er noch Wangen aufsteckte, zu Straßenrainen ausfahren musste, um dort mit der Sense Klee zu mähen. Er fütterte damit Dutzende immer hungriger Belgischer Riesen. Das war eine schwergewichtige Rasse, mit der er auch Preise gewann, ob nun vereinsintern oder im regionalen Vergleich weiß ich nicht mehr. Doch ich erinnere mich, dass die einschlägige Fachzeitschrift „Der Kleintierzüchter“ die Lieblingslektüre – genau genommen die einzige Lektüre – meines Großvaters bildete – neben dem „Boschzünder“, der Hauszeitschrift der Mitarbeiter und Pensionäre von Bosch.

Wir begleiteten den Großvater gerne, wenn er zu den Obstbaumgrundstücken nach Pleidelsheim fuhr und dabei den Leiterwagen hinter sich her zog. So lernten wir beim Futterholen die Anlage von Beihingen, zumindest die steil zum Schloss ansteigende Hauptstraße kennen. Ich konnte mich bald alleine zurechtzufinden. Doch gemeinsam waren Manfred und ich eigentlich nie ohne den Großvater unterwegs und wir weiteten unsere Erkundungszüge um das Schloss nur zögernd aus. Durch das Gartentor gelangte man aus dem Schlosshof auf eine weite Wiesenfläche, die sich vorzüglich zur Pferdekoppel geeignet hätte und es vor Zeiten sicher auch gewesen war, weil sie

hangaufwärts von einer Fortsetzung der Schlossmauer, in der Tiefe von einer Weißdornhecke und hangabwärts von Haselnussbüschen, die einen Bachlauf säumten, begrenzt war. Längs der Schlossmauer hatten die Großeltern Tomaten und Bohnen gepflanzt. Diese durften wir selbständig ernten, soweit wir die Schoten der rot blühenden Stangenbohnen eben erreichen konnten. Doch aufregender war es, mit Astknorren nach den grünen, stacheligen Früchten der Rosskastanien zu werfen. In die rechte Hosentasche steckten wir diejenigen, die schon ganz reif waren und rundum rotbraun glänzten. In die linke kam die zweite Wahl. Das waren diejenigen, die noch weiße Flecken aufwiesen.

Schließlich waren unsere Taschen prall gefüllt und wir beschlossen, den Streifzug bis zum hinteren Ende der Pferdekoppel auszudehnen. Vielleicht ließ sich außer Kastanien auch noch etwas Essbares finden. Die Haselnüsse waren noch zu grün. Zwar ließen sich die Schalen leicht zerbeißen, aber die Kerne lösten sich nicht von der Schale und schmeckten fad.

Manfred stöberte einen Igel auf. Ich rief ihm zu:

„Du darfst ihm nichts machen mit dem Stock!“

„Ich will doch nur, dass er sich einkugelt. Und dann macht er die Kreuzotter kaputt.“

„Aber da ist doch gar keine Kreuzotter.“

Das bedauerten wir beide, aber ich musste Manfred schon zugestehen, dass in unseren Tiergeschichten Igel und Kreuzottern gemeinsam zu erscheinen pflegten.

Der Igel tat uns nicht einmal den Gefallen, die ihm neben der Kreuzotternbekämpfung nachgesagte Igelstellung zu beziehen, sondern rannte in erstaunlichem Tempo unter die Weißdornhecke.

„Wenn es kein Acker gewesen wäre, sondern eine Strecke mit Gebüsch, hätte der Igel den Wettlauf mit dem Hasen vielleicht auch ohne den Trick mit seiner Frau gewonnen!“

Manfred bezweifelte dies, interessierte sich aber für etwas anderes. „Weißt Du, was auf der anderen Seite der Dornenhecke ist?“

Ich wusste es nicht. Manfred fand eine Lücke. Jenseits waren Obstgärten.

„Das sind bloß Kirschbäume. Alle abgeerntet.“

„Doch das am Hang ist keiner. Ich glaub, das ist ein Nussbaum.“

„Mensch, Nüsse, prima!“

Manfred wollte losstürmen. Ich konnte den Hosenboden vor mir gerade noch packen.

„Vorsicht!“ Doch die Luft schien rein zu sein. Ringsum offenes Gelände. Niemand zu sehen. Trotzdem pirschten wir uns geduckt an.

Wir machten es wie bei den Kastanienbäumen und warfen mit Aststücken nach den Walnüssen. Sie waren noch nicht reif, jedenfalls nicht so ganz. Wir lösten die grünen Hüllen um die Nüsse und brachen mit dem Taschenmesser die beiden Nusshälften auseinander. Dabei achteten wir darauf, dass vom Saft nichts an unsere Hände kam. Gelbbraun gefärbte Finger hätten uns später verraten.

Unsere Kenntnisse in der praktischen Botanik gingen sogar noch weiter. Grüne Walnüsse haben einen bitteren Nachgeschmack, aber dieser bleibt aus, wenn man die dünne Haut, die den Nusskern umgibt, mit den Fingernägeln ablöst, eine schwierige Operation, wenn man gleichzeitig deren gelbbraune Verfärbung zu vermeiden trachtet.

Mit dieser, viel Fingerspitzengefühl erfordernden Tätigkeit waren wir intensiv beschäftigt, als Manfred zusammenschrak. Nur „Theo“ konnte er noch herauswürgen.

Ein dicker Bauer – mit einer Hacke in der Hand – kam auf uns zugelaufen. Er war nicht mehr weit weg. Vier, drei Kirschbäume noch.

Ohne mich umzusehen, rannte ich los. Die Kastanien kullterten aus den voll gestopften Hosensäcken. Ich lief aufs Dorf zu. Die Straße entlang, zweihundert – dreihundert Meter.

Dann schaute ich mich um. Der Bauer in dem blauen Kittel war nirgends zu sehen. Ich hatte ihn abgehängt! Aber in mir krampfte es sich zusammen. Manfred? Ist er mir denn nicht gefolgt?

Ich suchte mich zu beruhigen. Manfred läuft schneller als ich. Der dicke Kerl hat ihn niemals einholen können.

Die Sonne schien grell in die weiß verstaubte Straße. Sie war leer. Nur ein paar Hühner scharrten

in einer Miste.

Ich hielt mich im dunklen Schatten der Häuser, blickte immer wieder zurück. Jetzt hoffte ich, mein Verfolger würde auftauchen. Doch nichts störte den bedrückenden dörflichen Frieden. Die Hühner fuhren fort, ihre Staubbäder zu nehmen.

Ob Manfred gestolpert ist? Hat er sich in einem Mauselloch den Fuß verrenkt? Vielleicht hat ihn der Bauer mit der Hacke verdroschen.

Warum hatte ich mich nicht früher nach ihm umgeschaut? Ich verließ die Straße, drückte mich ein paar lehmige Weglein entlang, vorbei an weiß gekalkten Hühnerställen und Gemüsegärten mit Tomaten, Kohlrabi und Endiviensalat und ein paar Sonnenblumen. Ich überquerte den Bach und stieg wieder zum Schloss hoch, denn bisher war ich von ihm weggelaufen.

Ich war ausgepumpt und doch stieg ich immer schneller, so als ob mir das Peinigen der Muskeln etwas Erleichterung verschaffen könnte.

Dass ich Manfred so im Stich gelassen hatte! Dass ich gar nicht mehr an ihn gedacht hatte, nur losgerannt war!

Ich hastete den Schlossberg hoch. Die Angst rieselte mir durch die Glieder; sie hätte mich lähmen können, doch die Beine bewegten sich mechanisch.

Ich stand vor der Schlossmauer. Ich versuchte meine Erregung zu unterdrücken, legte eine Kastanie mit weißen Flecken vor mir auf den Boden, und diese vor mir herkickend bemühte ich mich harmlos durch das dorfseitige Mauertor zu schlendern.

Auf den ersten Blick sah ich Manfred. Weinend hing er an meiner Mutter. Vor ihnen der dicke Bauer in seinem mit Lehm verschmierten blauen Kittel. Er stand vielleicht drei Schritt zurück. Auch die Hacke versuchte er nicht allzu sehr in den Vordergrund zu rücken. Lamentierend daneben unsere Großmutter. Ihr schien es offenbar das Beste, sich dadurch zu entschuldigen, dass sie Manfred mit Mahnungen überschüttete.

Ich hatte eigentlich nicht die Absicht, diese Gruppe zu ergänzen. Doch bevor ich mich verdrücken konnte, hatte die Oma mich entdeckt. Ich näherte mich zögernd, bemühte mich, zerknirscht dreinzuschauen und doch zu lächeln – gewissermaßen hilflos. Besonders letzteres gelang.

Mir schoss durch den Kopf, wie es gekommen war. Manfred war schnurstracks auf das Schloss zu gerannt, während ich den Umweg über das Dorf gewählt hatte. Nein, ich war nicht kopflos losgehetzt. Nein, nicht einmal damit konnte ich mich entschuldigen. Wie ich den Bauern in der Richtung täuschen könnte, daran hatte ich sofort gedacht, nur nicht an Manfred.

Seine schnellen Beine und der Vorsprung hatten ihm nichts genutzt. Als der Verfolger die Fluchtburg erkannt hatte, war er meinem Bruder zwar schnaufend gefolgt, hatte aber schließlich den Übeltäter im Schlosshof gestellt.

Meine Lage war peinlich. Mich, den Gerisseneren und somit Schuldigeren, trafen nun die strafenden Blicke. Dabei hätte mich in diesem Moment nur interessiert, was Manfred von mir dachte. Doch der hatte den Kopf an die Mutter gepresst und heulte.

Sein Schluchzen löste schließlich die Spannung, denn ich war nicht der Einzige, dem alles ziemlich peinlich war. Einem Kind fehlt dafür wohl der Blick, aber ich denke, objektiv betrachtet war unsere 35jährige Mutter mit ihrem langen blonden Haar eine sehr schöne Frau. Sie hätte die Schlossherrin sein können. Und nun dieses Häufchen Elend in ihren Armen. Der gerechte Bauernzorn konnte sich hier nicht entladen. Und beinahe sich seinerseits für den Auftritt entschuldigend, bemerkte er nur noch: „Die Nussa waret ja no ganz grün. Die hättet se doch gar net essa könna.“, bevor er sich unter dem dankbaren Lächeln meiner Mutter und unter den Beteuerungen der Großmutter, dass wir uns bessern würden, zurückzog. Der Großvater war nirgends zu sehen. Die direkte Kindererziehung hatte er immer schon den Frauen überlassen.

Das liegt nun schon viele Jahrzehnte zurück. Ich habe mich nicht nennenswert gebessert und habe bei Gelegenheit noch einige Zwetschgen und manche Nuss gemaust, und doch: Mag auch die Zeit vieles im Gedächtnis verwischt haben, so hat dieses Erlebnis im Laufe der Jahre nur noch an Bedeutung gewonnen. Es hat sich als Mahnung eingebrannt. Die leere, im blendenden Lichte der

Sonne liegende Dorfstraße, die sich im Staub pudern den Hühner, die krampfhaft die Hetze durch das Holunderdickicht des Schlosshangs – die scheue Suche nach dem ersten Blick des Bruders.

Im Kurs lese ich also nur die „verfremdete“ und innerhalb einer halben Stunde niedergeschriebene und insoweit hastige Fassung vor. Ich mache den Bauern, der Manfred und mich verfolgt hat, zu demjenigen, aus dessen Perspektive erzählt wird. Wenn ich es richtig verstanden habe, bezeichnet man ihn dann als den „personalen Erzähler“.

Fass die Gauner!

Gustav Weber hatte sich über die Kirschdiebe so geärgert, dass er sich vorgenommen hatte, die Walnüsse für seine Enkelkinder zu sichern. Wenigstens ein paar wollte er ernten. In Silberfolie gehüllt sollten sie am Weihnachtsbaum hängen. Er hatte die Rüben gehackt und war auf dem Heimweg nach Beihingen. Zu den Nussbäumen hinter der Weißdornhecke der Pferdekoppel war es nur ein kleiner Umweg. „Da sende ja die Gauner!“ Er sah, wie zwei Jungen, so um die zwölf Jahre alt, mit Aststücken nach den Walnüssen warfen. Sie schienen ihn nicht zu bemerken. Er näherte sich von hinten. Als er nur noch drei Bäume von ihnen entfernt war, blickten sie erst hoch. Sie hatten versucht, die Haut von den Nusskernen abzuziehen, damit sie nicht so bitter schmecken. „Theo“ rief der eine Junge, der etwas jünger zu sein schien, und dann rannten beide los. Er die Hacke schwingend hinter ihnen her. Der ältere Junge lief in Richtung Dorf, der jüngere durch die Hecke auf das Neue Schloss zu. Er hatte beide noch nie gesehen. Wahrscheinlich aus einer der Flüchtlingsfamilien. Die hatten sie im Schloss einquartiert. Welchen von den beiden sollte er verfolgen? Er hielt sich an den Jüngeren, der den kürzesten Weg zu nehmen schien. Der dicke Weber schnaufte. Einholen konnte er das Bürschchen nicht. Doch im Schloss würde er die Eltern schon ausfindig machen.

Und richtig, als er durch das Gartentor in der Schlossmauer trat, sah er das Kerlchen schon - bei seiner Oma, der Anna Ebert. Die kannte er, die wohnte seit fünf Jahren im Schloss. Stammte aus der Gegend. Eine Bauerntochter aus Pleidelsheim. Doch wer war die blonde Frau, an welcher der Junge hing? Schickes Sommerkleid. Könnte es ein Gast der Baronin sein? Die Hacke schwenkend kann er nicht auf sie losstürmen? Er zögerte, nahm die Hacke in die linke Hand und ging langsam auf Eberts Anna zu. Die war empört über den Jungen, machte gar keinen Versuch, ihn zu verteidigen und lamentierte und lamentierte. Der Kleine hing an seiner Mutter. Er heulte wie ein Schlosshund. Und da kam auch der andere Junge, ein bisschen größer und rundlich, durch das Beihinger Tor. Der war unten rum gelaufen, um den Verfolger abzulenken. Raffiniert! Den hätte er nicht gefasst.

Immer noch zögernd kam Weber näher. Er wusste nicht, was er sagen sollte. Er schaute die blonde Frau an. Die sagte gar nichts, strich nur dem kleinen Jungen, den die Anna Ebert immer wieder Manfred nannte, durch das Haar. Weber wurde es immer peinlicher.

„Die Nussa send doch no ganz grün. Die hättet se doch gar net essa kenna“, sagte er nur noch und war erleichtert, sich verziehen zu können.

Für die letzte halbe Stunde des Vormittags erhalten wir noch eine Aufgabe, die zu bearbeiten wir dieses Mal, falls wir die Mittagspause einbeziehen, etwas mehr Spielraum haben. Doch auch so ist die Zeit knapp, wenn man den Schwierigkeitsgrad bedenkt. Wir sollen uns an einen Feind oder eine Feindin erinnern und uns überlegen, wie wir ihn oder sie aus dem Weg schaffen, unter Umständen gar ermorden könnten. Solche Mordgedanken habe ich zwar nie gehabt, aber mir kommt ein Mann in den Sinn, der in mein Leben eingegriffen hat und mir alles andere als wohl gesonnen war. Ich denke an die dritte Geschichte im „erinnerten Tagebuch“ meiner Erlanger Studienzeit. Ich rufe den Text auf dem Laptop auf, lese wie gebannt und schreibe eine halbe Stunde lang kein Wort. Markus Behr, der – weil dieselbe Stromverteilerdose für den Laptop nutzend – neben mir tippt, muss sich fragen, woher meine Schreibhemmung rührt. In der Mittagspause erzähle ich ihm die Geschichte

„Doris und der Moment der Entscheidung“. Er meint, ich solle die dramatische Zuspitzung vorlesen, auch wenn die Geschichte – gemäß Eddas Vorgaben - zu lang sei. Dies ermutigt mich. Ich rechtfertige vor mir das Überschreiten des Limits von fünf Minuten Lesezeit mit der Überlegung: Ein Feindbild muss sich entwickeln. Es bedarf der Hintergrundinformationen. Ein Friedensforscher hegt Mordgedanken nicht aus Lust und Laune. Da muss schon etwas Außerordentliches vor sich gehen und dies muss durch die szenische Darstellung nicht der Idylle, aber doch dessen, was in einer bestimmten Zeit dem gesellschaftlichen Comment entsprach, vorbereitet werden.

Bevor ich zu lesen beginne, berichte ich vom Gespräch mit Markus und von meiner Absicht, den Zeitrahmen zu sprengen. Man folgt mir gebannt. Man ahnt: Da bahnt sich etwas Schlimmes an, gerade weil der Held so zielstrebig vorgeht und noch alles im Griff zu haben meint. Doch Edda muss sich an den Plan und an die Vorgabe halten, damit die anderen nicht zu kurz kommen. Sie stoppt mich nach sechs oder sieben Minuten – man könnte sagen, mitten im Heiratsantrag bzw. dem Arrangieren von dessen Rahmenbedingungen. Die Zuhörerinnen sind aber neugierig und wollen zumindest die katastrophale Zuspitzung und das Ende im Telegrammstil mitgeteilt bekommen. Darauf würde sich ein Krimi-Autor nicht einlassen, aber ich will ja die Katastrophe nicht auskosten und berichte von der feindlichen Handlung, die mich aus der Fassung zu bringen drohte.

Ich teile jetzt die Geschichte in zwei Fassungen mit. Die erste mit einem fiktiven Ende, die zweite mit dem realen.

Die Entscheidung

Auszug aus dem erinnerten Tagebuch der Erlanger Studienjahre.⁷

Nachdem Doris und ich in Erlangen zwei Wochen im Glück verlebt haben, kehren ihr Onkel und ihre Tante, bei denen sie während ihrer Lehrzeit wohnt, aus dem Urlaub zurück und drängen die Nichte, sich nicht mehr mit mir zu treffen. Studenten seien Filous und mit 19 Jahren sei sie zu jung, sich für eine dauerhafte Beziehung zu entscheiden, zumal eine Apothekenhelferin ländlicher, katholischer Herkunft und ein 27jähriger linksradikaler Wissenschaftler nicht zueinander passten. Der Druck auf Doris verstärkt sich, als ihr Onkel, ein konservativer, querschnittgelähmter Jurist im bayrischen Staatsdienst und in leitender Position erfährt, dass sie ihn mit der Andeutung, ich sei während seines Urlaubs nicht in Erlangen, angeschwandelt und ihre freie Zeit mit mir verbracht hat.

Erlangen.

Mittwoch, 21. Oktober 1964

Das Geständnis

Doris hatte bei Frau Bayer, meiner Wirtin, in Frauenaaurach angerufen. Sie erwarte mich um 16 Uhr vor der Apotheke in Uttenreuth.

Sie ist wieder so ernst, steigt aber ohne Zögern zu mir ins Auto. Ich meine zu spüren, dass sie mich liebt. Wie ihre Hand in der meinen liegt, wie ihre Schulter die meine berührt. Aber warum sagt sie dann immer wieder Nein? Wenn ich nur den wahren Grund wüsste! Sie kann sich doch auf mich verlassen. Hundert Prozent.

Als ich schon kurz vor dem Haus ihrer Verwandten angelangt bin, sagt sie plötzlich, sie wolle diese um ein Gespräch mit mir bitten und heute Abend – aber nun zum letzten Male – mit mir wegfahren. Sie geht ins Haus, kommt zurück, weint und sagt kein Wort. Ich fahre mit ihr nach Frauenaaurach zu

⁷ Der Auszug ist Teil des Buchmanuskripts „Von der Liebe im Atomzeitalter. Vier Versuche und ein Happy End, 230 Seiten, 2007

Familie Bayer, die uns zu einem Glas Wein einlädt. Ich zeige Doris noch kurz mein Zimmer – nichts als ein Küchentisch, zwei Stühle, ein Bett und Bücher - und dann fahren wir wieder einmal in Richtung Dechsendorfer Weiher. Wir finden einen einsamen, rabenschwarzen Waldweg unter hohen Fichten. Ich nehme sie in den Arm und dann sagt sie mir, was sie bedrückt und warum sie sich mit keinem Mann mehr auf etwas einlassen will. Sie deutet es nur an, nennt keinen Namen, aber es muss wohl einer aus der Rhön gewesen sein, wahrscheinlich sogar einer aus der Rhönradgruppe. Sie hat seinem Drängen nachgegeben. Sie war für ihn nicht die erste und er hat sich aus dieser neuerlichen Eroberung nicht viel gemacht. Und was die Krone war und Doris besonders kränkte war eine nachgereichte, abschätzige Bemerkung zur Größe ihres Busens. Ich staune, dass Doris mir dies mitteilt. Meint sie, es macht mir etwas aus, dass ich nicht ihr erster Mann sein würde?

Da ich mit einem solchen Geständnis überhaupt nicht gerechnet habe, beobachte ich als erstes meine eigene Reaktion. Überrascht, aber auch erleichtert spüre ich, dass mir dieser Busentaxierer aus Nordheim ob der Rhön reichlich schnuppe ist. Nur eins ist mir deutlich: Doris braucht nach dieser entsetzlich banalen Erfahrung, die gewiss schon viele Frauen vor ihr gemacht haben, sehr viel Liebe und vertrauensvolle Zuwendung. Hatte ich sie nach dem Abstellen des Autos auf dem dunklen Waldweg noch ziemlich heftig umarmt und geküsst, streiche ich jetzt nur noch die Tränen aus dem heißen Gesicht und sage besänftigend: „Vergiss es! Der hält sich für einen scharfen Hecht, doch von Liebe hat der Tropf keine Ahnung. Du bist sehr schön und Deinen Busen zu spüren, ist für mich etwas ganz Wunderbares. Es wird schon alles gut werden.“

So ganz überzeugen kann ich sie nicht. Das Geständnis hat sie mitgenommen. Jetzt wirkt sie wie gelähmt und es kommen ihr immer wieder die Tränen. Warum hat sie mir das nur gebeichtet? Vielleicht hatte sie sogar die verzweifelte Hoffnung, ich würde mich nach diesem Geständnis von ihr abwenden. Sie hätte auf diese Weise Zeit und auch so etwas wie Freiheit gewonnen. Ganz schlau werde ich aus ihr nicht. Sie küsst mich vor der Haustür zwar zum Abschied und davon, dass wir heute zum letzten Mal miteinander weggefahren wären, ist nicht mehr die Rede, aber es ist eben nicht alles gut – doch jetzt hoffentlich zumindest auf gutem Wege.

Do., 22.10. Ich will Doris vor der Post vom Omnibus abholen, aber sie kommt nicht. Niedergeschlagen fahre ich nach Frauenaarach. Da ruft ihr Onkel an und lädt mich ein für Sonntagvormittag.

Fr., 23.10. Ich kaufe sieben rote Rosen und hole Doris in der Apotheke ab. Sie freut sich riesig über die Blumen, umarmt mich stürmisch und wir sind glücklich. Ihre Tante wolle mich nun doch kennen lernen. Sie habe ihren Mann überredet, mich in aller Form zu einem Gespräch einzuladen. Er sei aber immer noch sehr skeptisch.

„Du kannst Dich auf ein Verhör gefasst machen!“

„Keine Bange! Was will er mir schon anhaben? Ich habe ja die besten Absichten!“

Doris ist nun auch erleichtert, dass wir Männer miteinander reden werden.

Sa., 24.10. Hole Doris in der Apotheke ab. Sie berichtet zur Lage. Die Tante hat mit ihrer Schwester in Nordheim telefoniert. Man ist gespannt. Die üblichen Bedenken wegen des Alters von Doris, aber auch die Mutter will es auf das Gespräch mit Dr. Bruns ankommen lassen. Er gilt als Autorität.

Erlangen.

Sonntag, 25. Oktober 1964

Das Verhör

Ich habe einen Blumenstrauß für die Tante gekauft. Vielleicht ein bisschen zu groß. Gladiolen. Aber mir ist danach. Auf in den Kampf! Im Übrigen beiger Anzug, dezente Krawatte – wie in Oxford und auf dem Berliner Historikerkongress. Die Tante und Doris öffnen. Ich werde ins Wohnzimmer

geführt. Schwere Eichenmöbel. Dicker Teppich. Ich nehme am Couchtisch Platz. Der Onkel sitzt im Rollstuhl. Die Tante bietet mir Saft und Sprudel an und ich bitte um ein Glas Apfelschorle. Doris setzt sich zu uns in einen der Sessel. Sie trägt ein hochgeschlossenes, dunkelblaues Kleid mit Glockenrock, das ich noch nicht kenne und das sie etwas älter erscheinen lässt. Kluges Kind! Dr. Bruns gibt sich salopp und knöpft seine Weste auf, nachdem er sich von Doris hat ein Glas Selters einschenken lassen.

Wie erwartet betont er, dass er zusammen mit seiner Frau die Verantwortung für die Zeit der Ausbildung seiner Nichte übernommen habe. Dazu gehöre, dass sie mich kennen lernen.

Ich gebe ihm Recht und verkneife mir die Bemerkung, dass Doris im dritten Lehrjahr sei und demnächst selbstständig entscheiden könne. Damit sind wir aber auch schon beim heiklen Punkt. Er meint, dass Doris noch viel zu jung sei, um eine feste Bindung einzugehen, ich aber offensichtlich von dieser Erwartung ausginge.

„In dieser Einschätzung meiner Erwartung haben Sie Recht, aber auch junge Mädchen werden älter und für mich ist die Frage, ob es in ein oder zwei Jahren nicht doch möglich ist, eine Entscheidung fürs Leben zu treffen. Wenn Menschen sich begegnen und lieben, dann kommt es eben vor, dass ein gewisser Altersunterschied da ist und dass man verschiedene Berufe hat. Alles passt nie, und Doris und ich haben ja noch Zeit, uns kennen zu lernen. Ich wehre mich nur dagegen, dass von vornherein behauptet wird, dass wir beide nicht zusammenpassen.“

Er bekommt ein rotes Gesicht. Er hat offenbar nicht damit gerechnet, dass ich sofort auf das zentrale Vorurteil zu sprechen komme. Ich lasse keinen Zweifel: Bei meiner Beziehung zu Doris geht es nicht um eine Bekanntschaft, bei der Doris vom Onkel am langen Zügel geführt werden kann. Es geht um eine auf Dauer angelegte, weiter zu vertiefende Bindung.

„Nun einmal angenommen, Doris und Sie werden im Laufe des nächsten Jahres zu einem Paar, da würde mich interessieren, wie Sie sich die gemeinsame Zukunft vorstellen. Bei dem, was man neuerdings Politische Wissenschaften nennt, handelt es sich doch um keine etablierte Disziplin, zumindest verbindet sich damit keine geregelte Laufbahn wie zum Beispiel mit der Medizin oder der Jurisprudenz.“

Diese hochnäsigen Juristen! Bilden sich ein, sie könnten alles, nur weil die Verwaltung einem Kanon von Regeln folgt. Ich bleibe höflich. „Die Politologie ist eine Demokratiewissenschaft und sie ist eben so alt wie die Demokratie in Deutschland. Sicher, Mediziner und Juristen gab es auch schon früher, aber die demokratische Verfassung braucht nun mal die Politischen Wissenschaften und es werden sich auch entsprechende Laufbahnen herausbilden.“

Das hat gesessen! Bruns weiß hoffentlich auch, dass die Juristen sich in der Weimarer Republik und im Dritten Reich nicht gerade mit Ruhm bekleckert, wohl aber in der Bonner Demokratie sehr schnell ihre Schäfchen wieder ins Trockene gebracht haben.

„So wie mir Doris erzählt hat, gehört Ihr Promotionsvorhaben aber nicht gerade ins Umfeld der Demokratieforschung. Ich kenne Professor Besson. Mich wundert, dass er einen Kritiker der Bonner Demokratie und ihrer Verteidigungspolitik als Doktoranden akzeptiert hat. Als Kriegsdienstverweigerer und Ostermarschierer befinden Sie sich in Bayern im politischen Abseits und werden so leicht keine Stelle bekommen.“

Damit hat er meinen schwachen Punkt erkannt. Ich will nicht drumrumreden. „Das Grundrecht auf Kriegsdienstverweigerung ist Teil der Verfassung, aber ich gebe zu: Es wird für einen Pazifisten nicht nur in Bayern schwierig sein, Lehraufträge zu erhalten. Doch zur Demokratie gehört nun mal die Fähigkeit, Konflikte gewaltfrei zu bearbeiten. Das zeigt die amerikanische Bürgerrechtsbewegung. Ich bin sicher, dass ich mit der Erforschung des gewaltfreien Widerstands an einem für Deutschland wichtigen Thema arbeite und dass sich daraus auch berufliche Möglichkeiten ergeben werden. Prof. Flechtheim, der am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin lehrt, bemüht sich für mich um eine Assistentenstelle, und es ist auch nicht ausgeschlossen, dass Besson mich in seinen Erlanger Mitarbeiterstab aufnimmt. Ich habe an fünf Universitäten studiert und ich bin aufgrund meiner Sprachkenntnisse vielseitig einsetzbar. Das weiß Besson zu

schätzen. Er erwartet von seinen Doktoranden und Assistenten nicht, dass sie alle auf seiner politischen Linie liegen.“

„Aber Sie halten es doch für möglich, vielleicht sogar für wahrscheinlich, dass Sie nach der Promotion Erlangen verlassen müssen? Wann soll diese denn stattfinden?“

„Nach dem mit meinem Doktorvater abgestimmten Fahrplan im Sommersemester des kommenden Jahres. Professor Besson ist dafür bekannt, dass er Promotionsverfahren nach dem Einreichen des Manuskripts rasch durchzieht. Das wissen wir alle zu schätzen. Ich gehe davon aus, dass ich im Laufe des Wintersemesters 1965/66 bereits über ein festes Einkommen verfügen werde. Ob dies in Erlangen oder in Berlin oder an einer anderen Universität der Fall sein wird, kann ich noch nicht sagen.“

An dieser Stelle unterbrach mich Edda Ziegler .

„Sie wollen also an der Universität bleiben und dort eine Lehr- und Forschungstätigkeit aufnehmen?“

„Mit dieser Vorstellung bin ich von der Civilian Defence Study Conference an der Universität Oxford zurückgekommen. Diese internationale Konferenz war für mich der Test der Zukunftstauglichkeit meiner Ideen.“

„Und da denken Sie nun, dass Doris Ihnen folgen wird, wo auch immer Sie hingehen – mit 19 oder mit 20 Jahren? Halten Sie das für realistisch? Sie reißen sie doch aus allem, das ihr bisher vertraut war, heraus? Haben Sie da kein schlechtes Gewissen?“

Dass er mich auf mein Gewissen anspricht, hätte ich nicht gedacht. Aber er denkt wohl, das wirkt bei einem Kriegsdienstverweigerer „aus Gewissensgründen“. Ich schaue zu Doris hinüber: Nun könnte sie eigentlich auch mal etwas sagen. Doch sie blickt auf ihr Saftglas und schweigt.

„Ich werde auf jeden Fall noch ein Jahr in Erlangen sein. Und Doris hat einen Beruf, mit dem sie überall Arbeit findet.“

Und nun sagt Doris doch noch etwas: „Von Nordheim nach Erlangen war für mich schon ein großer Schritt. Und hier hatte ich immerhin Verwandte.“

Ich schaue zu Doris: „Aber warum solltest Du Dich nicht mit 20 oder 21 Jahren auch in einer anderen Universitätsstadt einleben können?“

Ich würde dies nicht als Herausreißen, sondern eher als eine Chance bezeichnen, noch etwas anderes kennen zu lernen als Erlangen“, sage ich dann wieder zu Bruns, der die Worte von Doris als Zustimmung zu seiner Einstellung zu werten scheint.

„Es ist wahr: Wir beide müssen uns noch näher kennen lernen. Den nächsten großen Schritt in ihrem Leben müsste Doris dann zusammen mit mir gehen. Das ist ein Wagnis. Sie Herr Dr. Bruns meinen, dazu wäre es auch in einem Jahr noch zu früh. Ich sehe dies anders. Aber könnte man dies jetzt nicht ein Jahr lang prüfen und dann entscheiden?“

Die Tante nickt Doris und mir aufmunternd zu. Ihr wäre es sichtlich angenehm, wenn wir jetzt auf die nahe Zukunft zu sprechen kämen. Auch Bruns merkt, dass wir so nicht weiter kommen: „Wir haben Sie jetzt kennen gelernt und wir haben nichts dagegen, dass Doris und Sie befreundet sind und gelegentlich zusammen ausgehen. Das können wir auch gegenüber ihren Eltern vertreten, aber so wie ich meine Nichte in den Jahren, in denen sie bei uns lebt, kennen gelernt habe, ist sie ein lebenslustiges Mädchen, das mit all den Problemen, mit denen Sie politisch umgehen, nicht beschwert sein möchte.“

„Aber können wir das nicht mal abwarten? Ich habe ja auch noch ein paar andere Seiten. Ich wandere gerne und als Schüler war ich schon ein leidenschaftlicher Angler und verbrachte meine Ferien mit der Beobachtung von Vögeln und anderen Wildtieren. Zuerst wollte ich Förster werden und nicht Politologe. Meine ersten Aufzeichnungen galten nicht dem gewaltfreien Widerstand, sondern meinen Erlebnissen beim Angeln und bei Radausflügen. Es ist nicht so, dass ich nur hinter

Büchern sitze. Ich freue mich auch auf die Apfelernte auf den Obstbaumwiesen meiner Eltern und ich habe meinen Vater mehrere Jahre in der Hochsaison vor Weihnachten in seiner Elektrogroßhandlung unterstützt. Ich habe im Einkauf und in der Kundenberatung gearbeitet. Und ich bin sicher, dass es auch bei Doris noch viele Seiten zu entdecken gibt und dass sie viele ihrer Anlagen noch entwickeln kann. Es ist doch nur die Frage, ob wir dies beide zusammen machen wollen.“

Ich habe nicht den Eindruck, dass ich Dr. Bruns überzeugt habe, und leider wagt auch Doris keinen zusammenfassenden Kommentar. Immerhin können wir uns - nun mit der Zustimmung von Onkel und Tante – ganz offiziell für den heutigen Abend zum Tanzen im Waldschießhaus verabreden.

Ist das jetzt ein Neubeginn? Doris ist erleichtert, dass das Gespräch glimpflich verlaufen ist. Die Tante war beeindruckt. Ihr scheine ich zu gefallen. Sie wird ihre Schwester beruhigen. Doch Bruns habe ich nicht umgestimmt. Er wartet nur ab.

Wir müssten fröhlich sein. Wir treffen im Waldschießhaus ein paar Freundinnen von Doris, die ich nicht kenne. Wir plaudern, doch im Grunde genommen ist mir diese Tanzerei lästig. Ich sehne mich danach, mit Doris alleine zu sein. Wir fahren noch zusammen nach Dechsendorf. Aber es nutzt nichts, so unsere gemeinsamen Sommerabende zu beschwören. Sie schmiegt sich zwar an mich, bleibt aber zurückhaltend. „Theo, mir ist das alles so unheimlich. Ich war noch nie in Berlin. Wie soll ich dort in einem Jahr leben?“

„Es ist doch gar nicht sicher, dass ich nach Berlin gehe. Es könnte auch Frankfurt oder eine kleine Universitätsstadt wie Marburg oder Tübingen sein. Du denkst jetzt bei Berlin nur an die Mauer. Aber in Berlin fühlt man sich nicht eingesperrt. Du kannst mit dem Zug, mit dem Auto, mit dem Flugzeug aus- und einreisen. Innerhalb der Mauer gibt es Wälder und Badeseen. Berlin hat die größte Freizeitflottille Europas. Der Wannsee ist bedeckt von Segelbooten. Der Dechsendorfer Weiher ist eine Pfütze dagegen. In Berlin merkst Du die Mauer nur, wenn du unmittelbar davor stehst. Im Alltag ist das eine großzügige, auch eine großflächige Stadt mit einem riesigen kulturellen Angebot. Vom Flugzeug aus wirkt Berlin zunächst wie eine Parklandschaft. Überall wachsen Bäume am Rande der Straßen. Nur wandern kannst Du natürlich in der Fränkischen Schweiz besser als im Grunewald. Aber wir können doch in den Ferien Deine Eltern in der Rhön besuchen. Lass Dir nur nicht bange machen! Und diese Kollegen an den Universitäten sind viel umgänglicher als Du Dir das vorstellst. Die Professoren leben bescheidener als viele Erlanger Mitarbeiter von Siemens. Für das Prestige eines Hochschullehrers ist das Einkommen Nebensache. Sein Ansehen hängt von seinen Leistungen in der Forschung und in der Lehre ab. Ob einer mit dem VW-Käfer, mit dem Mercedes oder mit dem Fahrrad zur Universität kommt, interessiert die Kollegen und die Studenten überhaupt nicht. In dem kleinen Haus von Flechtheims gab es keine tollen Möbel, nur überall Bücherregale und an den wenigen freien Wänden sehr schöne und auch wertvolle Grafiken – von Käthe Kollwitz, von Chagall und Otto Dix. Das wäre ein anderes Leben als in Erlangen, aber wir brauchen das jetzt alles nicht zu entscheiden. Lasse es doch auf Dich zukommen! Vielleicht bietet mir Besson eine Stelle an, und dann bleibe ich noch ein paar Jahre in Erlangen.“

Wenn ich nur wüsste, ob ich sie mit all diesen Worten erreiche? Sie müsste jetzt eigentlich froh und glücklich sein, aber sie kuschelt sich nur an mich und schaut mich eher traurig an.

Mo., 26.10. Mit Doris ein gemeinsamer Termin beim Zahnarzt. Weitere werden folgen. Ich bringe Doris zurück in die Königsberger Straße, verabschiede mich aber vor der Tür.

Mi., 28.10. Ich rufe Doris in der Apotheke an. Es ist nicht so, dass Kunden drängeln. Sie könnte mit mir plaudern, aber sie erzählt überhaupt nichts, sagt nur ein bisschen formelhaft, dass es ihr gut gehe. Ich bin verstimmt.

Do., 29.10. Anruf aus Stuttgart. Mein Vater hatte einen Autounfall. Ein anderes Auto missachtete die Vorfahrt. Der Ford-Transporter meines Vaters fuhr auf. Mein Vater prallte mit dem Kopf gegen die Scheibe. Doch bei beiden Fahrern keine äußeren Verletzungen. Es könnte sein, dass mein Vater eine Gehirnerschütterung erlitten hat. Er muss sich schonen, und es ist noch unsicher, wann er seine Reisetätigkeit wieder aufnehmen kann.

Erlangen.

Freitag, 30. Oktober 1964

Ein Moment der Klarheit

Ich rufe Doris in der Apotheke an und berichte vom Unfall meines Vaters. Weitere Nachrichten aus Stuttgart seien abzuwarten, aber ich hielte es für möglich, dass ich nach Stuttgart fahren und die Lage mit meinen Eltern besprechen müsse.

„Es wird jetzt auch Zeit, dass ich ihnen von Dir berichte. Da wäre es gut, wenn ich ein Foto hätte. Wenn Du nichts parat hast, würde ich auch eines aus dem Automaten nehmen. Wenn Du hineinlächelst, kann es nur gut werden. Ich könnte Dich nach Dienstschluss in Uttenreuth abholen.“

„Das mit Deinem Vater tut mir leid, aber das mit dem Foto lassen wir. Ich habe noch einmal über uns nachgedacht. Es bleibt nun doch dabei: Wir beide passen nicht zusammen und wir sollten uns auch nicht mehr sehen. Ich ertrage diese Spannung nicht länger.“

„Aber Doris, das kannst Du mir doch nicht so einfach am Telefon sagen.“

„Doch, da fällt es mir leichter, als wenn ich Dich vor mir sehe und Du mich in den Arm nimmst.“

„Du lieber Himmel, ich glaub Dir das nicht! Das haben wir doch alles schon mal besprochen. Ich hab gedacht: Jetzt lassen wir uns Zeit. Und Du hast doch gemerkt: Ich hab Dich nicht jeden Tag zu sehen versucht. Doch jetzt am Telefon alles abubrechen, das geht doch nicht!“

Ich kann sie nicht umstimmen und sie beendet das Gespräch.

Ich bin entsetzt, fahre von Erlangen nach Frauenaaurach und berichte Frau Bayer. Sie hatte auch gedacht, dass nach dem sonntäglichen Gespräch mit Dr. Bruns alles auf gutem Wege sei. „Frau Bayer, ich empfinde das als so stilllos. So was sagt man doch nicht am Telefon. Ich bin da vollkommen ohnmächtig.“ Frau Bayer meint: „Diese Doris hat Angst, aber man weiß nicht recht wovor. Den Hörer auflegen, das ist dann noch das Einfachste.“ Doch auch sie meint, mit einer solchen telefonischen Mitteilung bräuchte ich mich nicht abspeisen zu lassen. Nach meinem Antrittsbesuch im Hause Bruns sei etwas mehr an Erklärung zu erwarten.

Es ist 16 Uhr. Ich fahre nach Uttenreuth, aber nur um zu erfahren, dass Doris heute früher als sonst den Bus genommen hat. Die Apothekerin ahnt die Krise, aber sie kann mir nicht helfen. Sie verabschiedet sich auffallend freundlich von mir, wo sie sich doch über mich ärgern könnte.

Ich fahre zurück nach Frauenaaurach, weil ich nicht aus irgendeiner Telefonzelle bei Doris anrufen will. In der Wohnung von Bayers fühle ich mich sicherer. Dr. Bruns kommt ans Telefon, und ich bitte darum, Doris sprechen zu dürfen.

„Das geht nicht. Doris hat Ihnen doch heute ihren Entschluss mitgeteilt, sie nicht mehr sehen zu wollen.“

„Diese Mitteilung kam nach unserem letzten Gespräch am Sonntag sehr überraschend und ich meine schon, einen Anspruch darauf zu haben, dass Doris mir dies unter vier Augen und nicht am Telefon sagt.“

„Diesen Anspruch haben Sie nicht. Und ich muss nun ganz deutlich werden. Wenn Sie Doris nicht in Ruhe lassen, werde ich mich an Prof. Besson wenden und ihm mitteilen, dass Sie Doris in unziemlicher Weise bedrängen.“

„Was soll denn das heißen?“

„Wir haben Doris befragt, und sie hat uns gestanden, dass Sie ein paar Tage vor unserem Gespräch am Sonntag, mit ihr in den Wald gefahren sind und dort versucht haben, sie zu vergewaltigen.“

„Das ist doch Unsinn, und das glaubt Ihnen Besson nie.“

„Glauben Sie einem Juristen, in solchen Ehrenfällen genügt der Verdacht, um ein Promotionsverfahren zu stoppen.“

„Das ist kein Thema, über das ich mit Ihnen streite. Mich interessiert jetzt nur, ob Doris neben Ihnen steht und hört, was sie sagen.“

„Ja, das tut sie.“

„Dann hat es allerdings keinen Sinn mehr, mich mit ihr zu treffen und wir können das Gespräch beenden.“

Es ist gut, dass ich jetzt Bayers bei mir habe. Sie sind ähnlich entsetzt wie ich, als ich das Gespräch rekapituliere. Nicht dass ich Angst hätte, Besson könnte sich von diesem Intriganten beeindrucken lassen, doch blitzartig ist mir klar geworden: Wenn Doris sich auch nur in Gedanken darauf einlässt, dass dieser quasi väterliche Freund so gegen mich vorgeht, kann sie unmöglich die richtige Frau für mich sein.

Es folgt ein neuer, fiktiver Schluss:

Doch alles ist so wahnsinnig schnell gegangen. Ich habe nicht nachdenken können, habe nur entsetzt gefragt, ob Doris mithöre. Doch woher weiß ich, dass sie es tatsächlich getan hat? Auf das Wort dieses fetten, fiesen Jago in seinem Rücksicht fordernden Rollstuhl ist doch kein Verlass!

Wahrscheinlich stand Doris gar nicht am Telefon und er hat ihr nur hinterher triumphierend berichtet, dass ich – mattgesetzt durch sein juristisches Know-how – den Schwanz eingezogen und mich verdrückt hätte. Doch die Lüge über unsere Nacht im Waldweg unter den Fichten kann Doris doch nicht hinnehmen. Wie soll sie damit leben?

Sie muss raus aus diesem Haus! Sie muss die Tür hinter sich zuknallen, muss ein Taxi nehmen und zu mir nach Frauenaaurach kommen! Dann ist es entschieden. Bayers werden uns helfen. Meine Eltern werden unseren Entschluss akzeptieren, und auch auf Besson ist in solchen Angelegenheiten Verlass. Er wird den Parteifreund abblitzen lassen, falls er es wagen sollte, ihn anzusprechen. Und ich werde jetzt die Scheinwerfer meines Autos in Ordnung bringen, so dass ich noch heute Nacht mit Doris nach Stuttgart fahren kann.

Malermeister Bayer gibt mir seine Arbeitsleuchte. Frau Bayer meint, ich solle vorher noch mit Ihnen zu Abend essen. Das beruhige. Das stimmt zwar nicht, aber es tut gut, wie dieses junge Paar sich um mich bemüht, so richtig solidarisch. Und dann genügt es, an den Scheinwerfern die Kontakte zu säubern und neue Lampen einzusetzen. Bajonettverschluss. Ready for takeoff. Und – mir kommen die Tränen - eine Taxe holpert den Feldweg hoch zum letzten Haus am Waldrand Frauenaaurachs, stoppt im Lichte meiner Arbeitsleuchte.

Und nun der tatsächliche Schluss im Buchmanuskript :

Es war drei Uhr, als ich nach Stuttgart abfuhr. Ich kam dort im Morgengrauen an. Ich habe mir während der vierstündigen Fahrt immer wieder überlegt, ob es irgendeinen Grund hätte geben können, noch an eine gemeinsame Zukunft mit Doris zu glauben. Das einzige, das mir noch einfiel, wäre gewesen, dass Doris über das Verhalten ihres Onkels so empört gewesen wäre, dass sie sich in ein Taxi gesetzt und zu mir nach Frauenaaurach gefahren wäre mit dem Entschluss, künftig bei mir zu bleiben und das Haus dieses fürchterlichen Menschen zu verlassen. Dazu hätte sie ein paar Stunden Zeit gehabt, denn diese brauchte ich noch, um mich zu fassen und die defekten Scheinwerfer des Ford Taunus zu reparieren.

Der erste, der in Stuttgart spürte, was mit mir los ist, war mein Vater. Als wir allein waren, fragte er mich direkt, ob ich Liebeskummer hätte. Wir hatten über dieses Thema noch nie miteinander

gesprachen. Ich war gerührt: Er spürte, wie's mir ums Herz war! Meine Mutter meinte, nachträglich auf Doris schimpfen zu müssen. Dies half mir gar nicht. Es tat nur weh und es bestätigte meine Befürchtung, dass sie bei einer früheren Mitteilung einiges getan hätte, Doris und mich auseinander zu bringen. Aber doch niemals etwas so Niederträchtiges wie dieser promovierte Jurist! Meine Mutter lastete alles Doris an, während mein Vater und ich ihr das jugendliche Alter und ihre zweifellos autoritäre Erziehung zugute hielten. Im Übrigen hätte ich nicht gedacht, dass meinem nächtlichen Gebet um Klarheit mit solcher Deutlichkeit entsprochen würde.

Wir machen eine Pause, bevor wir uns der letzten Übung zuwenden. Sandra Fohlmeister ist meine Geschichte nachgegangen. Sie gehört zu den jüngeren Frauen in unserer Gruppe und wundert sich über das Verhalten von Doris. Ob ich diese noch einmal getroffen hätte?

„Gesehen habe ich sie – zufällig im Wartezimmer des Zahnarztes und auf der Straße -, aber wir haben nicht mehr miteinander gesprochen. Wahrscheinlich hat sie das Gespräch tatsächlich mitgehört. Nur die Drohung des Onkels dürfte sie überrascht haben.“

Sandra überlegt, was Doris wohl heute darüber denkt. Sie würde – an meiner Stelle - dies herauszufinden suchen. Und ich überlege mir auch, wie es wäre, wenn ich Doris heute zufällig irgendwo in Bayern träfe. Über mich könnte sie sich ja via Internet erkundigen. Doch ob sie sich für mein Leben überhaupt interessiert? Keine Ahnung, was aus ihr geworden ist.

„Vielleicht hat sie einen Apotheker geheiratet und mehrere Kinder bekommen. Und wahrscheinlich ist sie ihrem Onkel dann heute ähnlich dankbar wie ich für seine – aus meiner damaligen Sicht – ausgesprochen feindselige und ganz und gar ungehörige Intervention.“

Und doch bin ich ziemlich sicher, dass ich im Falle des fiktiven Schlusses meiner Erzählung zu ihrer und meiner Entscheidung gestanden, ja, dass wir dann auf unsere Weise auch glücklich geworden wären.

„Ein halbes Jahr später habe ich Ruth kennen gelernt. Ich empfinde beim Gedanken an Doris heute keine Bitterkeit. Mag sein, dass ich mich sogar freuen könnte, wenn ich sie als glückliche Ehefrau und Mutter wieder sehen würde. Doch ich werde nicht den kleinsten Schritt tun, dieses mögliche Wiedersehen herbeizuführen. Für sie dürfte dasselbe gelten.“

Edda Ziegler hat für uns noch eine letzte Aufgabe, und diese ist inspirierend: „Erinnere Dich an eine Straße deiner Kindheit!“ Das passt mir in den Kram, weil ich vor fünf Jahren eine der letzten Gelegenheiten ergriffen habe, meinen Schulweg in Stuttgart noch einmal entlang zu gehen und die Geschichten, die mir dabei einfielen, zu notieren.

Der Hinterhalt

Angeregt durch die Erinnerungen von Hermann Lenz an Stuttgarter Ausblicke, an Straßen, Staffeln und Villen und auch im Gedanken daran, dass ich nach dem Tode meiner Mutter nicht mehr so häufig nach Stuttgart kommen und dort spazieren gehen könnte, habe ich mir für den heutigen Morgen vorgenommen, noch einmal einen guten Teil des Schulweges zur Grundschule am Kräherwald zurückzulegen und einiges zu fotografieren und nebenbei in Stichworten die kleinen Geschichten zu notieren, die mir vor Ort wahrscheinlich wieder einfallen würden.

Der Clou unter meinen Erinnerungen vor Ort ist die Wiederentdeckung der Gartentür und der Treppe des Hauses Hauptmannsreute 94 - schräg gegenüber der alten Villa Bosch an der Ecke zum Honoldweg. Entlang dem Höhenband der Hauptmannsreute erheben sich seit der Jahrhundertwende prachtvoll Villen - einige im Jugendstil. Die Pfosten des Gartentores schmückt auch schon mal ein Paar weißer Minilöwen. Doch das ist dann eine bemerkenswerte Ausnahme, eher unschwäbisch. Unsere Familie war nach dem Krieg – zwangseingewiesen - auch in die Hauptmannsreute geraten, doch in keine geräumige Villa, sondern in ein bescheidenes Zweifamilienhaus, ohne Stuck und Getier und erst in den dreißiger Jahren gebaut. Der Hausbesitzer war einer von den praktischen Schwaben, die jeden Quadratmeter Boden hinterm

Haus ausnutzten, um Gemüse anzubauen. Vor dem Haus, wo auf schmalem Streifen nur Rotdorn stand, hatte er den Stämmen Quitten aufgepropft. Eine probate schwäbische Lösung - sofern man Zucker hatte, um Gelee zu kochen. Die aufgepropften Äste - und einige wenige echte erblühten auch noch im ursprünglichen Rot - trugen schon damals im Jahre 1946 Früchte und sind auch jetzt wieder: makellos, gelb, samtig. Nur der alte, dickschädliche Hering war inzwischen längst gestorben.

Was mich nun an dem anderen Hause, Hauptmannsreute 94, gegenüber der Villa Bosch, interessierte, war nicht das Haus selbst, das man - im Unterschied zum Heringschen Zweckbau - durchaus als Villa bezeichnen konnte. Nur auf das Gartentor und auf die steile Treppe achtete ich. Dieses Tor hatte es uns ermöglicht, einen Bandenkrieg auszutragen nach dem Vorbild nordamerikanischer Indianer und Fallensteller.

Eine solche Bande gab es nicht nur in der Hauptmannsreute, sondern auch im Honoldweg, der gerade dort im rechten Winkel auf die Hauptmannsreute trifft, wo der Lilienthalweg dann steil zum Kräherwald ansteigt.

Die Honold-Bande hänselte und drangsalierte uns aus der Hauptmannsreute ohne Grund, gerade mal so, um ihre Überlegenheit zu beweisen. Wir fühlten uns ohnmächtig und hilflos. Der Anführer der Honold-Gruppe war einen Kopf größer und wahrscheinlich auch ein Jahr älter als wir. Mit vereinten Kräften hätten wir ihn bezwungen. Er schien eher hochgeschossen denn kräftig. Was ihn unangreifbar machte, war der Schäferhund; der dem Langen aufs Wort parierte.

Der Honold-Bande war mit dem Bizeps alleine nicht beizukommen, und so waren wir gezwungen, das Ende des Honoldweges und die Villa Bosch mit ihrem großen privaten Park zu meiden, obwohl wir die Angewohnheit hatten, über Zäune zu klettern und uns in den Gärten großer Grundstücke umzusehen. Das gehörte zu unseren Indianerspielen, für die es halt der 'Jagdgründe' bedurfte.

Tauchte jedoch der lange Lulatsch mit seinem Schäferhund auf, nahmen wir Reißaus. Die Honold-Bande machte sich hinfort einen Spaß daraus, uns zu jagen. Das war vorhersehbar, und wir Jungen aus der Hauptmannsreute suchten nach einer Möglichkeit, doch einmal Stand zu halten. Und jetzt im Blick auf das Tor erinnerte ich mich wieder an die List, die uns Indianern zum Erfolg verholfen hatte.

Das Haus Hauptmannsreute 94 war noch etwas steiler als die anderen Häuser an den Hang gebaut und hatte zur Straße hin eine etwa drei Meter hohe Mauer aus Sandsteinquadern. In diese war ein aus Vierkantstäben geschmiedetes Tor gefügt. Oben über das Tor zog sich noch einmal ein Band aus Sandsteinblöcken. Dahinter waren wir sicher. Doch uns hinter das Tor zu flüchten und auf den Abzug der Feinde zu warten, war auf die Dauer keine Lösung.

Bei der nächsten Verfolgungsjagd flohen nur ich und mein Freund Peter in den Eingang des Hauses Nr. 94, während die anderen aus der Hauptmannsreute vor dem Tore blieben. Der lange Lulatsch rannte mir nach, hinter ihm Peter. Ich keuchte, war ich doch ziemlich dick. Doch in dem Moment, in dem der Lange das Tor passiert hatte, klappte Peter dieses von innen zu, so dass der Schäferhund, der von den anderen aus unserer Gruppe kurz abgelenkt worden war, bevor sie weiter flüchteten, ausgeschlossen blieb und nun bellend gegen das Gitter sprang.

Peter bewachte das Tor und sorgte dafür, dass es von außen nicht mehr geöffnet werden konnte. Ich drehte mich oben auf der Treppe um und erwartete eine Stufe oberhalb des zweiten Absatzes den Langen.

"In den Schwitzkasten!", schrie Peter, und das war es, was ich vorhatte. Du nimmst den Hals des anderen in die Ellenbogenbeuge und drückst zu, was die Kräfte hergeben. Und ich drückte und legte mein ganzes Fett obenauf.

Die Wirkung blieb nicht aus. Peter mahnte: "Pass auf, der hat's mit der Lunge!" Und tatsächlich, der lange Blasse unter mir sah nicht gut aus. Ich ließ ihn Luft schnappen. "Mein Herz, ich krieg keine Luft!" Das konnte ein Trick sein. Doch mir wurde mulmig.

Ich behielt ihn noch im Schwitzkasten, drückte aber nicht mehr zu. "Ich lasse Dich raus, wenn Ihr uns in Ruhe lasst." Das versprach er, und dies war unter uns Kindern, die wir nun mal danach

trachteten, Winnetou oder Tecumseh nachzuahmen, ein durchaus verlässliches Versprechen, gewissermaßen ein Indianerehrenwort.

Wie wir den gefürchteten Schäferhund ausgeschaltet hatten, hat sich unter den Nachbarkindern herumgesprochen. Die träumten auch von Überfällen und Hinterhalten und auch sie suchten die technische Überlegenheit der Bleichgesichter durch Finten auszugleichen. Da wäre es auf allgemeine Missbilligung gestoßen, wenn die Honold-Gruppe sich an die Zusage, die ihr Anführer im Zweikampf gegeben hatte, nicht gehalten hätte. Dieser musste daran interessiert sein, als ehrenhafte Rothaut zu gelten und nicht als fieses Bleichgesicht, das Bestien ins Feld führt.

Wir aus der Hauptmannsreute hielten dies für eine mächtig-gewaltige Lösung des Konflikts. Hinterher wurde einigen klar, wie riskant die Falle gewesen war. Jedenfalls hielten alle Beteiligten es für das Klügste, sich in Zukunft aus dem Wege zu gehen. Kein happy end, kein gemeinsames Spiel und schon gar keine Friedenspfeife.

Vom Tatort mache ich ein Foto. Ein kleiner Gandhi warst du damals nicht! Was aus dem langen Blassen mit dem Schäferhund geworden ist? Ich tippe mal: Jurist. Pacta sunt servanda! (Verträge sind einzuhalten!)

Das Vertrauen innerhalb unserer Schreibgruppe und auch das Zutrauen zu den Urteilen und Ratschlägen Edda Zieglers sind im Laufe der einen kurzen Woche erstaunlich gewachsen. So ist es möglich, dass Edda sich in einer Schlussrunde an eine Beurteilung unserer Fähigkeiten und Defizite wagen kann. Ihre Grundhaltung war durchgängig, das Geleistete zu loben und niederschmetternde Urteile zu vermeiden. Allzu schwer war das nicht, denn Ausreißer gab es in unserer Gruppe weder nach oben, noch nach unten. Wir sind fair miteinander umgegangen. Wir boten allesamt passable Durchschnittsprosa und alle zeigten spezielle Fähigkeiten, die es weiter zu entwickeln lohnt. Ich sah in Edda die erfahrene Hochschullehrerin und ich empfand sie die ganze Zeit als Kollegin, die ihre Sache wirklich gut macht.

Ich notiere ihre Anmerkungen zur Person, natürlich auch zu mir. „Versierter Schreiber und guter Stilist. Weiß viel. Der Chronist kämpft mit dem Erzähler.“ Und dann als Rat für den Weg: „Lass dich vom Material nicht unterkriegen; befreie dich auch mal von ihm!“

Rita Brunner hat nach dem Ende des Seminars – in Anspielung auf die Fliegen, die uns gelegentlich bei unseren Übungen belästigten und von denen Jana schließlich die frechste erschlagen hat auf ihre Weise - Edda nannte es eine „geerdete Form des Erzählens“ - uns eine Würdigung der Seminarteilnehmer vorgesummt. Ich füge das Fliegenlob hier ein, weil es einen hübschen Kontrast zur seriösen Würdigung Eddas bildet und unseren Bemühungen das gebührende sommerliche Flair verpasst.

Sommernachmittagsgespräch zweier Schrobenhausener Stubenfliegen

Donnerstag Nachmittag. Es ist sehr heiß. Ein paar getunte BMWs kreuzen die Straße auf und ab, ein paar alte Damen mit ihren Rollatoren stehen zusammen, vor dem „La Gondola“ sitzen wenige Feriendaeimbleiber. Summer in the city of Schrobenhausen.

Die Stubenfliegen Margit und Brigitte räkeln sich faul wie ein Faun auf einer Stracciatella-Kugel.

„Mir is soooo langweilig“. Margit kratzt sich träge am linken Flügel.

„Hmmm“ Brigitte streckt sich ein wenig. „Weißt du was? Fliegen wir doch mal rüber in die VHS, da gibt's Frischfleisch!“

„Frischfleisch in Schrobenhausen? Aaa Schmarrn, jeder sagt, bei uns is nix los.“

„Doch, ehrlich, da sind neue Leute da, es riecht ganz anders. Und in der VHS drüben hab ich gelesen: Kurs Autobiographisches Schreiben.“

„O je“. Margit wendet sich angewidert ab. „Des klingt nach Selbsthilfegruppe. Frisch san die da drübn gewiß net.“

„Jetzt geh weiter,“ Brigitte wird ungeduldig, denn sonst ist sie immer die skeptische, „schau mer halt mal“.

Die Flügel noch ein wenig klebrig vom Eis setzen sie sich in Bewegung und landen im Raum 101 der VHS.

„Hast recht, da gibt's einiges an Frischfleisch“. Margit ist überzeugt. „Gisela steht da, uiii, die is aber interessant.“

„Ja, und schöne Augen hat die...“ Brigitte gerät ebenfalls ins Schwärmen. „Die is toll, die glaub ich, hat einiges zu erzählen...“

„Schau mal, wo ich bin“, Margit nimmt Anlauf und rutscht glücklich auf einer Glatze hinten herunter. „Der heißt Markus“. „Komisch, der schaut so jung aus, bei uns haben nur die alten Männer a Plattn.“

„Ich glaub, des is a Stadterer und bestimmt a Preiß, da hat man des jetzt so.“ Brigitte weiß was vom Leben.

„Hmmm, der redt so komisch, gar net wie die Schrobenhausener Männer. Is der schwul?“ Margit fragt naiv-neugierig die erfahrene Brigitte.

Die wehrt energisch ab. „Mei, du musst no viel lernen. Bloß, weil sich einer net genau so wie ein Schrobenhausener benimmt, muss er no lang net schwul sei.“

„Ja, ja, ich mein ja bloß“. Margit schmolzt beleidigt vor sich hin.

„Psst, pass auf, da liest eine Uta ihre Geschichte von einem Chor vor. Die singt Alt, sagt sie.“

„Des hab ich mir gleich gedacht. Die schaut wie eine richtige Chor-Altsängerin aus!“ Margit hat die Zurechtweisung von vorher noch nicht ganz verwunden und prescht jetzt vorlaut vor. Aber Brigitte zeigt ihr sofort, wo ihr Platz ist: „Was weißt denn du schon vom Chorsingen“, zischt sie, „gibt's denn hier in Schrobenhausen irgendwo einen richtigen Chor? Die einen trommeln immer so selbstfindungsmäßig rum und die anderen san froh, wenn drei Leut zum Singen beinander sind. Die wären wahrscheinlich selber froh, wenn's nach Alt und Sopran unterscheiden könnten.“ -

Das sitzt.

Margit fliegt langsam und stumm zu Traudi. Da fühlt sie sich wohl. Die ist irgendwie so sanft und so... so psychologiemäßig. Hier, spürt sie, hier kann sie ihre Wunden lecken.

Brigitte tut es ein wenig leid, dass sie ihre Freundin so angefaucht hat und versucht einen zarten Versöhnungsanlauf: „Schau, hier ist es auch schön. Diese Ursel ist eine sehr feine Frau und sie spricht sehr sanft.“ Aber Margit lässt sich noch nicht so leicht von dem sicheren Platz bei Traudi weglocken: „Naaa“, erwidert sie etwas weinerlich und beleidigt, „da erschreck ich immer, wenn sie mit ihren vielen Silberarmreifen klimpert.“

Brigitte erkennt, dass sie schwerere Geschütze auffahren muss.

„Aber da, da musst du herkommen. Da is eine tolle Frau!“ Sogar die abgebrühte Brigitte zeigt mal einen Anflug von Bewunderung und ändert den Tonfall. „Ich glaub, das ist die Chefin von allen. Die beherrscht das Revier, ganz bestimmt.“

„Wohin?“ Margit streckt nach ihrem beleidigten Rückzug zum ersten mal wieder den Kopf ein wenig neugierig vor.

„Nach vorne, wo Edda steht.“ Auch Brigitte hat jetzt das Gefühl, die Herrschaft über das Revier wieder zu erlangen. Warum muss auch diese Zicke von Margit immer gleich beleidigt sein? Aber jetzt hat sie, Brigitte, ja die Fäden wieder in der Hand.

„Wow, ist diiiiie toll!“ Margit gerät sofort in jugendliches Schwärmen. „Was die alles weiß!“

„Ja, die überblickt den ganzen Laden.“ Brigitte erkennt verblüfft und nicht ganz neidlos, dass hier jemand noch ein bisschen souveräner ist als sie.

„Und super angezogen ist die auch, so, so, so ...“ Margit ringt nach Worten, „...so apart und elegant“, haucht sie schließlich.

Brigitte wird diese Schwärmerei zuviel. Ein wenig ungeduldig lenkt sie ab: „Ja, ja, ist schon gut, schau'n wir doch mal weiter zu dieser Rita. O, die kenn ich ja, die gschaftelt doch dauernd in Schrobenhausen rum“.

„Mir kommt die auch bekannt vor.“ Margit hat sich leicht ablenken lassen und bemüht sich jetzt ein wenig unterwürfig um gutes Wetter bei Brigitte.

„Was will denn die bei den Schreibern?“ Brigitte runzelt unwillig den rechten Flügel. „Das tut der nicht gut. Wahrscheinlich werden jetzt ihre Leserbriefe noch bissiger“.

„Schau mal, wo ich bin!“ Margit zeigt wieder den neugierigen Enthusiasmus vom Anfang. Sie krabbelt fröhlich und aufgeregt in Theos weißen Haaren umher.

„Ich glaub der is waaaaaahnsinnig gescheit, so einen gescheiten Mann hab ich in Schrobenhausen selten gesehen.“

Brigitte lächelt zustimmend, aber auch ein wenig säuerlich: „Da könnt sich unser Plastikprofessor und Rotarier, der sich immer und überall wichtig macht, eine Scheibe davon abschneiden. Aber Schrobenhausen ist für den ja der Nabel der Welt und er ist Mittelpunkt und Besitzer des Nabels zugleich.“

Margit weiß trotz ihres jugendlichen Alters sofort, wer gemeint ist. Ihr fällt nach diesem vernichtenden Urteil keine Antwort mehr ein. Ja, die Brigitte weiß was vom Leben.

Theo liest jetzt schon eine Weile, da entschließt sich Margit, zu der gemütlich aussehenden Frau mit dem Schild Gabriele zu fliegen. Da fühlt sie sich auch wohl. Margit beginnt, ihre Flügel zu putzen.

Brigitte lässt sich derweil auf Elke nieder.

„Ui, deine hat aber eine schöne, warme Stimme.“ Margit streicht zum letzten Mal über ihre Flügel, setzt sich auf Gabriele zurecht und hat ein richtig schönes Wellness-Gefühl.

„Hmmm, ich glaub, die hat auch einiges drauf“, meint Brigitte anerkennend. „Da könnt sich unser SPD-Ortsverein ganz gewaltig was anschauen. Das einzige, was die können, ist, sich gegenseitig an die Wand zu fahren.“

Margit ist das zu hoch. Sie sucht eine neue Wellness-Station.

Bei der eleganten, feinen und ruhigen Heide fühlt sie sich ausgesprochen wohl.

Auch Brigitte ist jetzt nach Ruhe zumute und sie lässt sich auf Sylvia nieder. Beide genießen ihre Sitzplätze und schweigen sich einvernehmlich an. Ein gelungener Sommernachmittag.

Nach Sylvias Lesung, die auch Brigitte sehr beeindruckt – der doch etwas vertraute Tonfall, die warme Stimme – sucht sie sich eine neue Station. Jana liest sie auf dem Zettel, die reizt sie schon die ganze Zeit. Lange hält sie es aber hier nicht aus.

„Mit der legst du dich besser nicht an“, warnt sie Margit, die sich immer noch auf Heide räkelt.

„Die is scharf. Hat einen scharfen Verstand, is aber auch zu sich selber sehr scharf, Vorsicht!“

„Aber die hat sooo schöne Augen“ Margit ist eine hoffnungslose Schwärmerin. Brigitte verdreht die Augen und zieht genervt weiter zu Sandra.

Sandra liest jetzt. Eine spannende Geschichte aus der Mongolei. Brigitte und Margit schweigen, sitzen ganz ruhig und hören gespannt zu. Wo das wohl liegt? Scheint sehr weit weg zu sein. Ob es dort auch Stubenfliegen gibt? Brigitte fängt an, über ihr eigenes, doch sehr eintöniges Leben nachzudenken. Schrobenhausen ist ja schön, aber... sollte sie es nicht doch mal weiter weg wagen, so lange sie noch nicht zu alt ist? Margit ist schnell zu begeistern, die wäre sicher gleich mit dabei. Manchmal spinnt sie halt ein bissl, aber sie bekommt sie ja schnell wieder in den Griff. Brigitte spürt einen erfrischenden Unternehmungsgeist:

„Margit!“

-

„Margit!!!“

-

„Maaaaaaaargit!“

-

„Ich hab sie!“ sagte Jana.

Wir reden noch über die Chancen, unsere Texte – speziell die autobiographischen - zu veröffentlichen. Edda ist realistisch: Es gibt Books on Demand und es gibt Nischenverlage, aber bei

den großen Verlagen haben wir keine Chance, zumal es den Verleger alten Schlages – wie die Autorenfreunde Rowohlt oder Piper – kaum mehr gibt. Verlage mit langer Tradition wie Piper werden aufgekauft und dann nicht selten von gewinnorientierten Managern geleitet, die auf Bestseller vom Typus „Feuchtgebiete“ setzen. Edda meint, in diesem Betrieb zu landen, sei nicht erstrebenswert; wichtig sei jedoch der Austausch mit anderen Schreibenden. Da kann ich zustimmen. Doch das Problem bleibt: Das belletristische Schreiben fordert den vollen Einsatz. Wie der alternde Fontane oder auch wie jüngere Autoren unserer Tage muss man es riskieren, sich auf das karge Dasein des freien Schriftstellers einzulassen.

Dieses Lied kenne ich aus den Gesprächen mit meinen Kindern über ihr Studium der Malerei und der Bildhauerei an der Berliner Universität der Künste. Ich sehe bei Wolfgang und Christian keinen Unterschied der Begabung. Der eine ist Studienrat geworden und engagiert sich jetzt am Gymnasium in Achern für den Kunstunterricht an der Schülerakademie; der andere ist freier Künstler und hofft von einer Ausstellung zur anderen – und die nächste ist beim Kunstverein in Leipzig – auf den Durchbruch, d.h. das große Geschäft auf den Kunstmessen, den einzigen Orten, wo man als Künstler ausreichend Geld verdienen kann.

Was für die bildenden Künstler gilt, gilt auch für die schreibenden. Und keiner von uns Teilnehmern der Sommerakademie – und der Name ist schon großspurig genug – hat sich auf das freie Künstlertum eingelassen oder hat es vor. Das ist nun mal zu konstatieren.

Ob wir uns in einem Jahr wieder sehen? Schön wär's, doch Schreibübungen will ich keine mehr machen. Ich brauche die Möglichkeit, längere Texte mit anderen zu erörtern, doch es wäre mir angenehm, wenn darunter Menschen wären, die mich nicht schon seit Jahren kennen und die nichts mehr überrascht, was ich schreibe.

Wir einigen uns noch auf den Ablauf der morgigen Präsentation des Kursergebnisses. Alle werden fünf Minuten lesen und zwar die Texte aus der Übung „Mein Lieblingsfeind“. Bei mir geht das nicht. Ich folge Eddas Vorschlag, die Konfrontation mit dem Polizisten in der Tübinger Bahnunterführung zu präsentieren. Das ist nicht mein bester Text, doch wie die Franken sagen „Passt scho.“ Die anderen haben ja auch nicht lange feilen können. Doch Edda lektoriert alle Texte – bis auf den meinen. Hier reicht es, dass ich verspreche, ihn auf fünf Minuten zu kürzen und das kann ich, wenn es sein muss. Edda empfiehlt, die Texte mehrfach laut zu lesen. Richtig! Das habe ich meinen Studenten auch immer nahe gelegt, wenn es darum ging, ihre Hausarbeit im Seminar zu präsentieren. Häufig vergebens! Hier in Schrobenhausen sind alle bereit, Eddas Rat zu akzeptieren. Wir Memorabilienschreiber wollen uns morgen im Vergleich mit den Dichtern um Norbert Niemann und Ursula Krechel nicht blamieren.

Hier endet das Tagebuch. Es folgen noch einige weniger elaborierte Notizen.

Am Abend lesen speziell angereiste Teilnehmer des Schreibkurses an der Seniorenuniversität München. Arwed Vogel leitet dort das Projekt „Väterbilder“. Am meisten beeindruckt mich die Erinnerungen eines Juristen, dessen Vater zum höchsten bayrischen Richter aufgestiegen war und vielleicht sogar Bundesrichter in roter Robe geworden wäre, hätte ihn seine NS-Vergangenheit nicht eingeholt. Letzteres überraschte mich weniger als die Gewalttätigkeit dieses Vaters bei der so genannten Erziehung seines Sohnes. Schlechte Noten wurden mit Hieben, zunächst mit dem Lineal, später mit dem Handfeger geahndet, bis der Sohn sich im Alter von 16 Jahren schließlich zur Wehr setzte und den Vater zu Boden schlug. „Nie wieder!“

Da habe ich mit meinem Vater doch Glück gehabt. Als ich in Münsingen in der ersten oder zweiten Klasse aus irgendeinem nichtigen Grund (wahrscheinlich wegen Schwätzens im Unterricht) einige Taten erhalten hatte, befasste sich der Obergefreite Arthur Ebert, Elektrokaufmann mit Volksschulbildung, in einem Feldpostbrief aus dem Schützengraben in Russland ausführlich mit der unsinnigen Vorstellung, dass sich durch Strafen schulische Leistungen verbessern ließen. Er

erinnerte sich daran, dass sein Vater den Lehrer zu harten Strafen aufgefordert habe, um die Leistungen des kleinen Arthur zu steigern. Das habe rein gar nichts genutzt, wohl aber das ermunternde Zureden der freundlichen Lehrerin, die dem Zuchtmeister gefolgt war.

Schrobenhausen.

Samstag, 8. August 2009

Die Präsentation der Texte

Am Vormittag kürze ich den Text, den ich heute Abend vorlesen werde. Der Titel lautet jetzt „Disziplin. Von der Wiege bis zur Bah...nunterführung“. Ich drucke das Skript in der Volkshochschule, aber auch die Story der Auseinandersetzung mit dem eifersüchtigen Dr. Bruns. Letztere will ich Sandra geben nebst der Sammlung „Aus dem Leben eines Friedensforschers“, die zu meinem 70. Geburtstag in „Gewaltfreie Aktion“ erschienen ist. Sie enthält die zweite Episode aus dem Buchmanuskript „Von der Liebe im Atomzeitalter. Vier Versuche und ein Happy End.“ Die Geschichte der Begegnung mit Jutta Heller und die gleichfalls abrupte Trennung kann vielleicht noch besser als die Doris-Geschichte verdeutlichen, wie in der Mitte der 60er Jahre ein junger Mann und eine junge Frau miteinander umgegangen sind, nachdem sie sich zufällig auf einer längeren Bahnfahrt kennen gelernt haben.⁸

Über die Mittagszeit im modernen Freibad von Schrobenhausen. Ich bin nicht in Form und schwimme gerade mal 100 Meter Brust im Sportbecken und probiere nur noch die Rutschen aus. Man muss sich mit Schwung oben abstoßen und flach legen, um gut durch die Kurven zu kommen. Unsere Literarische Sommerakademie hat Glück mit dem Wetter. Im Garten des Museums zunächst eine Podiumsdiskussion „Ist kreatives Schreiben Literatur?“. Moderator ist Arwed Vogel. Von Außen angereist ist Oliver Busslau von der Zeitschrift „Textart“, die sich an Menschen richtet, die ernsthaft daran arbeiten, Schriftsteller zu werden. Außerdem beteiligen sich Edda Ziegler und Norbert Niemann.

Die Journalisten-Gruppe präsentiert eine Wandzeitung. Ich versäume es, diese zu studieren. Ich hatte während der Woche nur mit einem Teilnehmer aus dieser Gruppe gesprochen. Er arbeitet in einem Lokalblatt und arbeitete an der Verbesserung seines Stils. Er war zufrieden mit dem Angebot und spürte Verbesserungen.

Die literarischen Gruppen lesen Texte, jeweils etwa 45 Minuten lang. Die Gruppe „Autobiographisches Schreiben“ tritt vollzählig an, jeweils mit Texten von ca. 5 Minuten Länge. Das gemeinsame Thema ist „Mein Lieblingsfeind“. Mein Text „Disziplin. Von der Wiege bis zur Bah...nunterführung“ hat den Vorteil, dass der Ich Erzähler über den „Feind“ vor seinem Auftritt genau so wenig weiß wie der Leser. Ich muss also kein Feindbild entwickeln. Der Zusammenstoß mit dem Polizisten ist eine Vorwegnahme der Konflikte, die zwölf Jahre später in Berlin aufbrechen – zu einem Zeitpunkt, an dem ich bereits ein differenziertes Bild der deutschen Polizei habe, insbesondere durch die Tätigkeit meiner Patentante bei der Stuttgarter Polizei.

In den Pausen spreche ich mit Ursula Krechel und Norbert Niemann. Falls ich noch einmal nach Schrobenhausen fahren sollte, würde ich wahrscheinlich den Roman-Kurs Niemanns besuchen, weil dort keine Schreibübungen zu absolvieren sind und längere Textpassagen vorgelesen und besprochen werden können.

Schrobenhausen – Berlin-Spandau – Kladow.

Sonntag, 9. August 2009

Letzte Gespräche

Da ich erst um 12.29 Uhr abreise, reicht es noch zu einem längeren Gespräch mit Sylvia Maybaum,⁹

⁸ Aus dem erinnerten Tagebuch der Erlanger Studienjahre. In: Theodor Ebert: Aus dem Leben eines Friedensforschers. Experimentelle Texte. In: Gewaltfreie Aktion, Heft 147-149, 2006, S. 36-61

⁹ Name und Wohnort geändert mit Rücksicht auf die berufliche Tätigkeit der Teilnehmerin.

die ihrerseits erst um 13 Uhr von ihrem Mann abgeholt wird. Sie begleitet mich zum Bahnhof. Wir sprechen über ein Interview mit Hildegard Kempowski in der heutigen Ausgabe von „Die Welt“. Dabei erfahre ich, dass Sylvia an einem der Schreibseminare Kempowskis in Nartum teilgenommen hat. Ich schlage ihr vor, darüber doch einen Bericht zu schreiben. Seit ihrem 16. Lebensjahr führt sie Tagebuch – wirklich täglich ein Kalenderblatt und bei besonderen Anlässen auch ausführlicher. Diese ausgearbeiteten Seiten füllen mittlerweile mehr als ein Dutzend gebundener Leerbücher mit ca. 180 Seiten. [Diese Angaben sind nicht präzise, sondern geben nur meinen Eindruck wieder.]

Im Zug von Augsburg – mit Umsteigen in Göttingen – schreibe ich kontinuierlich am Schrobenhausener Tagebuch. Ich will meine dort verfassten Texte einarbeiten und dann an Uta Reiff mailen. Diese hat sich vorgenommen, unsere Übungen zu edieren und uns dann als Konvolut zukommen zu lassen. Ob dies gelingen wird? Da will ich wenigstens vorarbeiten.

Ruth holt mich am Bahnhof Spandau ab. Wir gehen durch den Garten. Es hat inzwischen nicht geregnet. Sie musste des Öfteren gießen. Doch die Kürbisse und die Stangenbohnen können sich sehen lassen. Und die Äste der Pfirsichbäume muss ich morgen stützen. Wir holen eine vegetarische Pizza aus der Tiefkühltruhe und gehen früh schlafen.

Berlin-Kladow.

Montag, 10. August 2009

Vorteile der Autobiographie

Ich koche Gemüse aus eigenen Bohnen und hole dann in Schrobenhausen versäumten Schlaf nach. Ein Badenachmittag am See. Ich lese in Jutta Weber-Bock „Autobiographisches Schreiben“ und überlege, worauf ich in einem Essay dieses Titels besonderen Wert legen würde.

Der Romancier steht immer wieder vor dem Problem, dass er über die Berufe und das Umfeld der von ihm erfundenen Personen nicht ausreichend Bescheid weiß. Ein Negativbeispiel ist die Bankfrau in Handkes „Der Bildverlust“. Wie sollte eine Frau mit den Eigenschaften, die ihr Handke verpasst, an die Spitze von Banken gelangen, die neuerdings Milliardenverluste eingefahren und Abermillionen Boni an ihre Manager ausgezahlt haben? Die Wanderung von Handkes Bankfrau durch die Sierra de Gredo könnte eine Lehrerin oder Schauspielerin genau so gut oder glaubhafter unternommen haben. Nur einen Ghostwriter hätte zumindest die Lehrerin nicht engagieren können. Der große Vorteil der Autobiographie: Du kennst dein Personal. Ausschlaggebend ist allerdings, dass man die Informationen gespeichert hat. Da hapert es zum Beispiel in „Die Box“ von Günter Grass. Die biographische Substanz dieses Buches ist gering.

Ein Gewitter ist angekündigt, wird aber wahrscheinlich an Kladow vorüberziehen. Ruth wässert wieder den Garten. In unserem Teich kleinste Fische. Wir sind überrascht, dass die Rotfedern und Plötzen gelaicht haben und die Winzlinge sich vor den vielen Verfolgern, insbesondere den Libellenlarven, retten konnten.

Zum Abendessen koche ich Kürbissuppe mit Lauch und viel Curry. Unsere Schwiegertochter Nadya spricht die Nachrichten in der Abendschau des RBB. Darin ein Bericht über einige wenige arabische Familienclans, deren Kinder für die Großzahl der schweren Straftaten verantwortlich sind. Sie haben sich überhaupt nicht integriert, und die Gerichte erwägen jetzt, die Sprösslinge dem Einfluss ihrer Familien zu entziehen. Dem stehen die vielen Familien türkischer Herkunft gegenüber, die man von den polnischen und schwäbischen Berlinern kaum mehr unterscheiden kann. Doch man muss eben die Problemfälle ansprechen. Wenn man beschönigt, verstärkt dies nur die Ressentiments.

Ich schreibe noch einen Brief an Sandra Fohlmeister, die meine Erinnerungen an die Erlanger Studienzeit gelesen und kommentiert hat.

E-Mail an Sandra Fohlmeister

Berlin-Kladow, 10. August 2009

Liebe Sandra,

Außenstehenden ist es häufig schwer verständlich, warum autobiographische Texte ihre Autoren so erregen. Was in dünnen Worten aufgezeichnet wird, ruft beim Autor Emotionen wach, die sich schwer vermitteln lassen. Der Romancier weiß damit in der Regel besser umzugehen als der sich selbst Darstellende. So war es Heide Weber kaum möglich, den Tod ihres Mannes am Steuer zu schildern – ohne in Tränen zu ersticken.

Mir ist die – im Rückblick vergleichsweise harmlose Situation – des abrupten Endes meiner Liebe zu Doris auch an die Nieren gegangen. Die geschilderten Szenen sind mir in den Sinn gekommen, als Edda uns aufforderte, uns an eine Situation zu erinnern, in der ein anderer Mensch feindlich in unser Leben eingriff und zu einem vernichtenden Schlag ausholte.

Erst auf das Zureden von Markus entschloss ich mich, die entsprechenden Passagen aus meiner Autobiographie vorzulesen. Da ich bereits kurze Zeit später die richtige Frau traf, erinnere ich mich heute gelassener und kann mich von außen beobachten. Doch selbst im distanzierten Rückblick empfinde ich noch heute das Verhalten des Onkels von Doris als ungeheuerlich. Ich bin sicher, dass ich zu Doris gestanden und alles durchgekämpft hätte, wenn sie sich für mich entschieden hätte. Sie war jung, aber ich kenne Frauen – und ich gebe zu, dass ich hier an meine Mutter und deren Schwester denke, die Vollwaisen waren und aus einem Dorf in eine Großstadt kamen – und die mit ähnlichem Bildungsgang wie Doris auch schon in deren Alter das wirklich gepackt hätten. Von allen ungewollt ist es für Doris zu einem Härtestest gekommen. Mir tut das rückblickend leid. Ich hätte mich nicht in Doris verlieben dürfen, aber ich konnte auch nicht ahnen, dass der eifersüchtige Onkel unter Einsatz des äußersten Mittels, das ihm als querschnittgelähmtem und erfahrenem Juristen zur Verfügung stand, die Entscheidung gegen mich kurzfristig erzwingen würde. Ich hatte auf Zeit gespielt, und er ahnte wohl, dass ich gewinnen würde.

Im Falle von Jutta Heller lagen die Dinge anders. Ich hatte mit 26 Jahren immer noch keine intimen Erfahrungen mit Frauen und ich fand es super spannend, mich mit Jutta zu treffen. Ich weiß gar nicht, wie weit ich gegangen wäre. Ich spielte in meiner Phantasie mit einigen Situationen, aber es gab auch Momente in ihrem Verhalten, die mich zögern ließen. Was sie von ihren Italienern erzählte, ging mir gegen den Strich, und so elegant sie war, so nervös war sie auch. Das Ende dieser Bekanntschaft hat mich nicht wirklich erschüttert, aber ich habe daraus gelernt und habe von Zugbekanntschaften künftig die Finger gelassen. Es war wirklich komisch, dass sich dieselbe Situation kurz darauf wiederholte.

Ruth ist es nicht unangenehm, dass ich für meine „vier Versuche“ keinen auffälligen Verlag gefunden habe. Ich bin davon überzeugt, dass meine Geschichte Klasse und Witz hat und ich mehr zu sagen habe als die meisten TV-Komödienfabrikanten, aber ich stehe nach fünfjähriger kontinuierlicher Arbeit als Autor immer noch vor dem Problem, dass ich in der Belletristik keinen Erfolg habe. Wahrscheinlich ist mein Stil nicht so überzeugend, dass ich auf Anhieb irgendwelche Lektoren oder Juroren von Wettbewerben überzeugen könnte. Ich habe es mehrfach ohne Erfolg probiert.

Es bedeutet mir zwar viel, dass Peter Handke und Walter Kempowski meine Manuskripte gelesen haben, aber für den Erfolg auf dem Buchmarkt ist dies – erstaunlicherweise – auch unter Kennern irrelevant. Und ich bin nicht mehr sicher, dass ich diesen Erfolg auch will. Ich kann auch so schreiben. „O wie gut, dass niemand weiß, dass ich Rumpelstilzchen heiß.“ Edda Ziegler sprach mir aus der Seele, als sie riet, uns nicht vom Erfolg auf dem Buchmarkt abhängig zu machen.

Doch ich brauche den Kontakt zu Menschen, die auch schreiben und Ohren haben zu hören. Ich habe mich in der Gruppe in Schrobenhausen wohl gefühlt. Gerade weil wir alle nicht berühmt waren und auch nicht damit rechneten, es demnächst zu werden, gab es eine solidarische wechselseitige Aufmerksamkeit. Das war gut so. Du bist ja noch etwas weiter gegangen als die anderen und hast Dich auf meine Texte eingelassen. Das war mir sehr wichtig und ich hoffe

natürlich, dass wir in Kontakt bleiben und uns wieder sehen. Du würdest auch in unseren Dorstädter Kreis passen, und ich könnte Dir gelegentlich auch meine Dorstädter Tagebücher schicken, damit Du Dir ein Bild machen kannst, wie wir als Gruppe arbeiten. Doch ich unterlasse dies jetzt, weil Du nun schon genügend Textmasse von mir kennst und selbst schreiben sollst. Ich versichere Dir, dass Du in mir einen aufmerksamen Leser finden wirst.

Und wenn es Dir nicht zu viel ist, maile ich Dir auch mal das gesamte Manuskript der vier Versuche. Doch ich warne Dich: Es ist ein ausgewachsenes Buch von 200 Schreibmaschinenseiten und Du kennst jetzt gerade mal 30.

Schöne Grüße vom Groß Glienicker See, wo ich auf einem Badesteg zwischen dem Schilf und unter Weiden und Erlen den Brandenburger Sommer genießen kann.

Dein Theodor

Etüden und Fugen

Aus dem Kurs „Erzählen für Fortgeschrittene“ in der Literarischen Sommerakademie 2. – 8. August 2010

Berlin-Kladow – Spandau – Fulda – Nürnberg – Ingolstadt – Schrobenhausen.

Montag, 2. August 2010

Welchen Fortschritt meinst du in Schrobenhausen erzielen zu können?

Ruth bringt mich zum Bahnhof Spandau. Ich bin erleichtert, weil sie es heiter tut. Sie könnte auch anders. Sie verhält sich gewissermaßen konstruktiv und spricht ihre Zweifel an der Zweckmäßigkeit dieses erneuten Schreibkurses in der „Literarischen Sommerakademie“ in Schrobenhausen nicht aus, nachdem mit dem Blick auf meinen Probetext die Aufnahme in den Kurs „Erzählen für Fortgeschrittene“ bestätigt worden ist.

Der Ausschreibungstext hatte gelautet:

Am Anfang der abendländischen Literatur steht eine großangelegte Beschreibung: die des Schildes in Homers „Ilias“, von ihr stammen die Erzähler ab. Wenn ein Erzählen langweilig oder klischeehaft erscheint, liegt es häufig daran, dass sein Autor, seine Autorin zu wenig daran gearbeitet hat, einen Gegenstand oder einen Vorgang genau und sinnlich zu erfassen, auch das Unerwartete in ihm zu sehen. Die Kunst der Beschreibung ist heute an bestimmte Berufsgruppen delegiert worden: Antiquare beschreiben den Zustand eines Schutzumschlages, Pathologen den Auffindungszustand einer Leiche, sie tun es in einer vorgeprägten Sprache. Dieser Kurs möchte dazu beitragen, die Grundlagen des Erzählens für die Teilnehmer zu verbessern.

An die Beschreibung des Schildes in der Ilias habe ich mich nicht erinnert, aber die Übersetzung von Johann Heinrich Voss war zur Hand und ich konnte mir ein Bild machen vom Vorgehen des Stammvaters der beschreibenden Erzähler. Was – in der Fantasie des Autors – auf dem Schild nicht alles zu sehen war! Es ging zu wie in einem der Wimmelbücher von Ali Mitgutsch, an denen sich einst unsere Kinder und jetzt die Enkel nicht satt sehen konnten bzw. können.

Ich hatte ja nun auch – zumindest im Titel - an Griechenland Erinnerndes zu bieten und zur Probe das Protokoll meines Versuches über den geglückten Tag am Hang des Scheibenberges von Bad Windsheim eingereicht. „Das Geschenk Xanthippens“.¹⁰ Gefordert waren zwei Seiten, aber die Geschichte umfasste nun mal deren sieben, und ich sandte den Text als ganzen ein. Erzählungen sind doch keine Regenwürmer, die sich auch dann noch krümmen, wenn du sie in zwei oder drei Teile schnippelst.

Ursula Krechel, bekannte Lyrikerin und Prosa-Autorin und auch bewährte Dozentin an Literaturinstituten, hat meine Regelverletzung toleriert. Vielleicht wird sie es bereuen. Fasse dich kurz! – ist nicht meine Stärke.

Doch was nun? „Worin soll der Fortschritt bei dir eigentlich bestehen?“ Diese wiederholte Frage Ruths konnte ich ihr und mir bisher nicht beantworten. Ich habe zwar Krechels Buch „In Zukunft schreiben. Handbuch für alle, die schreiben wollen“ (Salzburg: Jung & Jung, 2003) schon im vergangenen Jahr und nun erneut gelesen, aber weil es schön geschrieben und kein Lehrplan ist, weiß ich nicht, was mich im Detail erwartet.

Was soll ich aus dem Verweis auf den Schild des Hephaistos schließen? Hätte mich diese Erinnerung an das humanistische Gymnasium abschrecken sollen? Ob Ursula Krechel jemals diese elend lange Passage über den Schild vom Griechischen ins Deutsche übersetzen musste? Oder durfte sie von vornherein die Übersetzung lesen, die ja nun auch nicht jedem jungen Leser von Karl May und Jack London Vergnügen bereitet? Ich habe jedenfalls angenehmere Erinnerungen an die Schulzeit als ausgerechnet die Übersetzung der lyrischen Stellen in der Ilias und der Odyssee. Hängen geblieben ist bei mir nur die Rede von der „rosenfingrigen Morgenröte“ und dem

¹⁰ Siehe Anhang

„göttlichen Schweinehirten“.

Womöglich ist das literarische Erzählen doch nicht so ganz mein Bier. Ich will erreichen, dass die Menschen meine Sachen gerne lesen, und es mir ist klar – und gelegentlich auch auf den Kopf zugesagt worden –, dass meine Schreibe noch des belletristischen Flairs gebricht. Da erhoffe ich mir von der gelernten Lyrikerin neue Herausforderungen und einen hilfreichen Schubs.

Im ICC zwischen Spandau und Fulda notiere ich als Vorüberlegung zu meinen Erwartungen an die Besonderheiten des literarischen Erzählens:

Ein Gedankenexperiment zum literarischen Erzählen

Wenn ich mich frage: „Kannst du lesenswerte erzählende Texte schreiben?“ möchte ich zunächst einmal klären. Erstens, was ist das Literarische am erzählenden Text und zweitens, was macht einen Text lesenswert?

*Ein krasses Beispiel: Ein **Sitzungsprotokoll** ist kein literarischer Text, obwohl solch ein Protokoll lesenswert ist für denjenigen, der informiert sein will über eine Verhandlung, an der er nicht teilnehmen konnte, und es ist auch nachlesenswert für den, der Beschlüsse und ihr Zustandekommen – möglichst einschließlich der gleichfalls beratenen oder vorgeschlagenen Alternativen – festgehalten sehen möchte. Ich denke an die Protokolle von Sitzungen des Gemeindegemeinderats in Alt-Tempelhof-Ost und an Protokolle von Sitzungen des Direktoriums der WE III, also der Wissenschaftlichen Einrichtung „Innenpolitik und Vergleichende Lehre“ am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin, auch an Protokolle von Prüfungen, bei denen wir es einfacher hatten, nachdem wir übereingekommen waren, nur die Fragen aufzuschreiben, nicht aber die Antworten zusammenzufassen.*

Protokolle habe ich viele geschrieben, meist aber nur Protokolle von Sitzungen niederrangiger Gremien. Sobald es um gewichtige Entscheidungen ging, z. B. in der Kirchenleitung in Berlin, hatten das Schreiben der Protokolle dafür eigens bestellte Protokollanten, in der Regel Juristen, übernommen und sich bei dieser Tätigkeit einer möglichst genormten Sprache bedient. Je höherrangig das Gremium, desto farbloser der Stil. Wahrscheinlich wird keines der Protokolle in meiner Autobiographie auftauchen, obwohl ich die meisten gesammelt habe.

Zum literarischen Text wird der Bericht über eine Sitzung unabhängig von seiner protokollarischen Genauigkeit, wenn er – z.B. in der Form der Tagebuchaufzeichnung eines Beteiligten – Atmosphärisches aufgreift, also auch diejenigen Gedanken, Gefühle und Beobachtungen mitteilt, die nicht im Protokoll stehen, aber zum Verständnis der Vorgänge beitragen. Das kann reichen von der Sitz(un)ordnung über das kulinarische Angebot bis zum Mienenspiel der Sitzungsteilnehmer in bestimmten Abschnitten der Verhandlung.

In einem literarischen Text ist es auch möglich, dass ein Teilnehmer der Sitzung seiner vorgegebenen Rolle nicht entspricht, weil er an etwas anderes denkt als an das, was gerade verhandelt wird, oder weil er ein Papier liest, das gar nicht zur Debatte steht. Literarische Aufzeichnungen über den Verlauf von Unterrichtsstunden (z.B. in Spoerls „Feuerzangenbowle“) leben davon, dass nicht nur das mitgeteilt wird, was Lehramtskandidaten vor ihren Probekunden in Unterrichtspläne schreiben und demgemäß zu behandeln suchen.

Doch was auch immer über den Verlauf einer Sitzung mitgeteilt wird, es sollte aus einem einsehbaren Grund wesentlich sein. Bei einer Sitzung der „Grünen“ können der Umstand, dass neben Käse- auch Wurstsemmeln angeboten werden, und die Information, dass die Klimaanlage nicht eingeschaltet wurde, wichtig sein, während solche Informationen zum Treffen des Aufsichtsrats einer Bank von weit geringerem Interesse sind.

Dieses Gedankenexperiment im Intercity zwischen Spandau und Fulda bringt mich (vorläufig) nicht weiter. In Fulda verpasse ich den Anschlusszug. Ich muss mehrfach umsteigen und ich werde zwei Stunden später, aber noch rechtzeitig in Schrobenshausen, der Spargelstadt und dem Geburtsort des

Malerfürsten Franz von Lenbach, eintreffen. Ich trage es mit Geduld. Ich finde immer einen Sitzplatz mit Tisch und Steckdose, kann meinen Laptop einschalten und in letzter Zeit bearbeitete Texte aufrufen.

Ich habe die Idee, dass es mich weiterbringen könnte, wenn ich einige Tagebuchnotizen, die knapp und nüchtern ausgefallen waren, erneut so bearbeite, dass vor dem inneren Auge des Lesers Bilder auftauchen und er die Beteiligten sprechen hört.

Dafür scheinen sich die Erinnerungen an die Reisen zu unserem Sohn Martin zu eignen. Es existiert bereits der ausgearbeitete Text „Drei Reisen zu unserm Sohn“.¹¹ Ich hatte diesen vor ein paar Jahren bei einem literarischen Wettbewerb eingereicht. Dass ich damit keinen Erfolg hatte, war nicht erstaunlich, denn alle bisherigen Gewinner waren bereits erfolgreiche Autoren belletristischer Texte. Der Reiz des Wettbewerbs, bei dem es keine Beschränkungen gab, hatte für mich darin bestanden, mein Reisetagebuch so zu bearbeiten, dass die Notizen – aus meiner Sicht – ein bisschen literarische Qualität gewannen.

Für die (letztlich) achtestündige Bahnfahrt nach Schrobenhausen nehme ich mir nun vor, den vorhandenen Bericht über die drei ersten Reisen, von denen die letzte der Hochzeit unseres Sohnes Martins mit Innes Wood gegolten hat, um weitere Reisen – so zu den Tauffesten von Lucas und Fiona - zu ergänzen. Dabei will ich nun insbesondere auf den Ausbau literarischer Elemente achten.

So passabel die Schreibbedingungen in den Intercityzügen zwischen Spandau – Fulda – Nürnberg und Ingolstadt auch waren, so fraglich bleibt es mir beim Blick auf das Skript dann doch, ob mein Versuch, die ursprünglichen Tagebuchnotizen durch erzählende Passagen zu verbessern bzw. „poetisch aufzumotzen“, wie ich das für mich formuliere, einigermaßen gelungen ist, und aus den Tagesprotokollen literarische Texte entstanden sind. Doch es gilt weiterhin für alle Schreibwilligen die Maxime: The proof of the pudding is in the eating.¹²

Schrobenhausen.

Dienstag, 3. August 2010

Die ersten Übungen

Gestern Abend ist im Pflegeschloss die Literarische Sommerakademie mit einem Empfang für die 50 Teilnehmer und 5 Dozenten eröffnet worden. Der Kurs „Erzählen für Fortgeschrittene“ ist mit 14 Teilnehmern (10 Frauen, 4 Männer) der größte. Ich war der 13. Teilnehmer, der noch aufgenommen wurde. Ursula Krechel kam auch auf mich zu. Sie erinnerte sich daran, dass ich im vergangenen Jahr bereits an der LISA teilgenommen hatte. Gefreut hat sie, dass ich ihr Lehrbuch der Belletristik „In Zukunft Schreiben“ gelesen habe. Da bin ich wohl der einzige in der Gruppe und das wundert mich.

Wäre ich nicht zu „Erzählen für Fortgeschrittene“ gelangt, hätte ich auch an der wesentlich kleineren Gruppe Norbert Niemanns „Theorie und Praxis des Romans“ teilnehmen können. Hier können bereits vorhandene Texte eingebracht werden. Was mich bremste, war: Mein erinnertes Tagebuch „Von der Liebe im Atomzeitalter“ mag im Umfang und Inhalt einem Roman entsprechen, aber das Personal ist eben nicht erfunden, die Handlung nicht fiktiv und es gibt keinen auktorialen oder auch nur personalen Erzähler, sondern immer nur diese Ego-Plaudertasche.

Ich traf mehrere aus der Gruppe Edda Zieglers, die heuer an einer Biographie des Malerfürsten Franz Lenbach arbeiten wollen – geboren in Schrobenhausen als eines von 14 Kindern des Stadtbaumeisters. Auch hier hätte ich mitmachen können. Ich kannte die Hälfte der hier teilnehmenden Frauen vom letzten Jahr und ich wurde von allen herzlich begrüßt. Doch biographisches und journalistisches Schreiben ist vielleicht doch zu nah an meiner bisherigen Tätigkeit. Ich muss es jetzt wagen, etwas ganz Anderes zu schreiben bzw. einen meiner

¹¹ Siehe Anhang

¹² Der im Zug bearbeitete Teil des Reisejournals findet sich im Anschluss an den Text „Drei Reisen zu meinem Sohn“.

vorhandenen Texte poetologisch kritisieren zu lassen.

Ich bin sehr gespannt, wie Ursula Krechel vorgehen wird. Aus ihrem Buch „In Zukunft schreiben“ war dies nicht so leicht abzuleiten, weil es in sich ein belletristisches Werk ist und kein Handbuch wie Jutta Weber-Bocks Anleitung zum autobiographischen Schreiben, das Edda Ziegler im vergangenen Jahr gelegentlich herangezogen hat.

Unsere Gruppe trifft sich in einem Konferenzraum neben dem Standesamt an einem voluminösen, ovalen Tisch, der 15 Personen genügend Ellenbogenfreiheit und Platz für die Laptops und Notizblätter lässt, uns aber auch auf Distanz hält. Eine sehr knappe Vorstellungsrunde, die nur wenige biographische Daten ergibt, also Beruf und Wohnort. Kaum jemand sagt etwas zu seinen Schreiberfahrungen und niemand Aufschlussreiches über seine Erwartungen und in Arbeit befindliche Projekte. Keine Aufforderung, uns untereinander zu duzen, was ich aus allen bisherigen Schreibgruppen gewohnt bin. Ursula Krechel wahrt vornehme Distanz, doch ihr Lächeln und ihre Gestik ermutigen. Es zeichnet sich ab, dass eine strukturierte Serie von Übungen sich aneinander reihen wird.

Der Zeitdruck, unter dem geschrieben werden muss, ist mir zwar zuwider, doch wenn es Einübungen in das spezifisch literarische Schreiben sind, und wir unsere Lösungsversuche im Detail besprechen können, soll es mir recht sein. Ich will aber nicht nur beschäftigt werden und dann mit meinem Text alleine bleiben.

Erste Übung:

Beschreibe eine Person aus der Runde der Kursbeteiligten! Schreibzeit: eine Viertelstunde.

Der nächste Schritt

„Nichts mehr verschieben“. Das ist seit schwerer Krankheit die Maxime der schlanken Frau in mittleren Jahren. Gelernt hat sie die Seelsorge, sie predigte vor Gemeinden. Sie saß auch am Bett von Sterbenden, beerdigte, sollte trösten und stand dann – und da ist jeder überrascht – vor der Frage, ob und wie es mit dem eigenen Leben weiter gehen würde. Der Blick in den Spiegel warnte. Die Menschen blicken auf Zeugen, griechisch altmodisch gesprochen auf die Märtyrer. Der Petrus Brief spricht gar von der Wolke der Zeugen. Gehörte sie dazu? Die kurzen Geschichten in den Kalenderworten zum Tage wollten ihr nicht mehr über die Lippen. Kann sie alles noch einmal erproben? Wie spricht man mit jungen Menschen? Wie reagieren Schüler auf die Erzählungen der Bibel?

Sie wollte nicht Zeugin sein, nein, zuerst mal nur erzählen. Keine Exegese, nur Geschichten. Und die Reaktion? „Das war mal eine geile Reli-Stund!“

Nach Aufforderung durch die Dozentin können fünf Teilnehmer ihre Lösung vortragen. Ich bin der fünfte, weil ich zu erkennen gebe, dass ich gerne lesen möchte. Grundsätzlich ist das Verfahren so, dass U. Krechel einige den Text freundlich charakterisierende Sätze spricht, dann kommt der Nächste dran. Die Dozentin würdigt das Geleistete; gelegentlich wird auch ein Detail sanft kritisiert. Die Charakteristiken empfinde ich als zutreffend, aber ein Seminargespräch über einen Text kommt so nicht zustande. In der Eile versäume ich es, mir Notizen zu den verlesenen Texten zu machen. Später erfahre ich, dass ich auch unter den Beschriebenen war. Ich habe dies nicht bemerkt. Vielleicht wurde der Text auch gar nicht vorgelesen. Vieles rauscht an mir vorüber.

An meinem Text wird von der Dozentin – nicht von der Betroffenen – kritisiert, dass ich keine auffallenden Einzelheiten zum Erscheinungsbild angeführt hätte. Ich sage halb zu mir: „Ich wollte der Teilnehmerin nicht zu nahe treten.“ Ich hatte Marion ausgewählt, weil in ihrer Vorstellung zwei markante Sätze bzw. Worte gefallen waren. Wahrscheinlich halte ich es für aufschlussreicher, Menschen durch ihre Wortwahl, als durch ihre Physiognomie oder durch Halsketten und Ringe zu beschreiben. Marion ist eine schöne Frau, hat langes braunes Haar. Um die Mundwinkel blickt sie

etwas streng. Doch das kannst du als Mann doch nicht einfach hinschreiben und vorlesen!

2. Übung: Erfinde eine Geschichte oder eine Situation im Leben der zuvor charakterisierten Kursteilnehmerin! Schreibzeit: eine halbe Stunde

Wer wirft den ersten Stein?

Die Süddeutsche berichtet: Die Iranerin Sakine Mohamadi Ashtiani, die 42jährige Mutter zweier Kinder, wird – dank einer E-Mail-Protest-Kampagne – vorerst nicht gesteinigt werden – die übliche Strafe für untreue Frauen in dieser muslimischen Republik. Diese Meldung wird Marion heute mit in die Klasse nehmen. Sie wird die Sechzehnjährigen fragen: Habt ihr davon gehört? Könnt ihr euch eine solche Steinigung vorstellen? Kennt ihr Beispiele aus der Geschichte?

Sie wird nicht sogleich zum Johannesevangelium greifen und von Jesu Reaktion in vergleichbarer Situation berichten. Marion wird aus der Diethmarscher Chronik vorlesen, wie in Deutschland im 16. Jahrhundert noch junge Frauen, weil sie die Ehre der Familie verletzt haben, von den eigenen Brüdern und dem Vater unters Eis gedrückt wurden.

Und dann erst wird sie die Geschichte von Jesus, der von den Sittenwächtern provoziert wird und nicht sofort antwortet, vorlesen. „Wer unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein!“

Die Geschichte von „Jesu und der Ehebrecherin“¹³ wurde erst spät ins Evangelium des Johannes eingefügt. Ob sie authentisch ist oder nur schön? Marion hat Zweifel. Sie hat immer befürchtet, dass sich nicht nur ein Selbstgerechter finden und den ersten Stein werfen wird. Sie ist gespannt, wie die Jungen und Mädchen in ihrer Klasse auf die Zeitungsmeldung und auf die Erzählung des Johannes reagieren werden. Wird sich jemand an Stephanus, den ersten Märtyrer der Christenheit erinnern?

Diese erfundene Episode aus dem Leben der von uns weiter zu entwickelnden Figur kann ich nicht vorlesen, da die Zeit nur zum Anhören von vieren reicht. Wieder versäume ich es, zu den imaginierten Aktivitäten der bereits geschilderten Figuren Notizen zu machen. Sonst halte ich es so in meinen Berliner Schreibgruppen. Das hilft mir dabei, mich auf den Text zu konzentrieren und nicht an dem eben selbst Geschriebenen weiter zu spinnen.

Es ärgert mich, dass ich mich schon nach kurzer Zeit an keine der Geschichten mehr erinnern kann. Eine Erklärung ist, dass mir etwas ganz anderes durch den Kopf geht. Ich rechne damit, dass wir eine Erzählung oder eine Passage aus dem Abriss einer Erzählung oder Novelle schreiben sollen. Für den Fall, dass uns dies aufgetragen wird, habe ich aus dem Internet alle greifbaren Informationen über Heinrich von Zütphen, den ersten Märtyrer der Lutheraner herunter geladen – inklusive der Chronik Diethmarschens mit vielen Details zu Land und Leuten. Als Student hatte ich – parallel zu einer Vorlesung Ernst Walter Zeedens über die Geschichte der Reformation und Gegenreformation – eine solche Erzählung nach dem Vorbild Conrad Ferdinand Meyers zu schreiben versucht. Kürzlich habe ich 21 Seiten dieses frühen Versuches in einem College Note Book wieder gefunden. Einen Abschnitt aus dieser Geschichte der letzten drei Tage im Leben des Heinrich von Zütphen könnte ich – vorausgesetzt, dass uns dafür zwei bis drei Stunden zur Verfügung stünden – ausarbeiten.

Am Abend in der Jugendmusikschule eine Gespräch zwischen Norbert Niemann und Ursula Krechel über das Schreiben. Sie lesen zunächst aus eigenen Werken vor und kommentieren dann ihre Verfahren. Ursula Krechel erinnert sich, wie sie als Halbwüchsige heimlich die Krankenmappen ihres Vaters – eines Arztes und Psychotherapeuten – studierte, weil sie hier auf Figuren stieß, deren Leben und Schicksal sie aufgrund der vorgefundenen Daten sich ausmalen konnte.

¹³ Joh. 8,3-11

Schrobenhausen.

Mittwoch, 4. August 2010

Figurenmalerei und Erkenne dich selbst

Heinrich von Zütphen kann ich in der Mappe lassen. Mit 14 Teilnehmern lassen sich längere Ausarbeitungen nicht besprechen. Ich bin in dieser Hinsicht durch meine Berliner Schreibgruppen verwöhnt. Dort sind wir zu viert oder fünft. Die jeweiligen Schreibvorhaben sind allen in den Umrissen bekannt und dann wird aufgrund einer schriftlichen Vorlage ein Text, der bis zu 15 Seiten umfassen kann, besprochen. Hier reicht es nur zu kurzen Übungen. Heute sollen wir in einer halben Stunde etwas über einen Großvater oder eine Großmutter schreiben. So ein Schnellschuss geht mir wider die Natur, aber ich entledge mich der Aufgabe, indem ich nach dem Großvater greife, über den ich fast nichts weiß.

3. Übung: Erinnere Dich an einen Großvater oder eine Großmutter!

Alfons Theodor Liebermann

Von meinem Großvater mütterlicherseits habe ich mit Sicherheit nur den Vornamen geerbt, alles andere wäre Spekulation. Nur drei Fotos sind von Alfons Theodor Liebermann erhalten. Er ist in Russland im Ersten Weltkrieg in einem Lazarett gestorben, noch bevor meine Mutter im August des Jahres 1915 geboren wurde. Das erste Foto zeigt ihn mit seinem Bruder Ernst. Der zwölfjährige Alfons Theodor, der Ältere, hält eine Geige in der Hand, der zwei Jahre jüngere Ernst einen bunt lackierten Ball. Eine Studioaufnahme. Steif gestärkte weiße Hemden, kurze Hosen, die noch über das Knie reichen. Das Foto stammt aus der Zeit, als mein Urgroßvater Ernst Liebermann in Tuttlingen, am Rande des Schwarzwalds, noch eine Tageszeitung leitete und die Zeitläufte und auch Lokales in Versen nach der Art Wilhelm Buschs bedichtete. Nach seinem Suizid verarmte die Familie. Vorbei das Geigenspiel und statt Gymnasium eine Lehre als Feinmechaniker.

Die Schwermut des Vaters scheint Alfons nicht erfasst zu haben. Er war ein unternehmungslustiger Sportler. Aus der Vorkriegszeit stammen drei Medaillen, die er als Ringer in deutsch-französischen Vergleichskämpfen davongetragen hat. Dazu passt seine Figur. Er ist mittelgroß und sehr muskulös, kurzes borstiges Haar mit strengem Scheitel und ein Oberlippenbart mit nach oben gezwirbeltem Enden nach dem Vorbild Wilhelm II. Forsch blickt er in die Linse. So auf den ersten (heutigen) Blick ein Macho, wie er im Buche steht. Doch folgt man den Erinnerungen meiner Großmutter, die aber auch noch vor meiner Geburt an Multipler Sklerose gestorben ist, soll ihr Alfons ein lieber, feinsinniger Mann gewesen sein, der sich nur unter Sportsfreunden ein wenig in Szene setzte. Ob sie ihn nicht zu sanft geschildert hat? Wie kann man sich im Trikot nur so aufbauen, den Bizeps spannen und mit einem „Mir kann keiner“ in die Kamera blicken! Als Soldat schaut er noch genau so zuversichtlich, nur dass er sich jetzt nicht länger frohgut im Ringerhemd, sondern in feldgrauer Uniform in die Brust wirft und sein Eisernes Kreuz präsentiert. Er habe sich an die französischen Schützengräben herangeschlichen und dort Gespräche mitgehört. Ein Draufgänger, ein Held, ich möchte sagen: ein Idiot wie sein Kaiser. Er hielt sich offenbar wie so viele seiner deutschnationalen Kameraden für unverwundbar.

Vielleicht muss ich meine erste Aussage über diesen Großvater aber doch korrigieren. Er hat mir und der ganzen Sippe der Eberts und der Liebermanns doch etwas mehr vererbt als einen schönen Vornamen: Es gibt nichts Dümmeres als sich für Superman und unverwundbar zu halten und auf die Sprüche von Kaisern, Führern und sogenannten Verteidigungsministern zu hören.

Das hat die Großmutter – man nannte sie damals eine Kriegerwitwe - meiner Mutter eingepflegt, und bei meinem Vater war sie mit dieser Einstellung an den Richtigen geraten. Der konnte sich zwar 1939 von der Truppe nicht entfernen, um die Familie nicht zu gefährden, aber von Anfang an und erst recht nach sechs Jahren an der Front hatte er für das Militär und seine Kommandeure nur Schimpfworte übrig.

Bei den Erinnerungen an die Großeltern kommen alle 14 Lehrlinge an die Reihe und so erstaunlich dies auch ist: Ursula Krechel verfolgt jede Großelternminiatur mit gespannter Aufmerksamkeit und ihre gelungen punktgenaue Kommentare. Zu einer Aussprache reicht es natürlich nicht. An meinem Text gefällt ihr das Überraschungsmoment. Der eröffnenden These wird am Schluss widersprochen.

Am Nachmittag nähern wir uns den persönlichen Motiven, einen Kurs über das (belletristische) Erzählen zu besuchen.

4. Übung: Berichte von deinen Motiven, das Erzählen zu lernen!

Why don't we learn from History?

Vor der Civilian Defence Study Conference in Oxford im September 1964 besuchten mein älterer Kollege Gene Sharp und ich den damals bekannten Militärhistoriker Basil H. Liddell-Hart. Er zeigte uns neben seinem nahezu fossilen Rolls Royce das Archiv mit Zeitungsausschnitten, das zwei Räume seines Landhauses füllte. Er schenkte uns zum Abschied mit einer Widmung seinen Essay „Why don't we learn from history“. Ich erinnere mich im Moment nicht mehr an die Argumentation des weißhaarigen, hageren Gelehrten, aber er hätte den Essay nicht geschrieben und ich hätte nicht Geschichte studiert, wenn ich mir nicht gewünscht hätte, dass man eben doch aus der Geschichte lernen kann.

Erste Voraussetzung ist: Du solltest die Geschichte kennen. Doch das ist unmöglich. Kennen kann man immer nur Ausschnitte und man kennt auch diese nur aufgrund der Quellen, die noch einmal den Ausschnitt eingrenzen. Den disziplinierten Historiker erkennt man daran, dass er sich – man möchte sagen nahezu selbstlos – dieser Arbeit an einem der Ausschnitt der Geschichte, die er nicht miterlebt hat, unterwirft und diesen Ausschnitt seinen Zeitgenossen und auch der Nachwelt verständlich zu machen sucht.

Viele Historiker sind sich der Unzulänglichkeit ihrer Rekonstruktions- und Verstehensversuche schmerzlich bewusst. Mir ging es jedenfalls so. Schon im ersten Semester besuchte ich einen Kurs, in dem auf der Basis autobiographischer Schriften von maßgeblich Beteiligten die Beschießung von Paris im Jahre 1870 untersucht wurde. Skepsis gegenüber Erinnerungen mit Rechtfertigungscharakter wurde uns geimpft. Meine persönliche Schlussfolgerung war: Am meisten weißt du noch über deine eigenen Erfahrungen – unter der Voraussetzung, dass du diese festhält, also Dokumente aufbewahrt und möglichst on the spot und zeitnah aufschreibst, was du erlebst und denkst.

Diese Methode, sich selbst zum Objekt der historischen Betrachtung zu machen, stellte im Laufe der Zeit immer größere Ansprüche an die Technik des Erzählens, weil ich merkte, dass es sehr schwierig ist, in einer übersichtlichen und den Leser fesselnden Weise von Ereignissen zu berichten, die in der Vergangenheit liegen und die möglicherweise weit jüngeren Menschen oder nicht beteiligten Altersgenossen mitgeteilt werden sollen.

Um diese Aufgabe, Erfahrungen weiterzureichen, besser entsprechen zu können, bemühe ich mich um fortschreitende Verbesserungen meiner Erzähltechnik.

Diese Überlegungen kann ich nicht vortragen. Ich bedauere dies. Vielleicht wäre deutlich geworden, dass ich nicht zu den Kursteilnehmern gehöre, die unter literarischem Erzählen vor allem das Fabulieren verstehen, während ich an den anschaulichen, erforderlichenfalls auch dramatischen Bericht über tatsächliche Ereignisse denke, die nun aber unter Zuhilfenahme aller Ingredienzien, die in fiktiven Erzählungen vorkommen, mitgeteilt werden.

5. Übung: Beschreibe einen Weg (z.B. von der Wohnung zur Arbeit), den du häufig gehst und der dir darum in vielen Details vor Augen steht!

Diese Übung kommt für mich nicht überraschend. Im Tagebuch habe ich mich schon des Öfteren daran versucht. Eine solche Wegbeschreibung stand noch in dem Bericht „Beinahe der letzte Tag im Leben eines Friedensforschers“. Es war meine Fahrt im VW-Golf von Kladow zum Otto-Suhr-Institut in Dahlem am Tage des Herzinfarkts.

Solche Beschreibungen alltäglicher Wege gehören wohl zum Handwerk des Autors. Sicher gibt es Vorbilder. Ich denke wieder an Hermann Lenz und Peter Handke. Doch auf Anhieb fällt mir nur eine Passage in Günter Grass „Vom Häuten der Zwiebel“ ein. Die körperliche Nähe zu jungen Frauen in der Straßenbahn war ihm wichtiger als ein street view à la Google.

Jetzt will ich in der Übung nicht den Weg zur Universität wiederholen. Ich schätze es im Ruhestand mit dem Kinderwagen und Enkeln unterwegs zu sein.

„See you later“.

Um den Karpfenteich im Burgess Park

Nach der Taufe von Lucas und dem Gartenfest ist Ruhe eingeleitet - und wir können das Familienleben genießen. Meine neunjährige Enkeltochter und ich schnallen Lucas in den Kinderwagen, ein sehr sportliches, auch von einer Joggerin zu lenkendes Gefährt, und so machen wir uns auf einen nahe liegenden Rundweg, der unmittelbar vor dem Haus beginnt und vom Esszimmer aus einzusehen ist.

Nach Einschätzung aller Verwandten ist diese Lage am Park ein Riesenvorzug des bescheidenen Reihenhauses. Martin und Innes haben vor drei Jahren in der Cobourg Road – zwei Meilen südlich der Tower Bridge – dieses wenig gepflegte, aber in der Substanz solide Haus gekauft. Es war preisgünstig, wenn man es als Architekt für den eigenen Bedarf zu renovieren wusste. Es gehört zum Typ der sogenannten Georgian Houses, weil es zu der Zeit König Georgs III erbaut worden ist. Im Zweiten Weltkrieg haben in den Stadtteilen Bermondsey und Camberwell fehl gelenkte V 2-Raketen viele Wohnhäuser zerstört. Zudem wurden nach dem Krieg noch veraltete Industrieanlagen abgerissen. Es entstand ein weitläufiges Parkgelände. Unser Georgian House liegt jetzt genau am Rand des Burgess Parkes und gehört zu einer denkmalgeschützten Häuserzeile, die zwischen 1820 und 1825 errichtet wurde. Alles Backstein. Zwei Stockwerke. Zum Hochparterre steigt eine gleichfalls aus Backsteinen gemauerte Treppe an. Von dort blickt man über die Cobourg Road auf den Park und durch eine Reihe von Ahornbäumen auf den neu angelegten Teich, den wir mit Lucas in zehn Minuten umrunden können.

Das Ufer ist befestigt und lässt sich bis an die Kante mit dem Kinderwagen befahren. Der gerundete Teich dürfte in der Mitte, wo sich zwei kleine mit Schilf bewachsene Inselchen erheben und Enten und Gänse brüten, so tief sein, dass ein Zehnjähriger noch darin stehen könnte. Auf Schildern wird davor gewarnt, im Winter das Eis zu betreten. Dies gilt Übermütigen aus der am Teich gelegenen Grundschule.

Am Rande ist das Wasser nur knietief. Der Grund ist kiesig und man erkennt den schütterten Pflanzenwuchs und ab und zu mal die weißen Schalen eines toten Krebses. Nur in den Ausbuchtungen des Sees wächst Schilf und stehen die roten Rispen der Schmetterlingsblütler in Kübeln. Seerosen suchen sich in Körben, die mit Drahtgittern überzogen wurden, zu behaupten. Die Abdeckung soll die Gänse und die Schwäne abhalten.

Die Attraktion dieses künstlichen Gewässers sind schwere Schuppenkarpfen, die im Morgensonnenschein aufsteigen und mit ihren Rückflossen die Wasseroberfläche berühren. Ich versuche sie Lucas zu zeigen. Er blickt auf das Wasser, aber zwischen den Fischen seiner ersten Bilderbücher und diesen bläulich schimmernden Unterseebooten mit den hellen Mäulern und den kurzen Barteln kann er wohl keine Ähnlichkeit feststellen. Anders Hannah. Sie hat die Karpfen als

erste gesehen. Das ist ihr Anglerblick. Vor zwei Wochen hat sie vor unserem Badesteg am Groß Glienicker See ein Dutzend Rotfedern und einen zwei Pfund schweren Blei selbständig gefangen und dann in unseren kleinen Gartenteich gesetzt.

Auf diese Karpfen, deren größte zehn Kilogramm wiegen dürften, haben es die hiesigen Angler abgesehen. Sie sammeln sich meist am Wochenende auf dem betonierten Rand des Teiches oder auf einer eingezäunten, hölzernen Plattform und schützen sich vor Wind und Regen unter übergroßen Zeltschirmen. Sie können darunter in Schlafsäcken übernachten und sie tun dies von Freitag auf Samstag und von Samstag auf Sonntag auch regelmäßig. Ich zählte rings um den Teich ein gutes Dutzend dieser, wie man so vollmundig sagt, Petrijünger.

Meist stehen drei Zelte in Sprechentfernung. Die Angler können in der Mitte zusammenhocken, während die Bissanzeiger an den ausgelegten Ruten – und jeder hat deren drei – dafür sorgen, dass ihnen kein Anbiss entgeht. Diese Gespräche unter Männern sind es wohl, welche die Angler an den Wochenenden immer wieder in den Burgess Park locken. Sicher auch die Hoffnung, einen kapitalen Burschen zu drillen. Doch dass ein Karpfen angebissen hätte, habe ich nicht beobachtet. Fingerkuppengroße Kügelchen haben sie auf einen Haken gesteckt, der mit Ausnahme der Hakenspitze sichtbar bleibt und der auch keinen Widerhaken aufweisen dürfte.

Ich nehme an, dass an einem Tag nicht mehr als zwei oder drei Angler einen Karpfen fangen. Dies scheint als Anreiz zu genügen. Das Besondere an diesem Karpfengewässer ist, dass es hier nur große Karpfen, aber keine kleinen und mittelgroßen und schon gar keine sonstigen Weißfische oder gar Hechte und Barsche gibt. Hannah erkundigt sich bei mir nach Raubfischen. Doch ich kann nirgends Fischbrut oder irgendwelche kleinen Weißfische, die zu jedem natürlichen Gewässer gehören, entdecken. Es gibt nur die großen, ja riesigen Karpfen, die einmal am Haken mächtig zerren, auch springen und mit dem Schwanz aufs Wasser klatschen können. Ich nehme mal an, es sind im Teich ihrer dreißig oder vierzig an der Zahl. Das schließe ich aus dem Dutzend, das ich gesehen habe. Vielleicht sind es aber auch ein paar mehr.

Ich weiß aus eigener Erfahrung, dass Angler es nicht mögen, von Spaziergängern angesprochen zu werden – nicht mal von jungen Frauen. Denen trauen sie einfach keinen Fischverstand zu. Auch ich riskiere ich hier kein „Petri Heil!“, das mich an deutschen Gewässern als Angler ausweist und zünftig mit „Petri Dank!“ beantwortet werden muss. Doch in England habe ich so etwas noch nicht gehört und ich weiß auch nicht, ob es einen vergleichbaren Gruß gibt.

Die hiesigen Angler sind aber auch Mitglieder von Anglervereinen und müssen ihren Ausweis vorweisen können. Das Besondere am Burgess-Teich ist jedoch, dass hier nur angeln darf, wer einen extra großen Käscher mit sich führt und eine zu befeuchtende Schaumgummimatte für die Ablage des Fangs parat hat. Zu den Regularien des Karpfenfangs gehört, dass die gefangenen Fische nur in der Schaumgummihängematte gewogen und mit dem stolzen Angler fotografiert werden dürfen, dann aber ohne Verletzung der Schleimschicht wieder ins Wasser zurück befördert werden. Catch and release! Da fehlt nur noch, dass die Angler die einzelnen Fische markieren und sie wie am Sonntag die Täuflinge mit Namen versehen. „See you later - alligator!“

Diese Geschichte wird gerne gehört. Ursula Krechel merkt sie für die öffentliche Lesung zum Schluss des Kurses vor.

Es ist ein sonniger Abend. Ursula Krechel und ich sitzen beim Abendessen im Freien vor dem Hotel zur Post. Sie berichtet von ihrer Arbeit mit den Stipendiaten, die sich im Haus des Literarischen Colloquiums am Wannsee treffen.

Am späteren Abend wieder ein Podiumsgespräch in der Jugendmusikschule. Drei Autoren aus dem Schriftstellerverband diskutieren (mit einheitlicher Tendenz) über den literarischen Betrieb und die Schwierigkeiten, als Schriftsteller zu einem ausreichenden Einkommen zu gelangen.

Diese Probleme sind mir aus der eigenen Familie nur zu bekannt. Wer als Maler für und von seiner Kunst leben will, kann dasselbe Lied singen wie diese Mitglieder des bayrischen Schriftstellerverbandes, welcher der Dienstleistungsgewerkschaft VERDI angegliedert ist. Seit 12

Jahren kämpft Christian darum, sich auf dem Kunstmarkt durchzusetzen. Ohne das Einkommen meiner Schwiegertochter, die nach der Promotion über „Form und Engagement. Untersuchungen zur Dichtung und Ästhetik Erich Frieds“ sich als Nachrichtenredakteurin verdingt hat, könnte die Familie nicht komfortabel leben. Dabei haben es die Autoren etwas leichter als die Maler, weil es für Schriftsteller mehr Stipendien, Wettbewerbe und Preise gibt. Doch nach meinem Gefühl begeben sich die Autoren in eine gewisse Abhängigkeit von diesem Förderungswesen und den zugehörigen Seilschaften.

Für alle Nachwuchstalente, die sich noch Illusionen machen, ist dieser Abend heilsam. Vom Romane-Schreiben können in Deutschland nur ganze wenige leben. Wer es nicht kann, sollte aber – und ich erinnere mich eigener Träume - nicht hochmütig oder wehleidig von einem „Brotberuf“ sprechen. Wer sein Einkommen in einer Sparte erwirtschaftet, in der man eine Disziplin beherrschen muss, kann dort Erfahrungen sammeln, die später oder parallel dem schriftstellerischen Werk zugute kommen. Goethe arbeitete als Jurist im Dienste des Herzogs von Weimar und Schiller, der Wundarzt aus dem Stalle Herzog Carl Eugens war später Hochschullehrer für Geschichtswissenschaft in Jena. Das hat auch Zeit gekostet, die nicht für Belletristik zur Verfügung stand.

Was heute bei den Autoren für die Entscheidung gegen einen Brotberuf spricht, ist der Umstand, dass der Literaturbetrieb viel Aufmerksamkeit erfordert. Ohne Kontakte und ohne die ständige Übung im literarischen Schreiben hat man kaum eine Chance, einen Verlag für seine Texte zu finden. Bei den Malern ist es ähnlich. Galeristen wollen sicher sein, dass die Maler, für die sie sich engagieren und die sie am Markt zu platzieren suchen, kontinuierlich produzieren und so im Falle des Erfolgs mit Nachschub zu rechnen ist. Wolfgang und Christian haben nur ein Jahr versetzt an der Berliner Hochschule der Künste Malerei und Bildhauerei studiert und ihre Examen gemacht. Bei Ausstellungen hat sich gezeigt, dass der eine nicht weniger begabt ist als der andere, aber Christian hat mit allen Risiken den Weg des freien Künstlers gewählt, da er nur so die Chance sah, durch kontinuierliches künstlerisches Arbeiten letztlich das zu schaffen, was er zum Ausdruck bringen will. Wolfgang sah sich als Kunstlehrer und er wollte in diesem Beruf soweit möglich weiter malen. Nach fünf Jahren zeigt sich jetzt, dass man nicht Lehrer sein und sich gleichzeitig auf dem Kunstmarkt durchsetzen kann. Ich stimme jetzt Christian zu: Man muss sich für den Beruf des Künstlers entscheiden und alles drangeben für die geringe Chance, sich am Markt zu behaupten.

Ich kaufe mir anschließend die von Thomas Kraft und Norbert Niemann herausgegebene Sammlung von Essays zur Lage der Schriftsteller in Deutschland: „Keine Lust auf Untergang. Gegen eine Trivialisierung der Gesellschaft“.

Schrobenhausen.

Donnerstag, 5. August 2010

Von Weg und Steg

Wie bisher jeden Tag lasse ich mich auch heute wieder von Ruth um 8 Uhr im Hotelzimmer anrufen. Christian, Nadya und Hannah sind gut erholt vom Besuch bei Semi und Nimet in Özdere zurückgekehrt. Hannah wird ein paar weitere Ferientage bei Ruth am Groß Glienicker See verbringen. Gestern haben sie vor dem Steg einen etwa 60 cm langen Hecht am Rande des Schilfs stehen sehen. Er lauerte auf die Rotfedern und Plötzen, die Hannah mit Haferflocken angelockt hatte. Heute werden Ruth und Hannah nach Paretz fahren, um die Sonderausstellung über Königin Luise zu besuchen. Bevor Nadya am Ende des Monats auch noch beim Deutschlandfunk anfängt, wird sie mit Hannah noch einmal für eine Woche zu ihren Eltern ins Sommerhaus am Meer fliegen. Da ihr eine anstrengende Zeit bei der Rückkehr zur Abendschau des RBB bevorsteht, will sie die Möglichkeit, noch einmal Kraft zu tanken, nutzen. Christian wird im Atelier weiter arbeiten.

Ursula Krechel gibt uns heute mehr Schreibzeit als bisher zur Fortsetzung der gestern begonnenen

Übung. Es geht jetzt darum, einen Weg nicht nur zu beschreiben, sondern diesen mit einem Vorhaben oder auch mit einem unerwarteten Ereignis zu verbinden. Man kann auf dem Weg etwas verloren haben oder man kann sich aufmachen, um nach einer Wohnung in einen bestimmten Stadtteil, in einer Straße und in einem Gebäude zu suchen.

Ich erinnere mich an den Rat Sibylle Sonntags, ein Wochenendgrundstück am Wasser zu suchen, und an meine, unser Familienleben ändernde erste Fahrt nach Kladow und das erstmalige Betreten des Bade- und Angelstegs am Groß Glienicker See.

Die Herausforderung bei der Niederschrift dieses Textes sehe ich darin, in die Wegbeschreibung die rationalen und die emotionalen Elemente der Entscheidung für ein Stück Land oder Ufer einfließen zu lassen. Ich arbeite angespannt, weil durch die aktuelle Drohung der Spandauer Stadtverwaltung, alle 70 Stege am Groß Glienicker See abreißen zu lassen, es mich wieder umtreibt, was ich erlebt habe, als ich zum ersten Mal auf einen dieser Stege trat.

Der Auftrag an mich selbst lautet: Dein ganzer Bericht muss sich auf einen bestimmten Moment hin bewegen. Du betrittst den Steg und blickst weit über den See. Erst in diesem Augenblick wird sich zeigen, ob du erzählen kannst oder nicht. Die Frage ist allerdings, ob du die Aufmerksamkeit deiner Leser (oder Hörer) bis zu diesem entscheidenden Moment gewinnen und aufrechterhalten kannst.

6. Übung: Verbinde mit der Wegbeschreibung eine Geschichte! Zeit: 1 Stunde

Auf dem Weg zum Leben am See

Als Ruth unser drittes Kind erwartete, war klar: Wir brauchen eine größere Wohnung. Passendes war im sicherer, aber enger werdenden West-Berlin nicht zu finden. Ohne noch länger suchen zu können und angesichts steigender Immobilienpreise entschlossen wir uns kurzerhand, eines von dreißig Reihenhäusern zu kaufen, die auf dem Gelände einer früheren Gärtnerei in Lichtenrade, am südlichen Rande Berlins, gebaut wurde. Die Reihenhäuser waren billiger als Vergleichbares, weil der Boden nicht erworben, sondern auf 99 Jahre gepachtet wurde. Fünf Wochen nach der Geburt Wolfgangs konnten wir im Januar 1973 einziehen.

Zusammen mit dem Kaufvertrag hatten wir noch einen Bausparvertrag abgeschlossen. Bis zu dessen Fälligkeit erhielten wir einen Überbrückungskredit, der sich am Markt orientierte. In kurzer Zeit stiegen die Zinsen von 7 auf 14 Prozent. Durch Konsumverzicht gelang das rasche Tilgen des Überbrückungskredits. Als nach drei Jahren der Bausparvertrag fällig wurde, brauchten wir den günstigen Kredit nicht mehr.

Unseren drei Söhnen, die im Abstand von drei Jahren geboren worden waren, gefiel es in Lichtenrade am Rande eines Wäldchens, das der Grenzmauer vorgelagert war. Sie hatten über die Eltern-Kind-Gruppen Freunde gefunden. Doch mit einem hatten wir nicht gerechnet: In dieser kleinen Siedlung lebten mit uns mehrere Ehepaare, die angesichts der Alternative „Kind oder Haus?“ sich für letzteres entschieden hatten und sich nun durch die Kinder der anderen gestört fühlten. Wenn diese Nachbarn am Wochenende von ihrer erhöhten Gartenterrassen über die winzigen, hausbreiten Rasenstücke blickten, die zu ihrer Parzelle gehörten, waren ihnen alle Kinder, die auf Kettcars zwischen den Häusern kutschten, ein Graus. Und auch an den Spielgeräuschen, die von den privaten Buddelkästen, der anderen Reihenhäuser zu ihnen drangen, nahmen sie Anstoß.

Ruth versuchte den scheelen Blicken der Nachbarn und ihrem Gerede zu entgehen, indem sie mit unseren Kindern am Wochenende kleine Ausflüge unternahm und mit ihnen zum Baden an den Wannsee gegenüber der Pfaueninsel fuhr. Auch dies machte den Jungen Spaß, aber es war jeweils ein weiter Weg, und ich konnte wegen meiner Vortragsreisen nur selten dabei sein.

Ruth machte eine Erbschaft, die uns zusammen mit dem inzwischen fällig gewordenen Bausparkredit in die Lage versetzte, eine Alternative zur sozialen Kontrolle durch kinderfeindliche Nachbarn zu suchen. Ein erneuter Umzug in ein allein stehendes Haus war uns zuwider, weil wir

uns in dem „Puppenhaus“, wie meine Schwiegermutter unser neues Heim nannte, ordentlich eingerichtet hatten und der Kauf eines Hauses in der Nähe der Universität, im teuren Dahlem zu meinem linken Selbstverständnis nicht passte und unsere Mittel dazu ohnehin nicht reichten.

Wir fragten die Freunde in der Eltern-Kind-Gruppe um Rat. „Sucht Euch für das Wochenende ein Wassergrundstück mit einem Häuschen!“ Die uns solches riet sprach aus der Erfahrung einer Familie, die seit Generationen am Groß Glienicker See in Kladow über solch ein kleines Grundstück mit einem Badesteg und einem Holzhaus zum Übernachten verfügte.

Das gefiel Ruth und mir und wir befragten Makler; mussten jedoch erfahren, dass unser Wunschtraum identisch sei mit dem vieler Berliner und dass sie uns keine Hoffnung machen könnten.

Ich gab nicht auf und stieß auf das Inserat eines Einfamilienhauses, das im Jahre 1936 oberhalb der Uferpromenade gebaut worden war. Eigentlich kein Wassergrundstück, aber doch unterhalb der Uferpromenade ergänzt um ein 80 m langes und 2,50 m breites Stück Gartenland, das in einem Badesteg endete. Was mich lockte, war nicht das alte, renovierungsbedürftige Haus auf dem 1.200 Quadratmeter großen Grundstück, sondern allein der schmale Zugang zum Wasser und der Badesteg.

Von einem Steg zum Angeln hatte ich geträumt, seit ich mit 14 Jahren zum ersten Mal in einem Ferienlager des CVJM am Bodensee zwischen dem Schilf auf einem solchen Steg gesessen und dann im Alter von 16 Jahren das jüngste Mitglied der Ludwigsburger Angelvereins geworden war. Bis zum Beginn des Studiums hatte ich meine Wochenenden häufig am Altwasser des Neckars zwischen Beihingen und Großingersheim verbracht. Das war meine Vision vom naturverbundenen, glücklichen Leben: Abends oder früh am Morgen auf dem Steg sitzen oder mit dem Boot hinaus rudern und angeln.

Ruth war skeptisch. Ihre Mutter warnte eindringlich vor der zusätzlichen Arbeit, welche der Erwerb eines solch großen Anwesens mit sich bringen würde, denn dass es vernachlässigt war, ging aus dem relativ niedrigen Preis hervor. DM 200.000 war mit dem ortsüblichen Preis unbebauter Grundstücke identisch und lag eher noch darunter. Der Maklerin sagte mir auch ganz offen am Telefon: Sie gehe davon aus, dass das alte Haus abgerissen und auf dem großen Grundstück eines neues gebaut würde. Doch neu zu bauen hatten wir nun gar nicht im Sinn. Dennoch verabredete ich eine Besichtigung und machte mich – allein – auf den Weg von Lichtenrade nach Kladow.

Ruth und ich waren noch nie dort gewesen. Der Blick auf den Stadtplan ließ keinen Zweifel: 40 – 45 km quer durch Berlin, also mindestens eine Stunde Fahrt.

Kladow ist wie die meisten heutigen Stadtteile Berlins ein früheres Dorf. Es liegt gegenüber dem Strandbad Wannsee an der Havel. Wenn man vom Funkturm kommend die breite Heerstraße verlässt, auf welcher früher die Truppen vom Manövergebiet Döberitzer Heide immer gerade aus bis zum Brandenburger Tor marschieren konnten, und nach links in Richtung Kladow fährt, meint man Berlin bereits verlassen zu haben. Links die Rieselfelder für die Abwässer Berlins, gesäumt von Apfelbäumen und Holunderbüschen und rechts die Mauer der DDR, hinter der sich ein sumpfiges, walddreieches Gebiet erstreckt. Das konnte man beim Vorüberfahren nicht erkennen, aber ich hatte die Karte studiert.

Sobald ich nach 8 km Fahrt durch Feldflur und Wald den Flugplatz der Engländer und die ersten Häuser Kladows erreichte, bog ich hinter dem Kladower Gutshaus vom Ritterfelddamm ab in die Uferpromenade, welche etwa 2 km am Groß Glienicker See entlang führt. In Erinnerung an den Bodensee und die Ufergestaltung in Meersburg und Friedrichshafen hätte ich mir unter einer Uferpromenade einen an den See grenzenden Park mit kiesigen Wegen vorstellen können. Doch das passte nicht zu der Information der Maklerin, dass das fragliche Gartenland sich unterhalb der Uferpromenade noch 80 m bis zum Ufer hinziehen würde.

Zum ersten Mal erblickte ich den See am oberen Ende, an der Badestelle Pferdekoppel. Zu diesem Namen war die frei zugängliche, öffentliche Badestelle wohl gelangt, weil hier früher die Pferde des Gutshofes geweidet hatten und getränkt worden waren.

Jetzt im März waren die Erlen, die einen 30 m langen Sandstrand frei ließen, noch kahl. Ab dieser öffentlichen Badestelle schloss sich nun ein privates Ufergrundstück ans andere an. Die meisten waren etwa 20 – 30 m breit und bis zum See hin ungefähr gleich tief. Die Beschaffenheit dieser Wassergrundstücke war von der Uferpromenade aus schwer zu erkennen, da alle mit Bäumen und Büschen bewachsen und meist mit Mauern und hohen Bretterzäunen von der Uferpromenade abgegrenzt waren. Von einer Promenade konnte man eigentlich nur sprechen, weil zwischen der schmalen asphaltierten Fahrstraße, auf der nur 30 kmh gefahren werden durften, und dem sie begleitenden Gehweg sich ein 3-5 m breiter Parkstreifen befand, der mit alten Eichen, mit Birken und mit Ahornbäumen bestanden war.

Ich fuhr diese Uferpromenade etwa 1, 5 km entlang, bis ich auf die kurze Stichstraße Im Dohl stieß. Das Eckhaus war das Objekt, das zum Verkauf angeboten wurde. Das Grundstück war zur Uferpromenade etwa 25 m breit und reichte 50 m in den Dohl hinein. Dieser Dohl endete nach etwa 400 m, und nur auf einem schmalen Fußweg konnte man den angrenzenden Wald erreichen.

Fuhr man die Uferpromenade noch 100 m weiter, so kam man zur nächsten und letzten Badestelle, dem sogenannten Moorloch, ein glücklicherweise täuschender Name, denn hinter dem mit Erlen bestandenen Sandstrand stieg eine locker mit Birken bewachsene Badewiese und ein sandiger Acker nach oben, bis diese Feldflur wieder auf Wald und Häuserzeilen stieß.

Dies konnte ich erkunden, weil ich eine halbe Stunde vor der verabredeten Zeit eingetroffen war und das Auto auf einem Parkplatz gegenüber dem fraglichen Grundstück abgestellt hatte. .

Das Haus blickte mit dem Giebel zu See und die Nachmittagssonne schien in die breite Fensterfront und vom Balkon aus musste man zumindest im Winter, wenn die Erlen und Eichen kahl waren, auch den See erkennen können.

Die Maklerin zeigte mir das Haus, das kein Schmuckstück, aber solide gebaut und nicht verrottet war und hinter der Fensterfront, die mir von der Uferpromenade aus bereits aufgefallen war, ein 65 qm großes Zimmer aufwies, wie geschaffen als Atelier für einen Maler. Doch der Rest war weniger einladend. Das Haus war nämlich nicht frei stehend errichtet, sondern vor ein flaches 6 x 6 m großes Holzhaus gebaut worden. Alles war auf den sonnigen Atelierraum und die vorgelagerte Terrasse und den Balkon mit Seeblick ausgerichtet worden. Es gab nur eine behelfsmäßige Küche und nur veraltete sanitäre Anlagen. Kein Wunder, dass dieses Haus am Wasser niemand als Wohnstätte kaufen und renovieren wollte. Als geräumiges Wochenendhaus mochte es angehen, aber für diesen begrenzten Zweck war es doch ziemlich teuer und kostspielig im Unterhalt. Die vernünftigen Einwände meiner Schwiegermutter, auf die Ruth zu hören pflegte, konnte ich mir nur allzu lebhaft vorstellen.

Doch ich wollte noch den Uferstreifen mit dem Badesteg sehen, im Grundbuch als separate Parzelle ausgewiesen und als Gartenland bezeichnet.

Normalerweise schreibe ich nicht so schnell und so viel in so kurzer Zeit. Doch seit 35 Jahren beschäftigt mich dieses Grundstück. Die Fakten habe ich parat. Und so habe ich den Text in einem irren Tempo in den Laptop gedengelt. Doch wie macht man plausibel, dass sich hier zumindest für das Leben der Betroffenen eine ganz wichtige Entscheidung anbahnt? Das ist das Kunststück. In dieser Geschwindigkeit ist das nicht zu meistern.

Im Übrigen ist mein Handicap, dass die anderen, die vor mir lesen, Wege zurücklegten, die zu weit weniger existenziellen Entscheidungen führen und dass es sich um schnell zu durchschauende Geschichten handelt.

Peter, mein Nachbar am ovalen Tisch, hatte seinen Schlüssel verloren und suchte ihn wie ein Spürhund. Mir gefiel sein Bericht, weil man mit der Nase am Boden war und die Blümchen am Wegrand überhaupt keine Rolle spielten.

Aufgabe (in der Formulierung Peters):

Wegbeschreibung aus Sicht eines Menschen, der etwas verloren hat. Entscheiden Sie sich für eine Erzählperspektive als neutraler Beobachter oder aus Sicht eines Beteiligten.....Zeit 1 Std.

Der Hund in mir (Teil 1)

Im Treppenhaus steht ein Dunst, wie ihn Abfalltonnen im Sommer verströmen. Der Geruch dringt aus den Ritzen einer Wohnungstür in ersten Stock. Ich suche meinen verdammten Schlüssel. Hoffentlich muss ich nicht die Mülltonnen im Hof durchwühlen. Ich werde erst den Weg zur S-Bahn abgehen.

Mein Blick sucht den Boden im Vorplatz ab, ich sehe grau gesprenkelte Fliesen. Ein silberner Schlüssel müsste zu sehen sein, denke ich, sehe aber nur schwärzliche Ecken, die sich dem Wischen seit Jahren entzogen haben.

Die Haustür stemmt sich mir entgegen, ich gebe ihr nur wenige Zentimeter um zuzufallen, sie knallt trotzdem ins Schloss.

Draußen empfängt mich das Grün der Kirschbäume, mein Blick senkt sich auf den Gehweg, er ist übersät von roten Resten, die die Amseln oder die Schuhe der Fußgänger hinterlassen haben. Meter für Meter pendelt mein Blick über den Asphalt, meiner eigenen unsichtbaren Fährte folgend. Wie ein Hund komme ich mir vor, aber ich sehe nichts und rieche das falsche. Die letzten Kerne drücken unter meinen Schuhen, es ist mir unangenehm. Das nächste Wegstück ist übersät von Flecken bräunlicher und schwarzer Färbung, manche leicht erhaben, alte Kaugummis vielleicht, andere eingefressen in den Boden, Hinterlassenschaften von Mopeds? Ich will es gar nicht wissen.

Der Fußweg zur S-Bahn geht leicht bergauf, meine Augen bleiben am Boden, heute merke ich die Steigung kaum. Der Rinnstein der Fahrbahn ist blitzsauber, wie wenn vor wenigen Minuten die städtische Kehrmaschine durchgefahren wäre.

Noch ruht die Rolltreppe. Vor dem geriffelten Einstieg bleibe ich stehen, stelle mir vor, wie ein silberner Schlüssel auf einem silberfarbenen Trittbrett aussehen müsste, langsam tastet mein Blick die Fläche ab: nichts. Das Trittbrett klackt unter meinem Schritt, mit einem angestrengten Ziehen nimmt die Rolltreppe Fahrt auf. Ich konzentriere mich auf die letzten Zentimeter vor dem Ausstieg, dort wo sich das Treibgut sammelt, hin und her taumelt und manchmal den Sprung auf festen Boden schafft. Eine Zigarettenhülse, sonst nichts.

Ich tauche in die Ladenpassage ein. Alle Geschäfte sind noch geschlossen und doch verströmen sie schon ihre Gerüche. Vor der Metzgerei riecht es nach Putzmittel und abgehangenem Fleisch. Der Boden ist um diese Zeit vielleicht sauberer als die unsichtbaren Räume, denke ich. Vor dem Kiosk stapeln sich Zeitungen, eingeschweißt in Folie, mit Computeraufklebern, die über Anfang und Ende einer nächtlichen Reise berichten. Ich beuge mich über die Pakete, lasse meinen Blick in die Zwischenräume fallen. Keine Spur.

Vor dem Discounter stehen die Einkaufswagen in Reih und Glied, jemand hat sich viel Mühe gegeben, sie auszurichten. Ich gehe in die Hocke und blicke zwischen die Räder, hier hat sicher niemand geputzt. Vielleicht ist er hier hineingeschubst worden, in ein Refugium für Abgelegtes, in die Nachbarschaft von Kassenzetteln und braunen Salatblättern.

Ein junger Dunkelhaariger im Trainingsanzug fährt eine Reinigungsmaschine, ihr Lärm bringt Leben und Hoffnung in den Gang. Ich gehe auf ihn zu, er hält an, ohne die Maschine abzustellen. Ob er einen Schlüssel gesehen habe, frage ich ihn und erkläre mit Daumen und Zeigefinger die Länge des Schlüssels.

Er schüttelt den Kopf, lächelt. Als ich noch stehen bleibe, zuckt er mit den Schultern und sagt: „Maschine saugt alles ein“. Er lacht.

Der Rückweg liegt vor mir. Der Hund in mir hebt den Kopf.

Etwas Ähnliches, jedenfalls eine knappere Geschichte hätte ich schreiben sollen. Stattdessen habe

ich mir mit der Erinnerung an den Prozess der Entscheidung für unser künftiges Wohnen und Bauen am Groß Glienicker See viel zu viel vorgenommen. Ich meinte eine Fülle von – damals entscheidungsrelevanten – Informationen in den Text einfügen zu müssen.

Das ist zu viel! Das kann nur schief gehen! Nur an eine Regel halte ich mich: Du sollst als Schriftsteller keine erklärenden Vorbemerkungen zu deinen Texten machen! Diese müssen für sich selber sprechen.

Und so fange ich an, meinen Text vom Bildschirm abzulesen. Hintergrundmalerei plus Wegbeschreibung – doch kein Hinweis auf die Folgen dieser erstmaligen Fahrt zum Groß Glienicker See.

Ich habe eine Stunde lang geschrieben wie der Teufel, der sich am eigenen Feuer den Schwanz versengt hat. Ich habe den Text nicht mehr durchgelesen. Dabei habe ich all die Jahre meinen Studenten eingeschärft: Lest eure Referate vor der Seminarsitzung den eigenen vier Wänden laut vor! Jetzt merke ich, während ich die Zeilen auf dem Bildschirm vor mir her kurble, dass dieser Schrieb viel zu lang ist. Und dann fehlt auch noch der Schluss! Ich komme doch nur bis kurz vor den entscheidenden Punkt: Das Betreten des Steges.

Und nun habe ich den Salat: Marion reagiert nicht mit Textkritik. Sie macht ihrem Unmut Luft. Ich hätte ihre Worte notieren sollen. So bekomme ich nur einen Gesamteindruck, fühle mich abgewatscht. Sie empfinde es als eine Zumutung, dass eine solch umständliche und sie langweilende Wegbeschreibung hier vorgelesen wird. Ich weiß nicht, ob die anderen von der Schärfe dieses Angriffs ad personam so überrascht werden wie ich und ob Marion den Eindruck der Mehrheit oder gar aller artikuliert. Ursula Krechel reagiert eher diplomatisch und empfiehlt Kürzung. Ich sage nicht viel, weise nur zerknirscht darauf hin, dass der Bericht nur funktionieren könne, wenn es mir doch noch gelingen sollte, den Weg in eine überraschende, bedeutsame Entscheidung münden zu lassen und wenn diese Entscheidung dann auf einen visuellen Eindruck zurückgehe.

Also kürzen und zum Punkt kommen! Ich lasse das Mittagessen ausfallen und arbeite durch. Ich streiche vieles in der Vorgeschichte meiner Fahrt zum Groß Glienicker See. Zugegeben, einige Details interessieren wirklich nur Häuslesbauer in vergleichbarer Lage.

Ich erinnere mich an den 80. Geburtstag von Elsa Cauer. Ihre Schwester hatte ein Fotoalbum dabei und berichtete mir, ihrem Tischnachbarn, mit homerischer Liebe zum Detail, wie sie und ihr Mann ein kleines Haus am Waldrand – also wirklich jotwede - gebaut haben. Ich fand dies spannend, aber dies gilt wohl nicht für alle Menschen. Herrat Schenk ist schließlich für ihre Erzählung „Das Haus, das Glück und der Tod“ auch nicht berühmt geworden, obwohl ich am Erzählten lebhaften Anteil genommen und mich an eigene Erfahrungen beim Renovieren und beim Umbau unseres angeblichen Wochenendhauses am Groß Glienicker See erinnert habe.

Ich ahne schon: Kürzen allein schafft noch keine Empathie, doch ich tu's und ich schreibe den Schluss der Geschichte.

Wahrscheinlich war es – gruppensdynamisch gesehen – ein Fehler, dass ich darauf dringe, mit der überarbeiteten Fassung noch einmal gehört zu werden. Das sollte man als Autor nicht durchsetzen müssen.

Es gibt für Seminare die Regel, ich meine sie stammt von Marshall Rosenberg: „Konflikte haben Vorrang“. Doch hier bin ich nicht der Seminarleiter, sondern Student. Da wir so viele sind, konkurrieren alle um die Lesezeit. Wer dann nach einer harschen, man könnte fast sagen vernichtenden Kritik seine Verbesserungen vorlesen will, stört den Betrieb. Hinzu kommt wahrscheinlich, dass es in unserer Schreibgruppe – und Peter ist mit seiner Schlüsselfahndung hier eine Ausnahme - ein Grundbedürfnis zu geben scheint: Das Erzählen sollte zu einer Belletristik der schönen, jedenfalls nicht der verstörenden Geschichten führen. Und mir sträubt sich das Gefieder, wenn sich in den Texten ein schmuckes Adjektiv und ein Blümchen und ein Kräutlein ans andere reiht.

Doch ich tue mich schwer, in meiner Wegbeschreibung das rationale Kalkül, das Fakten

berücksichtigt, und Emotionen, die aus Erfahrungen und Erwartungen erwachsen, ansprechend zu mischen.

Bevor ich mich ans Kürzen machte, hatte ich mir als Frage und Direktive notiert: Welche Informationen braucht der Leser, um die Suche nach einem Wochenendgrundstück und die Entscheidung für eine bestimmte Immobilie zu verstehen? Mein Kalkül: Der Leser braucht einerseits sachliche Informationen und er braucht andererseits Hinweise auf die emotionale Verfassung der Entscheidungsträger und ihre charakterliche Prägung.

Aber was soll ich tun, wenn einige die Entscheidung eines Menschen für ein Haus und Grundstück von vornherein nicht interessiert oder wenn ich diesen dann mit meiner Beharrlichkeit auf den Wecker gehe? Sympathie und Antipathie spielen bei der Rezeption von Texten eine wichtige Rolle. Auch ich habe Aversionen und reagiere empfindlich. Ich höre in unserer Gruppe manche Texte mit dem Vorurteil, dass ihre Verfasser sich – eher kulinarisch orientiert - ansprechende, unterhaltende, ja schöne Texte wünschen. Doch diese Art der Belletristik kann mir gestohlen bleiben. Da bin ich stur. Und dabei weiß ich: Der Blick auf einen See ist eine ästhetische Angelegenheit par excellence. Was tun? Was soll ich schreiben?

Es folgt die revidierte Fassung:

„Don't fence me in“.

Auf dem Weg zum Leben am See

Als wir unser Reihenhaus in Lichtenrade kauften, hatten wir nicht bedacht, dass mehrere Nachbarn vor der Wahl gestanden hatten „Kind oder Haus?“ und sich für letzteres entschieden hatten. Wenn sie nun am Wochenende von ihrer erhöhten Gartenterrassen über die winzigen, hausbreiten Rasenstücke blickten, die zu ihrer Parzelle gehörten, waren ihnen alle Kinder, die auf ihren Kettcars über die Plattenwege zwischen den Häusern kutschierten, ein Graus. Und selbst die dezenten Spielgeräusche, die von den privaten Buddelkästen, an ihr Ohr drangen, störten sie.

Ruth versuchte den missbilligenden Blicken und dem Gerede der Nachbarn zu entgehen, indem sie mit unseren drei Söhnen am Wochenende kleine Ausflüge unternahm. Am liebsten fuhr sie mit ihnen zum Baden an den Wannsee gegenüber der Pfaueninsel. Das war ein weiter Weg, und ich konnte selten dabei sein.

Ruth machte eine Erbschaft, die es uns erlaubte, eine Alternative zur sozialen Kontrolle durch kinderfeindliche Nachbarn zu suchen. Wir fragten die Freunde in der Eltern-Kind-Gruppe um Rat. „Sucht Euch für das Wochenende ein Wassergrundstück mit einem Häuschen!“ Die uns solches riet sprach aus der Erfahrung einer Familie, die seit Generationen am Groß Glienicker See in Kladow über solch ein kleines Grundstück mit einem Badesteg und einem Holzhaus zum Übernachten verfügte.

Das gefiel Ruth und mir und wir befragten Makler, mussten jedoch erfahren, dass unser Wunschtraum identisch sei mit dem vieler Berliner. Doch ich stieß auf das Inserat eines Einfamilienhauses, das im Jahre 1936 in der Uferpromenade oberhalb des Groß Glienicker Sees gebaut worden war. Eigentlich kein Wassergrundstück, aber doch unterhalb der Uferpromenade ergänzt um einen 80 Meter langen, aber nur 2,50 Meter breiten Streifen Gartenland, das in einem Badesteg endete. Was mich lockte, war nicht das alte, renovierungsbedürftige Haus auf dem 1.200 Quadratmeter großen Grundstück, sondern allein der schmale Zugang zum Wasser und der Badesteg. Von einem Steg zum Angeln hatte ich geträumt, seit ich mit 14 Jahren zum ersten Mal in einem Ferienlager am Bodensee zwischen dem Schilf auf einem solchen Steg gesessen und die gestreiften Barsche und die flinken Rotfedern beobachtet hatte.

Ruth war skeptisch. Der Preis lag unter dem ortsüblichen und die Maklerin sagte mir schon am Telefon ganz offen: Sie gehe davon aus, dass das alte Haus abgerissen und unter den hohen Kiefern, Birken und Douglasien ein neues Haus gebaut würde. Neu zu bauen, hatten wir jedoch

nicht im Sinn. Dennoch verabredete ich eine Besichtigung und machte mich – allein – auf den Weg von Lichtenrade nach Kladow.

Ruth und ich waren noch nie dort gewesen. Der Blick auf den Stadtplan ließ keinen Zweifel: 40 – 45 Kilometer quer durch Berlin, also mindestens eine Stunde Fahrt.

Wenn man von der Heerstraße, der breiten Ausfallstraße, nach Kladow abbiegt, meint man Berlin bereits verlassen zu haben. Links die Rieselfelder für die säuerlichen Abwässer Berlins, gesäumt von Apfelbäumen und Holunderbüschen und rechts die Mauer der DDR, hinter der sich ein sumpfiges, walddreiches Gebiet erstreckt. Das konnte man beim Vorüberfahren nicht erkennen, aber ich hatte die Karte studiert.

Sobald ich nach 8 km Fahrt durch Feldflur und Wald Kladow erreichte, bog ich vom Ritterfelddamm in die Uferpromenade, welche etwa 2 Kilometer am Groß Glienicker See entlang führt. In Erinnerung an den Bodensee und die Ufergestaltung in Meersburg und Friedrichshafen hatte ich mir unter einer Uferpromenade zunächst einen kiesigen oder gar mit Platten belegten Weg am Rande des Sees vorgestellt. Doch das passte nicht zu der Information der Maklerin, dass die Wassergrundstücke unterhalb der Uferpromenade lagen.

Zum ersten Mal erblickte ich den Groß Glienicker See an dessen oberem Ende, an der Badestelle Pferdekoppel. Zu diesem Namen war der frei zugängliche und bei den Spandauern beliebte Badestrand gelangt, weil hier früher die Pferde des Gutshofes geweidet hatten und getränkt worden waren.

Jetzt im März waren die Erlen, die einen 30 Meter langen Sandstrand frei ließen, noch kahl. An diese Badewiese schlossen sich nun die privaten Ufergrundstücke an. Die meisten waren etwa 20 – 30 Meter breit und bis zum See hin ungefähr gleich tief. Der See war von der Uferpromenade aus nur selten einzusehen, da die privaten Grundstücke mit Bäumen und Büschen bewachsen und meist mit Mauern und durch Bretterzäune von der Uferpromenade abgeschirmt waren.

Von einer Promenade konnte man eigentlich nur sprechen, weil zwischen der schmalen Fahrstraße, die nur in doppeltem Schrittempo befahren werden durfte, und dem sie begleitenden Fußweg sich ein Parkstreifen befand, auf dem Eichen, Birken und Ahornbäume wuchsen.

Ich fuhr diese Uferpromenade fast zwei Kilometer im gebotenen Schrittempo entlang, bis ich auf die kurze Stichstraße Im Dohl stieß. Das Eckhaus war das Objekt, das zum Verkauf angeboten wurde. An der Uferpromenade war das Grundstück 25 Meter breit und es ragte 50 Meter in den Dohl hinein.

Fuhr man die Uferpromenade noch hundert Meter weiter, so kam man zur nächsten und letzten Badestelle, dem sogenannten Moorloch. Dies war erfreulicherweise eine täuschende Bezeichnung, denn hinter dem mit einzelnen Erlen bestandenen Sandstrand stieg eine locker mit Birken bewachsene Badewiese und ein sandiger Acker nach oben, bis diese Feldflur dann wieder auf Wald und Häuserzeilen stieß.

Das zum Verkauf stehende Haus blickte mit dem Giebel zum See, und die Nachmittagssonne schien in eine auffallend breite Fensterfront. Vom Balkon aus, musste man zumindest im Winter, wenn die Erlen und Eichen kahl waren, auch den See erkennen können.

Die Maklerin zeigte mir das Haus, das zwar kein Schmuckstück, aber solide gebaut und keineswegs verfallen war. Am schönsten war das 65 Quadratmeter große Zimmer hinter der Fensterfront, wie geschaffen zum Atelier eines Malers. Der Rest war weniger einladend. Das Landhaus stand nicht frei im Garten, sondern war an eine ältere Holzhütte angebaut worden.

Alles war auf den sonnigen Atelierraum und die vorgelagerte Terrasse und den Balkon mit Seeblick ausgerichtet worden. Es gab nur eine Behelfsküche und die sanitären Anlagen waren marode. Kein Wunder, dass dieses Haus am Wasser niemand als Wohnstätte kaufen und renovieren wollte.

Zum Wochenendhaus mochte es allenfalls noch taugen, aber um es dafür zu nutzen, müsste man zunächst einmal viele Wochenenden investieren, um einiges in Ordnung zu bringen. Mir fielen sofort die vernünftigen Einwände ein, welche meine Schwiegermutter, auf die Ruth doch hörte,

vorbringen würde.

Und wäre ich vernünftig gewesen, hätte ich die Besichtigung jetzt beendet. Doch ich wollte noch den langen, schmalen Uferstreifen mit dem Badesteg sehen, im Grundbuch als separate Parzelle ausgewiesen und als Gartenland bezeichnet.

Zwischen zwei größere Grundstücke geklemmt, zogen sich drei 2,5 Meter breite Streifen von der Uferpromenade zum See hinunter. Zu dem fraglichen Haus gehörte der mittlere. Die drei Streifen waren untereinander und zur Straße hin durch Maschendraht getrennt. Was im Grundbuch als Gartenland stand, war eine Wildnis aus Brennesseln, Giersch und Fliegergebüsch – im Sommer dann verschattet von Erlen und Robinien und im Uferbereich von einer gewaltigen Weide. Also ein Paradies nur für Weinbergschnecken, Kröten und Ringelnattern. Doch ich hatte mich am Neckar oft genug in der Frühe in Gummistiefeln durch solches Kraut und Unterholz zu meinen Angelplätzen durchgeschlagen. Den Badesteg und den Bootslandeplatz wollte ich sehen. Über einen 10 Meter langen Bohlenweg erreichte ich eine Bretterkonstruktion, die alle drei Zugänge zu einer einzigen, die Wasserfläche um 1,5 m überragenden Plattform vereinigte, 6,50 m breit und 2,5 m tief. Auch dieser Steg war schon einige Jahrzehnte Wind und Wetter ausgesetzt gewesen, aber er war noch hinreichend stabil. Leitern führten ins Wasser und den Angelkahn konnte man unter dem Steg hindurch an Land ziehen. Die Plattform würde schon um die Mittagszeit in der Sonne liegen und man würde hier den Sonnenuntergang abwarten können.

Dies kalkuliert man als Angler, sobald man einen Steg betritt. Im März sind in Ufernähe – auch im klaren Wasser – keine Fische zu sehen, aber ich hatte bereits erfahren, dass man in dem Restaurant Strandbaude bei einem gewissen Ludwig eine Jahresangelkarten erwerben konnte und dass der See von diesem Ludwig bewirtschaftet wurde, also mit guten Fängen zu rechnen war.

Ich atmete durch und blickte über das blinkende Wasser hinüber zu zwei kleinen, mit Erlen bestandenen Inseln. Als Spandauerin war die Maklerin gut informiert. „Diese Inseln gehören zur DDR. Der See ist in der Mitte längs geteilt. Die Bojen markieren die Grenze.“ Nun sah ich auf der anderen Seeseite auch die Mauer und die Wachtürme. Bei Nacht würde die Mauer beleuchtet sein. Nicht sehr romantisch, aber aus der Sicht des Anglers hatte diese Grenzziehung den Vorteil, dass die Hälfte des Sees unter totalem Naturschutz stand. Dies würde Vögeln und den Fledermäusen, den Reptilien und Fischen zugute kommen. Ich spürte: Das war – unter West-Berlin Umständen – meine Alternative zum scheelen Blick von der Reihenhauskaffeeterrasse über den eigenen kurz geschorenen Rasenfleck auf den Plattenweg zwischen den Hauszeilen. Sei's drum. Hier lasst uns Hütten bauen! Ja, ich werde den Steg – eben mitsamt dem ollen Haus – kaufen. Ruth zu überreden, wird nicht leicht sein. Vielleicht hilft Mehrheitsbildung. Unsere drei Söhne werden mit mir auf dem Steg stehen und sich wünschen, auf den See hinaus zu rudern. Und auch Ruth wird es locken, bis zu Bojen weit in den See hinaus zu schwimmen.

Es kommt wieder zu keiner eingehenden Textkritik. Auch die revidierte Fassung war zu lang – beanspruchte noch einmal und zu viel Gruppenzeit.

Nur ein Detail wird kritisiert, und es geht wieder um meinen Hang, sachlich, statt poetisch zu berichten. Ursula Krechel meint, dass Maßangaben in Meter und Zentimeter in keinen literarischen Text passen. Marion nennt als Gewährsmann für sachliche Beschreibung ohne solche Messzahlen die Texte von Max Frisch. Ich sehe das nicht so recht ein. In diesem Text gehe es einesteils um ein Stück Natur, andernteils aber um eine Immobilie und da würden die Preise nun mal nach Quadratmetern berechnet. Ich könne jetzt aus dem Gedächtnis nicht zitieren, aber ich würde mal behaupten: Wenn Max Frisch als Architekt sein erstes Schwimmbad – und ein solches habe er tatsächlich gebaut – beschreiben wollte, dann wäre der Sprungturm eben exakt 5 oder 10 Meter hoch und nicht soundsoviel Armlängen und Handbreiten. Ich spüre immer deutlicher – oder bilde ich mir ein, es zu spüren: Es gibt einen Widerwillen gegen meine Art, die (mir vertrauten) Stilmittel der Sachliteratur mit der Belletristik zu verbinden. Zum Erzählen gehört es sicher auch, schöne Sätze zu formulieren, aber mir ist Treffsicherheit und Genauigkeit nun mal wichtiger.

Doch ich sehe ein: Ich muss meine Geschichte noch knapper erzählen. Die Erinnerung an den die erste Fahrt zum Groß Glienicker See und die ersten Schritte auf den Bade- und Angelsteg sind zu pointieren, fordern eine lakonische Ausdrucksweise, weil es um eine Entscheidung geht und nicht darum, wie eine Großstadtseele ihre Flügel ausbreitet. Also, Klappe: die Dritte, aber die Sequenz nun halb so lang!

„Don't fence me in“

Als wir 1972 unser Reihenhaus in Lichtenrade kauften, hatten wir nicht bedacht, dass mehrere Nachbarn vor der Wahl gestanden hatten „Kind oder Haus?“. Wenn diese nun am Wochenende von ihren erhöhten Gartenterrassen über die winzigen, hausbreiten Rasenstücke blickten, waren ihnen alle Kinder, die auf Kettcars zwischen den Häusern kutschierten, ein Graus. Und selbst die dezenten Spielgeräusche, die von den privaten Buddelkästen, an ihr Ohr drangen, störten sie.

Ruth versuchte den missbilligenden Blicken und dem Gerede zu entgehen, indem sie mit unseren drei Söhnen am Wochenende kleine Ausflüge unternahm. Dann machte sie eine Erbschaft, und wir dachten an eine Alternative zur sozialen Kontrolle durch kinderfeindliche Nachbarn. „Sucht Euch für das Wochenende ein Wassergrundstück!“ Die uns solches riet sprach aus der Erfahrung einer Familie, die seit Generationen am Groß Glienicker See in Kladow über solch ein kleines Grundstück mit einem Badesteg und einem Holzhaus zum Übernachten verfügte.

Das gefiel Ruth und mir und wir befragten Makler, mussten aber erfahren, dass unser Wunschtraum identisch sei mit dem vieler Berliner. Doch ich stieß auf das Inserat eines Einfamilienhauses, das im Jahre 1936 in der Uferpromenade oberhalb des Groß Glienicker Sees gebaut worden war. Eigentlich kein Wassergrundstück, aber doch unterhalb der Uferpromenade ergänzt um einen Streifen Gartenland, das in einem Badesteg endete.

Von einem Steg zum Angeln hatte ich geträumt, seit ich mit 14 Jahren zum ersten Mal in einem Ferienlager am Bodensee zwischen dem Schilf auf einem solchen Steg gesessen und die gestreiften Barsche und die flinken Rotfedern beobachtet hatte.

Ruth war skeptisch. Der Preis lag unter dem ortsüblichen und die Maklerin erklärte: Sie gehe davon aus, dass das alte Haus abgerissen und unter den hohen Kiefern, Birken und Douglasien ein neues Haus gebaut würde. Neu zu bauen, hatten wir jedoch nicht im Sinn. Dennoch verabredete ich eine Besichtigung und machte mich – allein – auf den Weg von Lichtenrade nach Kladow, 45 Kilometer quer durch Berlin.

Zum ersten Mal erblickte ich den Groß Glienicker See an dessen oberem Ende, an der Badestelle Pferdekoppel. Zu diesem Namen war der frei zugängliche und bei den Spandauern beliebte Badestrand gelangt, weil hier früher die Pferde des Gutshofes geweidet hatten und getränkt worden waren.

Jetzt im März waren die Erlen, die einen 30 Meter langen Sandstrand frei ließen, noch kahl. An diese Badewiese schlossen sich die privaten Ufergrundstücke an.

Ich fuhr die Uferpromenade fast zwei Kilometer im gebotenen Schrittempo entlang. Das zum Verkauf stehende Haus blickte mit dem Giebel zum See, und die Nachmittagssonne schien in die breite Fensterfront. Vom Balkon aus, musste man zumindest im Winter, wenn die Erlen und Eichen kahl waren, den See erkennen können.

Die Maklerin zeigte mir das Haus, das zwar kein Schmuckstück, aber solide gebaut war. Es gab nur eine Behelfsküche und die sanitären Anlagen waren marode. Kein Wunder, dass dieses Haus am Wasser niemand als Wohnstätte kaufen und renovieren wollte.

Wäre ich vernünftig gewesen, hätte ich die Besichtigung jetzt beendet. Doch ich wollte noch den langen, schmalen Uferstreifen mit dem Badesteg sehen, im Grundbuch als separate Parzelle ausgewiesen.

Zwischen zwei größere Grundstücke geklemmt, zogen sich drei 2,5 Meter breite Streifen von der Uferpromenade zum See hinunter. Zu dem fraglichen Haus gehörte der mittlere. Was im Grundbuch

als Gartenland stand, war eine Wildnis aus Brennesseln, Giersch und Fliedergebüsch – im Sommer dann verschattet von Erlen und Robinien und im Uferbereich von einer gewaltigen Weide. Also ein Paradies nur für Weinbergschnecken, Kröten und Ringelnattern.

Über einen zehn Meter langen Bohlenweg erreichte ich eine Bretterkonstruktion, die alle drei Zugänge zu einer Plattform vereinigte. Sie würde schon um die Mittagszeit in der Sonne liegen, und man würde hier den Sonnenuntergang abwarten können.

Ich atmete durch und blickte über das blinkende Wasser hinüber zu zwei kleinen, mit Erlen bestandenen Inseln. Als Spandauerin war die Maklerin gut informiert. „Diese Inseln gehören zur DDR. Der See ist in der Mitte längs geteilt. Die Bojen markieren die Grenze.“ Nun sah ich auf der anderen Seeseite auch die Mauer und die Wachtürme. Bei Nacht würden die Mauer und die Stacheldrahtrollen beleuchtet sein. Nicht sehr romantisch, aber aus der Sicht des Anglers hatte diese Grenzziehung den Vorteil, dass die Hälfte des Sees unter totalem Naturschutz stand. Dies würde Vögeln und den Fledermäusen, den Reptilien und Fischen zugute kommen.

Ich spürte: Das ist – unter West-Berliner Umständen - meine Alternative zum scheelen Blick von der Reihenhauskaffeeterrasse über den eigenen kurz geschorenen Rasenfleck auf den Plattenweg zwischen den Hauszeilen. Sei's drum! Hier lasst uns Hütten bauen! Ja, ich werde den Steg – eben mitsamt dem ollen Haus - kaufen. Ruth zu überreden, wird nicht leicht sein. Vielleicht hilft Mehrheitsbildung. Unsere drei Söhne werden mit mir auf dem Steg stehen und sich wünschen, auf den See hinaus zu rudern. Und auch Ruth wird es locken, bis zu den Bojen weit in den See hinaus zu schwimmen.

Das Ringen um die Kurzfassung meiner Erinnerungen an die so folgenreiche Entscheidung für den Kauf des Grundstückes und Hauses am Groß Glienicker See – mit dem anschließenden Verkauf des Reihenhauses – und der Umorientierung der ganzen Familie auf das Leben am See hat mich mitgenommen. Ich kann mich jetzt nicht sofort wieder auf eine neue Übung einlassen, die viel Fantasie und emotionales Engagement fordert. Ich muss mich herunter dimmen. Bei der nächsten Übung geht es aber gerade darum, sich durch die Fotografie einer Landschaft, einer Stadt oder von Personen zum Erzählen anregen zu lassen. Wir können aus 14 Fotos und Postkarten wählen. Landschaften und Städte in Italien und Israel, Gruppenbilder mit Filmstars und Sportlern. Darunter ist auch das Foto eines – auf den ersten Blick – konventionellen Gemäldes. Es zeigt den Jesuitenpater Friedrich Spee. Ursula Krechel sagt dazu, dass sie an eine weibliche Autorin denke. Ich verstehe: Spee hat gegen den Hexenwahn gekämpft. Das geht die Frauen an. Immerhin: Männer wurden auch gefoltert und verbrannt. Keine der Frauen greift zu. So bleibt Spee mir überlassen.

Als dann die Texte vorgelesen werden, begreife ich, dass unsere Vorlagen – und so auch die Postkarte aus der Erinnerungsstätte für Friedrich Spee in Hannover - als Anregung zum Ausgestalten von Figuren gedacht waren. Wahrscheinlich sollte das Porträt Friedrich Spees zu einer Fantasie über einen Hexenprozess anspornen. Könnte ich Folter und Tod auf dem Scheiterhaufen ausmalen? Das wäre schon möglich, aber dazu bin ich ad hoc und stante pede nicht motiviert. Wenn ich wirklich von Friedrich Spee erzählen wollte, dann würde ich nicht allein auf sein Porträt blicken, sondern würde seine Schriften und Lieder und andere Informationen über sein Leben und seine Zeit studieren und mir dann überlegen, welche Situationen die erzählende Gestaltung verlangen. So war ich vorgegangen, als ich mich auf eine Erzählung über das Leben des protestantischen Märtyrers Heinrich von Zütphen vorbereitete. Diesen wollten seine Gegner auch verbrennen. Erst als das Holz zu feucht war, haben sie ihn mit einem Schmiedehammer erschlagen und ihm den Kopf und die Arme und Beine abgehackt.

Vergleichbares ließe sich gewiss auch über Hexenprozesse und den Tod im Qualm der Scheiterhaufen erzählen. Doch auswendig habe ich keine einschlägigen Informationen zu Friedrich Spee parat. Mir nur übungshalber in aller Eile irgendeine Story aus den Fingern zu saugen, finde ich anmaßend. Wenn man es genau nimmt, dann verweigere ich mich der Aufgabe.

Ich mache das, was ich bei dem Kunsthistoriker Helmut Börsch-Supan – wenn auch nur

ansatzweise – gelernt habe. Ich lasse meiner Fantasie nicht den freien Lauf, sondern beschreibe, was ich auf dem Bild erkennen kann. Mein Handicap ist: Ganz im Unterschied zum Schild des Hephaistos ist auf dem Bild wirklich nichts los, und der Abgebildete könnte ein x-beliebiger Mönch sein.

7. Übung: Was sagt mir ein bestimmtes Foto?

Friedrich Spee – ein nichtssagendes Gemälde

In den Magazinen der Museen und Schlösser sammeln sich die Porträts Unbekannter, gemalt von gleichfalls Unbekannten. Man wagt es nicht, sie zu vernichten, weil man vielleicht hofft, dass die Porträtierten sich eines Tages doch noch identifizieren oder wenigstens einem bestimmten Maler und damit einem Ort und einem Zeitraum zuordnen ließen. In den Glücksfällen findet man den Namen des Porträtierten auf dem Gemälde. Wenn er oder sie dann zu den bedeutenden Personen der Geschichte gehört und es vielleicht gar das einzige Abbild ist, dann wird man sich bemühen, in dieses Porträt viel von dem hineinzulesen, das man über diesen Menschen aus anderen Quellen weiß.

Das vorliegende Gemälde ist auf dem Rahmen mit P. (Pater) Frieder Spe beschriftet. Da es im Friedrich Spee Haus in Hannover gezeigt wird, darf man annehmen, dass die Forschung es zutreffend dem Jesuitenpater zugeordnet hat, der uns als Streiter gegen den Hexenwahn und als Liederdichter bekannt ist.

*Ich hatte bisher noch nie ein Bild von ihm gesehen und fühle mich – auf den ersten Blick - durch dieses Porträt nicht zusätzlich informiert. Dass es in der Zeit des Barock entstand, verrät zunächst allein der geschwungene Rahmen. Es muss sich um einen Geistlichen handeln. Seine dunkle Kutte weist keine besonderen Merkmale auf. Er trägt das dunkelbraune Haar mittellang. Der gestutzte Bart umrahmt das Gesicht. Graue Haare sind nicht zu sehen. Er dürfte 40 Jahre alt sein. Mit der linken Hand stützt er sich auf den Rücken eines in Schweinsleder gebundenen Buches. Dabei könnte es sich um ein eigenes Werk, also die viele Menschenleben rettende *Cautio Criminalis* handeln. Mit der Bibel würde ein Geistlicher respektvoller umgehen, sie vermutlich aufschlagen und der Maler würde gar einen bestimmten Vers kennzeichnen.*

Die rechte Hand, die keinen Ring trägt, wird auf halber Höhe zur Brust geführt. Mit ihr scheint er – ohne damit aufzutumpfen – das Geschriebene als Ausdruck seines persönlichen Denkens zu bestärken.

Aus dem ruhigen, besonnenen Blick der braunen Augen ist zu schließen, dass der Porträtierte ein bescheidener Mann ist, der sich aber seiner Sache sicher ist.

Als Kunstwerk ist das Porträt konventionell gestaltet und von minderem Rang. Ohne Namensnennung dürfte es in einem Magazin verstauben.

Unter den Fotos, die zur Beschreibung und zur erzählenden Ausgestaltung vorlagen, gab es einige, die nach einer Story verlangten. Meine Nachbarin Rosemarie reizte das Foto eines Wettschwimmers, von dem beim Kraulen nur der halbe Kopf schräg aus dem Wasser ragt. Und sie wagte sich nun daran, die Gedanken des Wettschwimmers zu erfassen. Es fehlte ihr nicht an Fantasie, aber woher will sie ohne einschlägige Erfahrung wissen, was solch ein Wettschwimmer, der über Jahre hinweg fast täglich mehrere Stunden seinen Bahnen in einem Rechteck aus Beton gezogen hat, in den wenigen Sekunden des Wettkampfes noch denkt? Ich wüsste schon gerne Bescheid. Doch wie gelangt man zu authentischen Aussagen? Was Sportler nach dem Sieg und nach Atem ringend neugierigen Reportern ins Mikrofon stammeln, ist gewöhnlich kaum druckreif. In Alan Sillitoes „Die Einsamkeit des Langstreckenläufers“ hat der Sportler während des Trainings und im Wettkampf genügend Zeit, sein Verhalten innerlich zu kommentieren. Doch wie steht es um Wettkämpfe, bei denen die Entscheidungen innerhalb von Sekunden oder Minuten fallen?

Artikulieren sich diese Sportler überhaupt wortwörtlich in einem inneren Monolog?

Morgen werden wir eine Konfliktsituation darzustellen suchen. Wer will, kann sich über den Abend und die Nacht auf diesen Text vorbereiten.

Ich schwänze die Abendveranstaltung, in der Journalisten über ihre Erfahrungen beim Radio berichten. Mir geht der heutige Konflikt in unserer Schreibgruppe nach. Doch diesen werde ich als Betroffener morgen ganz gewiss nicht thematisieren.

Ein anderer Konflikt, der mich ein ganzes Semester umgetrieben hat, war im Winter 1988/89 die Besetzung und zeitweise Abriegelung des Otto-Suhr-Instituts, meines Arbeitsplatzes. Ich habe Tagebuch geschrieben, einen offenen Brief an die Studenten verfasst, der in Tageszeitungen veröffentlicht wurde, und ich habe aus dieser Zeit wichtige weitere Texte – eigene und fremde – dokumentiert. Doch eine solche Konfliktbeschreibung lässt sich in unserer Gruppe nicht präsentieren. Das ist keine Kurzgeschichte, sondern ein ganzes Buch. Das Manuskript liegt in der Schublade. Der Inhalt ist für das Institut und für beinahe alle Kontrahenten so blamabel, dass sich eine Publikation wahrscheinlich immer noch verbietet.

Doch dieser Konflikt im eigenen Institut wie die meisten Konflikte lassen sich nur verstehen, wenn man neben dem Verlauf auch noch die Vorgeschichte und das Nachspiel in Worte fasst. Ich denke an die vielen Fallstudien, die in meinen Kursen über die Funktion von Bürgerinitiativen im politischen System der Bundesrepublik geschrieben wurden. Die meisten entsprachen dem Typus „underdog contra topdog“. Greift man nur eine Szene heraus, hängt diese in der Luft.

So ver falle ich auf den Gedanken, keinen Konflikt mit Hintergrund, sondern einen eher vordergründigen sportlichen Wettkampf zu schildern. Ich kann auf meine Erinnerungen an die ersten Semester meines Studiums in Tübingen zurückgreifen. Einiges habe ich auf dem Laptop gespeichert.

In der öffentlichen Lesung zum Abschluss der Literarischen Sommerakademie des vergangenen Jahres hatte ich aus den noch unfertigen Erinnerungen eine Passage gelesen. Es ging um die Auseinandersetzung mit einem Tübinger Polizisten, der mich nächtlings Mores lehren wollte. Ich hatte gekuscht und dies hatte mich gewurmt. Damals entschloss ich mich, am studentischen Boxtraining teilzunehmen. Da ließe sich eine Szene auswählen.

Schrobenhausen.

Freitag, 6. August 2010

Das Erfolgsrezept amerikanischer Autoren:

Konflikt! Konflikt! Konflikt!

Bei der Konfliktbeschreibung gönnt uns Ursula Krechel größtmögliche Freiheit. Sogar über Nacht durften wir den Text bereits ausarbeiten. Und sie erinnert daran, dass der Erfolg vieler amerikanischer Erzähler darauf basiere, dass sie Konflikte in den Vordergrund stellen. Wir sollen jetzt nicht durch die Lande schweifen, sondern Kontrahenten aufeinander prallen lassen.

Ich habe tatsächlich über Nacht gearbeitet und kann es mir - während die anderen noch eine Stunde schreiben – leisten, mit Ursula Krechel den Probetext zu besprechen, mit dem ich mich für den Kurs beworben habe. Sie zeigt mir in „Das Geschenk Xanthippens“ die Stellen, über die sie bei der Lektüre gestolpert ist. Sie schätzt die Naturdarstellungen, rügt jedoch, dass zu viel zitiert wird. Das ist meines Erachtens Geschmacksache. Es geht mir ja nicht um Bildungshuberei, sondern um ironische Unter- und Zwischentöne beim Umgang mit den direkten und indirekten Zitaten.

Alle dürfen ihre Texte vorlesen. Mein Nachbar Peter steuert ein Szenario bei, das ich mit Vergnügen in ein Handbuch zum Training der gewaltfreien Konfliktaustragung aufgenommen hätte.

Der Hund in mir (Teil 2)

Ich bin ratlos, meine Gedanken kreisen um Nachschlüssel und Schließanlagen. Mein Blick streift einen Typen, der ein paar Meter seitlich hinter mir steht.

Er trägt helle Sportschuhe mit überlanger Zunge, die sich in einem kunstvollen Bogen aus dem Schuh schält. Seine blaue Hose hat seitliche weiße Streifen und fällt zufällig so, dass die Zunge gut sichtbar bleibt. Auf leichten O-Beinen zappelt er im Stand – und zeigt mit gekrümmtem Zeigefinger auf mich.

„Hey Chef“, sagt er und tänzelt auf mich zu. „Schlüssel kostet hundert Euro.“

Ich verstehe nicht sofort und frage: „Wie bitte?“

Er grinst und kaut mit offenem Mund auf seinem Kaugummi herum - viel zu schnell, wie eine Nähmaschine arbeiten seine Kiefer. Er antwortet nicht, zeigt seine Faust, bei der die Spitze eines Schlüssels zwischen Mittel- und Ringfinger herausragt.

Ich gehe zwei schnelle Schritte auf ihn zu, einer fehlte noch, dann könnten wir uns greifen. Seine linke Hand macht eine dämpfende Bewegung, die rechte bleibt zur Faust geballt.

„Cool bleiben, Mann. Schlüssel ist da, kostet aber Finderlohn.“ Er hält die linke Hand auf und streckt sie mir entgegen.

„Aber keine hundert Euro,“ sage ich, mein Magen kribbelt, meine Oberschenkel fühlen sich fremd an.

„Nein, Mann. Jetzt zweihundert Euro.“ Er klingt gespielt ärgerlich und hält immer noch die Hand auf. „Cool bleiben Mann.“

„Zeigen Sie mal den Schlüssel, ob es meiner ist.“ Mehr fällt mir nicht ein.

„Schauen kostet auch.“ Er überlegt einen Moment, fährt fort: „Für dich heute gratis.“

Er tritt einen Schritt zurück, öffnet die Faust und hält im nächsten Moment den Schlüssel fast greifbar in meine Richtung. Ein silberfarbener Sicherheitsschlüssel, die Schrift kann ich nicht lesen, er könnte es sein oder auch nicht. Warum habe ich ihn nur vom Bund abgezogen?

Mit zwei schnellen Schritten wäre ich bei ihm, könnte den Arm mit dem Schlüssel packen, vielleicht umdrehen, ihn vielleicht zu Boden werfen, ihm ordentlich eins auf die Schnauze hauen – nein, nie könnte ich ihm ins Gesicht schlagen. Du Drecksack, denke ich in seine Richtung. Und zu mir selbst: Cool bleiben, Mann.

„Keine Ahnung, ob es mein Schlüssel ist. Zwanzig Euro Finderlohn würde ich zahlen.“

„Hey, Mann, das Leben ist teuer. Hundert Euro.“

Er sieht den Schlüssel unschlüssig an. Jetzt denke ich, es ist nicht sein eigener, wer hat schon einen nackten Sicherheitsschlüssel in der Tasche?

Jetzt hoffe ich erstmals inständig, es möge meiner sein.

„Vierzig Euro“, sage ich.

Er macht eine abwehrende Handbewegung. Mein Magenkribbeln ist verschwunden, jetzt trete ich unruhig auf den Stelle, sehe ihm in die Augen.

Ich greife blind nach meinem Geldbeutel, schiele nur kurz ins Scheinefach, ziehe zwei Zwanziger heraus und lege sie wie selbstverständlich auf den Boden, ohne den Blick zu unterbrechen. Die Lösegeldübergabe kann beginnen.

Er grinst, beugt sich nach unten, holt aus wie ein Bowling-Spieler und schleudert den Schlüssel über zehn Meter zu den Einkaufswagen. Ich sehe ihn gleiten, wie in Zeitlupe. Er taucht zwischen die Räder ein. Ich renne los - wie ein Hund, dessen Herr ein Stöckchen geworfen hat.

Ich erkenne meinen Schlüssel, presse ihn in meine Faust, bis sie schmerzt.

Als ich mich umdrehe, blicke ich in einen sauberen, leeren Gang.

Ich frage Peter. „Hast du das wirklich erlebt oder hast du es erfunden?“ Es ist eine Erfindung. Gut so! Mein Eindruck: Die Erzählzeit der Geschichte entspricht exakt dem Zeitraum, in dem sich der Konflikt abspielt. Das ist geradezu vorzüglich!

Und ich habe wieder das Problem, dass ich meine, ausholen zu müssen, und schon wittere ich wieder Ungeduld am anderen Ende des Ovals. Sicher wünschen sich da wieder einige, dass ich nullkommanix, jedenfalls demnächst zum Punkt komme. Andere scheinen dem Bericht gespannt zu folgen.

8. Übung: Beschreibung eines Konfliktes bzw. Wettkampfes

Das inwendige Protokoll eines Kampfes

Auch im zweiten Semester wagte ich es selten, mich an einem Seminargespräch zu beteiligen. Auf dem Umweg über den Universitätssport hoffte ich mehr Selbstsicherheit zu gewinnen und meine Angst vor Obrigkeiten zu überwinden. Ich entschied mich für das härteste der Angebote im Rahmen des Uni-Sports: das Boxen.

Ich geriet nicht unter die Rabauken, sondern unter – sagen wir mal – kernige Sportkameraden. Betreut wurden wir von Ihlein, einem Amateurboxer, der es im Halbschwergewicht zu einem Meistertitel gebracht hatte, einem lieben Menschen und Familienvater, dem man bis auf sein demoliertes Nasenbein den Kampfgeist nicht ansah. Wir wurden nicht zum Draufhauen erzogen, sondern wirklich trainiert. Ich lernte Beinarbeit, also die richtige Stellung bei der Konfrontation mit einem Angreifer. Ein Boxer setzt nicht abwechselnd einen Fuß vor den anderen, sondern er gleitet über den Boden. Beim Rechtshänder bleibt der linke Fuß immer vorne. So hat man beim Schlagen wie beim Abfangen von Schlägen einen festen Stand. Das Nächstwichtige ist, dass man die Schläge kommen sieht und mit den Handschuhen abfängt; und das Drittwichtigste, dass man drei Runden durchhält und Luft in den Lungen hat. Also Dauerlauf und Seilhüpfen. Im Übrigen dann schon auch linke und rechte Gerade auf den Sandsack und so man es schafft, mal einen linken oder rechten Haken; doch um Himmels willen keine Schwinger, wie man sie aus den Keilereien mit John Wayne aus diversen Western kennt. Den Schwingern kann man ausweichen, und wenn ein Unerfahrener es mit ihnen versuchen sollte, lassen sie sich mit Geraden oder kurzen Haken beantworten.

Ich ließ mich auf das Training ein. Waldlauf machte ich ohnehin, nun aber mit Mundschutz, um mich beim Keuchen an das Gummizeug, das die Zähne vom Absplittern schützt, zu gewöhnen. Ich boxte meist mit schwereren Kommilitonen, was mich zwang, besonders vorsichtig zu sein und dem Nahkampf auszuweichen. Ich war ziemlich schnell, behielt die Übersicht und kam gut über die Runden.

Ihlein meinte, ich könne schon mal einen richtigen Boxkampf, der gewertet würde, mitmachen. Mir war dies unheimlich, denn ich hatte erst knapp drei Monate trainiert. Ihlein beruhigte mich: Der Kampf im Ring gehöre nun mal dazu. Drei Runden à zwei Minuten mit den dick gepolsterten Handschuhen der Amateurboxer à 10 Unzen seien durchzuhalten. Ich sollte nur den Nahkampf vermeiden und falls ein Gegner diesen unbedingt suchen sollte, eben klammern, bis der Schiedsrichter uns trennen würde. Für mein geringes Gewicht sei ich ungewöhnlich groß und so könne ich meine Reichweite nutzen. Das leuchtete mir ein, und so war ich bereit, mich für einen Hochschulwettkampf zwischen der Universität Tübingen und der TH Karlsruhe nominieren zu lassen – im Halbweltergewicht. Das ist gerade mal eine Klasse höher als Leichtgewicht. Ich habe damals um die 60 Kilo gewogen, hatte kein Fett auf den Rippen, verfügte aber auch über keine überschießende Energie, der ich unbedingt mit Draufhauen hätte Luft verschaffen müssen.

Als am Ende des Semesters der Ring in der Mitte der Turnhalle aufgebaut wurde und ich wusste, dass ich noch am selben Abend durch die Seile klettern müsste, nahm ich's als Bewährungsprobe. Ich wollte mich beobachten und unmittelbar nach dem Kampf das Geschehen in einer Eigenreportage festhalten. Dabei ist unmittelbar im Anschluss an den Wettkampf folgender Text entstanden.

„Ring frei! Runde eins!“

Ich lehne in meiner Ecke, die Unterarme leicht auf das straff gespannte Seil gestützt, im Rücken das weiche Polster, das die eisernen Ringe der Seilbespannung bedeckt. Ich versuche Ihlein, meinen Sekundanten, anzulächeln. Es gelingt. Beruhigend klingt mir seine Stimme von hinten im Ohr:

„Lass die Linke laufen! Stoß sie ganz durch! So wirst Du den Kampf durchstehen.“

Während ich mechanisch mit dem Kopf nicke, liest der Ringrichter in der Mitte des Gevierts etwas von einem Blatt. Mein Gegner hat den Bademantel abgelegt und ist schon fast in der Mitte des Rings. Ich eile aus meiner Ecke; der schützende Hintergrund des Sekundanten entschwindet. Der Ringrichter wiederholt schnell eine Reihe von Regeln, die wir eigentlich kennen. Ja, Nierenschläge sind nicht erlaubt, aber ich weiß im Moment gar nicht wo die Nieren sind. Aber die treffe ich sowieso nicht. Und dann noch ein bisschen Moralpredigt: „Boxen Sie fair und sauber! Ein technisch guter Kampf ist mehr wert als ein k.o.-Sieg.“ Mein Gegner und ich schütteln uns die Hände, das heißt, wir berühren uns bei den Handschuhen. Er sehr herzlich, ich freundlich, doch etwas zurückhaltender.

Noch einmal zurück in die Ecke. Auch in der gegenüber liegenden Ecke steht einer. Gerade hat er mir noch freundlich die Handschuhe geschüttelt. War's echt? Oder macht er das immer so. 91 Kämpfe hat er schon hinter sich und mir steht mein erster bevor.

„Ring frei! Runde eins!“ Gong! Mein Mundschutz! Ich hab' ihn vergessen. Zu spät. Raus!

Wir gleiten umeinander herum. Ich bin nun ganz ruhig und konzentriert. Immer noch gleitet er weg. Linken Geraden weicht er aus. Dauernd weicht er aus. Meine Schläge gehen ins Leere oder prallen auf seine Handschuhe. Blitzschnell kontert er, aber ich bin auch weg. Doch immer wieder kommt einer seiner Schläge durch. Er sammelt Punkte.

Sobald er beidhändig angreift, versuche ich zu decken, so gut, es eben geht, stoße die Linke heraus und halte ihn auf Distanz. Harte Schläge bekomme ich nicht ab. Immer wieder meide ich den Nahkampf und stoße die Linke vor, auch mal die Rechte. Gelegentlich greife ich sogar an, wenn er seine Linke etwas zu weit zurück nimmt, immer bemüht, mir nur ja keine Blöße zu geben. Schon der erste Schlagwechsel hatte mir deutlich gezeigt: Gegen seine überlegene Technik konnte ich mich nur in schnellen Vorstößen und noch schnelleren Rückzügen einigermaßen verwahren. Ich schlage eigentlich nur linke und rechte Gerade. All die linken Haken und rechten Uppercuts, die ich wochenlang am Sandsack übte, die Aufwärtshaken, um derentwillen ich mir die Finger zerschlagen hatte, auch was ich im Sparring an Finten lernte, kann ich nicht anbringen. Der Untergang im Nahkampf wäre die sichere Folge. So gleiten wir umeinander herum, ab und zu ein schneller Schlagwechsel, doch jedes Mal kann ich mich lösen. Gong!

Zurück in die Ecke. Einer, der nach mir kämpfen wird, wischt mir mit dem Schwamm über Stirn und Wangen. Ihlein massiert mir mit ruhigen, kreisenden Bewegungen die Bauchmuskulatur. Seltsam, wie dies beruhigt und lockert. Ja, ich habe noch Luft und bin auch noch frisch. Anscheinend habe ich taktisch richtig geboxt. Ich soll ihn nur weiter mit der Linken auf Distanz halten und bei wilden Angriffen mich zu lösen suchen. Gong!

Diesmal greift er an. Gleich eine linke Gerade an den Kopf. Vorsicht! Zurück! Dasselbe Spiel wie in der vorigen Runde. Abtasten mit der Linken, dann seine schnellen Vorstöße. Doch auch durch den Mundschutz bekomme ich noch genügend Luft, bin noch flink auf den Beinen und schnell weg, wenn es eng wird. In der neutralen Ecke stellt er mich nun doch, schlägt mit voller Wucht eine rechte Gerade nach meiner Stirn. Abgewehrt. Verflixt – Luft! Seine Linke saß auf den kurzen Rippen. Mein eisernes Training rettet mich. Die Luft kommt wieder. Den Rest der Schlagserie fange ich ab und entwische den Seilen entlang in Richtung gegnerische Ecke. Noch einmal versucht er, mich in die Ecke zu drängen, aber ich habe mich nun schon etwas besser darauf eingestellt und kann sogar kraftvoll zurückschlagen. Ab jetzt wird er vorsichtig und punktet nur noch, stößt leichte linke, nein es waren rechte Gerade in Richtung Magen, und ich greife sogar ein paar Mal an, um nicht eine allzu klägliche Figur abzugeben. Aber da habe ich den Salat: Er kontert und greift nun seinerseits an. Ich bekomme eine aufgebrummt und ein Gemisch von Rotz und Speichel gerät in meinen Hals. Runtergeschuckt und weggetaucht. Gong!

Der kam wie gerufen. Das Zeug war mir zur Hälfte im Hals stecken geblieben. In meiner Ecke werde ich wieder abgewischt und kann den Mund spülen. Den halbwegs verschluckten Schleim bekomme ich nicht allen raus. Ist auch egal. Hauptsache, er würgt mich nicht mehr. „Mach so

weiter! In der letzten Runde wird er jetzt allerdings aufdrehen. “

Gong! Letzte Runde! Hoffentlich komme ich heil und ganz darüber weg. In den Kämpfen davor gab es böse k.o.-Niederlagen. Eine Ärztin ist wenigstens da. Was der Ringrichter anfangs sagte, waren wohl doch nicht nur routinemäßige Ermahnungen. Ob sich mein Gegner daran halten wird? Falls er konsequent den Nahkampf sucht, komme ich wohl nicht immer weg. Nach dem bisherigen Kampfverlauf ist ihm der Punktsieg sicher. Beim forschen Nahkampf riskiert er, in meine rechte Gerade hineinzulaufen.

Anscheinend machte sich mein Gegner vor der letzten Runde ähnliche Gedanken. Als wir uns wieder gegenüberstehen, deckt er sorgfältig ab, stößt nur manchmal kurz vor und lässt im Übrigen mich angreifen. Sein schnelles Zurückweichen bewahrt ihn zwar vor meinen Geraden, aber seine manchmal recht wilden Sprünge kosten ihn mehr Luft als mich mein langsames Gleiten auf der inneren Linie in der Ringmitte. Wenn er nur nicht immer wieder Gegenangriffe startete! Mit seiner Rechten schlägt er unheimlich wuchtig nach vorn. Ich sehe diese Art von Schlägen zwar kommen, aber es kostet mich alle Kraft sie abzuwehren und da landet er auch schon - aus einer Doublette heraus - einen linken Haken an meinem Kinn. Eine Spur härter und er hätte mich umgehauen. Lösen! Lösen! Ich zucke zurück. Er schaut mich prüfend an. Wenn es mir auch gar nicht danach ist: Jetzt bloß keine Wirkung zeigen! Angreifen! Nicht wild und wütend, sondern konzentriert. Ich treibe ihn zum Seil zurück. Von draußen anfeuernde Rufe. Ich schlage eine Serie von linken und rechten Geraden. Als sein Gegenangriff kommt, geht er ins Leere. – Gong! Endlich!

Sofort kommt das Ergebnis. „Sieger nach Punkten: Bürkle, TH Karlsruhe“. Wir umarmen uns. Diesmal auch ich herzlich.

Eine Bildhauerin und Malerin, die sich im Alter auf die Belletristik verlegt hat und die am anderen Ende des Ovals sitzt, folgt dem gestrigen Vorbild Marions. Sie empört sich. Sie habe nun wirklich genug von meinen Texten. Hier ginge es um schöne Literatur und meine langatmigen Berichte böten in jeder Hinsicht das Gegenteil. So sagt sie es wahrscheinlich nicht wortwörtlich, doch so verstehe ich es. Andere äußern sich nicht. Ursula Krechel geht nur indirekt darauf ein. Sie habe in meinem Text den Gegner vermisst. Dieser erscheine nicht. Man hätte den Eindruck, auf Kampfmaschinen zu blicken.

Diese Beobachtung beeindruckt mich. Ich hatte mich nämlich bei der Redaktion der ursprünglichen Notizen selbst gewundert, dass dieser Bürkle aus Karlsruhe erst ganz zum Schluss genannt wird und sein Name aus dem Mund des Ringrichters kommt, ich mich aber mit der Person des Karlsruher Kommilitonen in meiner Darstellung nicht befasse. Es hat den Anschein: Beim Boxkampf wird der andere nicht als Mensch wahrgenommen. Er wird reduziert auf eine Folge von Schlagformationen und man ist selbst wirklich so eine Art Kampfmaschine, die sich kommandiert.

Aber vielleicht ist gerade dies etwas Bemerkenswertes am Text. Damit steht er im Widerspruch zu den Boxerfilmen und so manchen Storys über Boxkämpfe. Der Text offenbart, dass im Ring nicht die uns vertraute Form der Kommunikation zwischen zwei Menschen stattfindet. In dem Moment, in dem der Gong ertönt, wird der Mensch auf eine Rolle reduziert, nämlich die des Faustkämpfers. Da gibt es Parallelen zum soldatischen Handeln. Man kann allerdings zum Trost hinzufügen, dass es dem Geist dieses sportlichen Wettbewerbs nicht widersprochen hätte, wenn die Tübinger und die Karlsruher Boxer anschließend noch bei einem Bier zusammen gesessen und miteinander über den Kampf zwischen dem erfahrenen Kämpfer und dem Greenhorn herzlich gelacht hätten. Doch solches Allotria gehört möglicherweise nicht ins Protokoll eines Kampfes.

Am Abend stellt die Gruppe „Biographisches Schreiben“ ihre Szenen aus dem Leben Franz Lenbachs vor. Edda Ziegler hat sieben Frauen zwischen 50 und 70 zu einer hörenswerten Leistung motiviert und geleitet. Ein gleichmäßig hohes Niveau. Ich bin gerührt und wische mir so unauffällig wie möglich an der Nase über die Augenwinkel, wenn mal wieder eines der Geschwister Franz Lenbachs oder seine Mutter stirbt. Lenbach erlebt einen fabelhaften sozialen Aufstieg und er

verkräftet diesen. Insofern eine Erfolgsgeschichte.

Eine Überraschung ist für mich, dass das Bild des Hirtenknaben, das meine Eltern im Schlafzimmer als Kopie in Originalgröße überm Bett hängen hatten, 1860 von Lenbach gemalt worden war. Ich hatte Lenbach bisher in erster Linie mit Porträts von Bismarck in Verbindung gebracht.

Schrobenhausen.

Samstag, 7. August 2010

Kurz und bündig

Am Vormittag eine Stadtführung durch Max Direktor, den Archivar der Stadt Schrobenhausen. Komme ich wieder einmal hierher, will ich ihn am Arbeitsplatz besuchen und mir seine Schätze zeigen lassen.

Max belebt die alten Häuser, die Stadtmauer und den einst kahlen Wall, der heute von Kastanien und Linden bewachsen ist. Wir stehen auch vor dem Waisenhaus, in dem der Schriftsteller Hubert Fichte aufgewachsen ist und das er mit dem Roman „Das Waisenhaus“ in die deutsche Literaturgeschichte eingebracht hat.

Ich habe gehofft, dass es beim letzten Oval unserer Schreibgruppe, in der die Reihenfolge der am Abend zu lesenden Texte und deren Umfang abgesprochen wird, noch zu einer Aussprache über den Kursverlauf kommen würde. Doch zu mehr als dem von mir vorbereiteten Herumreichen einer Adressenliste reicht es nicht. Peter übernimmt es, diese per E-Mail zu versenden. Ich wünsche mir, auf diese Weise wenigstens einen Text von jedem Teilnehmer zu erhalten.

Heute Abend präsentieren sich vier Schreibgruppen, die Journalisten, die Verfasser von Kurzgeschichten, die im Erzählen Fortgeschrittenen und die Romanciers. Nach einer Woche habe ich nicht einmal alle Namen aus unserer Gruppe präsent. Bei Edda Ziegler war es anders. Wir haben uns während des ganzen Jahres immer wieder mal geschrieben und uns beim Wiedersehen umarmt. Beim Frühstück habe ich meist mit den Biographinnen Lenbachs und mit Markus, der jetzt an einem Roman im Schulmilieu arbeitet und zu Norbert Niemann gewechselt war, zusammen gegessen.

Aus unserer Gruppe wollen heute Abend nicht alle im Pflughof lesen. Auch das restliche Dutzend muss seine Beiträge kürzen. Ich amputiere den Rundgang um den Karpfenteich, streiche exakt die Hälfte und dabei auch die Figur der fischkundigen Enkelin Hannah. Das ist wirklich schade, weil sie doch den „Fischverstand“ hat, den die Angler bei jungen Frauen nicht vermuten. Doch wenn es die Gruppendisziplin fordert, kann ich auch „brutalstmöglich“ kürzen. Ich lese exakt zwei Minuten, leiste mir aber die Vorbemerkung:

*Die Musiker wissen: Kein Fortschritt ohne tägliche Etüden.
Und so stöhnen auch die Dichter bei der Schreibübung
„Beobachtungen auf einem häufig begangenen Weg“.*

“See you later”.

Petri Jünger in London

Die Attraktion des großen Teichs im Burgess Parks sind die schweren Schuppenkarpfen, die im Morgensonnenschein aufsteigen und mit ihren Rückflossen die Wasseroberfläche berühren. Ich versuche sie Lucas, meinem zweijährigen Enkel, zu zeigen. Er blickt auf das Wasser; aber zwischen den Fischen seiner ersten Bilderbücher und diesen bläulich schimmernden Unterseebooten mit den hellen Mäulern und den kurzen Barteln kann er wohl keine Ähnlichkeit feststellen.

Auf diese Karpfen, deren größte zehn Kilogramm wiegen dürften, haben es die Londoner Angler aus dem Stadtteil Camberwell abgesehen. Sie sammeln sich meist am Wochenende auf dem betonierten Rand des Teiches oder auf einer eingezäunten, hölzernen Plattform und schützen sich vor Wind und Regen unter übergroßen Zeltschirmen. Sie können darunter in Schlafsäcken

übernachten und sie tun dies von Freitag auf Samstag und von Samstag auf Sonntag auch regelmäßig. Ich zähle rings um den Teich ein gutes Dutzend dieser, wie man so vollmundig sagt, Petri Jünger.

Meist stehen drei Zelte in Sprechentfernung. Die Angler können in der Mitte zusammenhocken, während die Bissanzeiger an den ausgelegten Ruten – und jeder hat deren drei - dafür sorgen, dass ihnen kein Anbiss entgeht. Diese Gespräche unter Männern sind es wohl, welche die Angler an den Wochenenden immer wieder in den Burgess Park locken. Sicher auch die Hoffnung, einen kapitalen Burschen zu drillen. Doch dass ein Karpfen angebissen hätte, habe ich nur einmal beobachtet. Fingerkuppengroße Kügelchen haben sie auf einen Haken gesteckt, der mit Ausnahme der Hakenspitze sichtbar bleibt und der auch keinen Widerhaken aufweisen dürfte.

Ich nehme an, dass an einem Tag nicht mehr als zwei oder drei Angler einen Karpfen fangen. Dies scheint als Anreiz zu genügen.

Ich weiß aus eigener Erfahrung, dass Angler es nicht mögen, von Spaziergängern angesprochen zu werden – nicht mal von jungen Frauen. Denen trauen sie einfach keinen Fischverstand zu. Auch ich riskiere ich hier kein „Petri Heil!“, das mich an deutschen Gewässern als Angler ausweist und zünftig mit „Petri Dank!“ beantwortet werden muss. Doch in England habe ich so etwas noch nicht gehört und ich weiß auch nicht, ob es einen vergleichbaren Gruß gibt.

Die hiesigen Angler sind aber auch Mitglieder von Anglervereinen und müssen ihren Ausweis vorweisen können. Das Besondere am Burgess-Teich ist jedoch, dass hier nur angeln darf, wer einen extra großen Käscher mit sich führt und eine zu befeuchtende Schaumgummimatte für die Ablage des Fangs parat hat. Zu den Regularien des Karpfenfangs gehört, dass die gefangenen Karpfen nur in der Schaumgummihängematte gewogen und mit dem stolzen Angler fotografiert werden dürfen, dann aber ohne Verletzung der Schleimschicht wieder ins Wasser zurück befördert werden. Catch and release! Da fehlt nur noch, dass die Angler die einzelnen Fische markieren und sie wie Täuflinge mit Namen versehen. „See you later - alligator!“

Anhang:

1. Das Geschenk Xanthippens (Probetext bei der Bewerbung für den Kurs „Erzählen für Fortgeschrittene“) [siehe oben: Schluss des einleitenden Vortrags „Was heißt schon kreative Schreiben?“]
2. Drei Reisen zu meinem Sohn (inklusive der Fortsetzung, die im ICC zwischen Berlin und Ingolstadt bearbeitet wurde)

Drei Reisen zu meinem Sohn

*Ein Zukunftsgedanke des Heranwachsenden war es,
später mit seinem Kind zu leben.
Dazu gehörte die Vorstellung ...
von Nähe und Weite in glücklicher Einheit.*

*Peter Handke
Kindergeschichte*

Notizen, kein Roman

Als die Koffer gepackt sind und - dank Ruth - auch sonst alles bereit ist, stecke ich noch „Die Klavierspielerin“ von Elfriede Jelinek in die Tasche. Easyjet verlangt das Einchecken eine Stunde vor dem Abflug, und Ruth will auf Nummer Sicher gehen. Da werde ich Zeit haben zum Lesen. Ob dieser Roman die passende Lektüre ist auf dem Flug zur Hochzeit meines Sohnes? Ich bin nun schon mal mitten drin im Text. Ganz schön grauslich, diese Geschichte von der Klavierspielerin. Da blickst du in die Abgründe der menschlichen Seele, siehst, wie Erziehung und Gesellschaft die Menschen kaputt machen. Doch als Vater bist du nun mal ein Hans-guck-in-die-Luft. Das ist sogar Pflicht. Und Ruth lässt Zweifel auch nicht zu. Ja, es kann, es wird – jedenfalls im Wesentlichen - gut gehen! Vormachen will ich mir aber nichts! Ich kann ja aufschreiben, wie es gekommen ist. Nota bene! Kein Roman!

Die erste Reise:

Nach Chicago 1998

*By day the skyscraper looms in the smoke and sun
and has a soul.*

Carl Sandburg

UND WAS IST EIN MASTER OF DESIGN?

Ruth packt den großen Schalenkoffer, den blaugrauen. Mit roter Schleife am Griff, damit wir ihn in Chicago sogleich erkennen, wenn er auf dem Band hochkommt. Ruth ist so praktisch! Da bist du morgen also ein Globetrotter. Doch das Wort passt nicht mehr zu den Düsenjets. Bei Globetrotter denkst du an den Sonntagsspaziergang von Spitzweg und an den Superdetektiv Nick Knatterton, Martins Lieblingslektüre in der Oberschulzeit. Du siehst dich im weiten karierten, halblangem Mantel und ebenso kariierter Schildmütze und du trägst einen handgenähten Rindlederkofter mit Aufklebern. Sphinx und Freiheitsstatue! Demnächst zu ergänzen um die Skyline von Chicago. Markant: Hancock und Sears Tower. Die Fotos dieser Wolkenkratzer hängen seit vier Jahren an der Wand von Ruths Arbeitszimmer. Dazu steht sie: Mam was here. Sie denkt modern. Kein Spitzweg. Mit Christian, unserem zweiten Sohn, hat sie im Sommer 1994 Martin, unseren Ältesten, am Illinois Institute of Technology besucht, wo dieser seinen Traum verfolgte, einen Wolkenkratzer zu konstruieren.

Während Ruth packt, hocke ich vor dem Computer, einem Fossil mit veraltetem Programm – Word 5 mit auswendig zu lernenden Tastenkombinationen - und räume auf. Gedankliches. Im Rücken spüre ich vom gegenüber liegenden Schlafzimmer den Vorwurf: noch unausgesprochen, aber ständig über mir schwebend, bei jeder Unterhose und jedem Hemd, die Ruth säuberlich, gleichmäßig in die blaue Schalenkoffer-Unterseite legt, diesen bereits seit geraumer Zeit sich wieder in ihr zusammenballenden Vorwurf: "Du hast wieder alles mir überlassen." Dieser Satz wird fallen, früher oder später, dieser dich niederschmetternde, wieder mal so ganz und gar richtige, dich hinrichtende Du-Satz.

Was brauchst du eigentlich - sagen wir mal für dich - tatsächlich, wenn du deinen Sohn besuchst? Er ist so weit weg von dir. Was braucht ein Vater, wo der Sohn so fern ist der Zeit, da er morgens zu dir ins Bett kam und du ihn neben dir spüren konntest, während er beruhigt weiter schlief? Was brauchst du außer weißen Hemden und zwei Anzügen? Einer würde doch auch reichen, zumal für eine Woche. Doch Ruth weiß es besser: Für alle Fälle den dunkelblauen für ganz feierlich und den hellen, beige für Legere - und Sportheimen, wenn es heiß werden sollte. Okay, sie hat schon Recht, wieder Recht. Eigentlich hat sie immer Recht. Ich sage auch gar nichts. Sonst kommt's: "Du hast wieder mal..." Ich bin ja erleichtert, dass sie das für mich erledigt. Ich gönne ihr diese Macht über mein Leben, trotz des sich einkochenden, braun eingekrusteten Vorwurfs, trotz des unausweichlichen, aber wieder einmal zu verkraftenden Knüppelhiebs. Sie weiß das auch, und darum trifft er jedes Mal eine winzige Spur härter, dieser Hieb auf meinen immer fetter werdenden Rücken. Ich weiß, ich müsste abnehmen. So wie ich bin, mag sie mich immer weniger.

Mein Sudelbuch für Chicago ist handlich und eignet sich für die Außentasche am Oberschenkel meiner Lieblingshosenart aus dem Trampeladen. Schwarzer, flexibler Plastikeinband. Solide Bindung. Plus Kugelschreiber für die aufgenähte Tasche am Oberhemd. Mit Ersatzstift. Ruth mahnt: Kuliflecken! Mein Notizbuch ist ein altes, nur anfangs mit ganz wenigen Eintragungen versehenes Tagebuch aus dem Jahre 1969. Tag für Tag noch leere Seiten - wie Grabsteine ohne Inschriften.

Es ist Mitternacht. Ruth hat nun alles vorbereitet, den großen blauen Koffer zugemacht und verriegelt. Geheimzahl 365. So viele Tage hat ein Jahr. War mein Vorschlag. Kein Du-Satz mehr. Sie war auch müde. Ich tue ihr Unrecht, sie will mir nicht wehtun. Sie liebt auch indirekt. Mit Kofferpacken unter

anderem. Sie weiß, er ist um vier Uhr aufgestanden, die beiden Seminare und die Sprechstunde - der Dienstag ist der anstrengendste Tag der Woche. Doch das ist meine Schuld. Ich hätte es auch anders einteilen können. Das weiß ich alles. Selber schuld, wenn du kaputt bist, so kaputt, dass du dich nicht mehr auf die Reise zu deinem Sohn freuen kannst. Ich verlasse mich nur noch darauf, dass sich morgen - im Flugzeugsitz, wenn ich so vor mich hindöse - ganz sachte auch die Freude auf das Wiedersehen einstellen wird. Das helle Licht über den Wolken wird helfen! Doch jetzt - bevor ich noch für ein paar Stunden ins Bett sinke - ist mir elend zumute. Achttausend Kilometer bis Chicago. So weit weg ist mein Kind! So weit entfernt! Design Management. Ein Businessmen-Studium. Ich habe Angst: Er könnte mir fremd geworden sein. Die Kinderzeit lässt sich nicht beschwören. Und Ruth weiß mal wieder: "Damals, als Martin klein war" - und das waren genau die Jahre meiner Habilitation - "hast Du Dir nicht genügend Zeit für Deinen Sohn genommen." Sie sagt tatsächlich "deinen Sohn". Es klingt wie ein bezugsverleugnendes Fürwort. Sie hätte doch auch „unseren“ Sohn sagen können.

Ich sitze auf der Anklagebank und kann kein Alibi vorweisen. Das Tagebuch von 1969 im flexiblen Einband gibt nichts her. In den ganz wenigen Notizen aus dem Januar und Februar kommt der vier Monate alte Martin nicht vor, nur eine Juso-Tagung in Bielefeld, ein Vortrag über gewaltfreien Widerstand in der Volkshochschule Mainz; dazu geklebt ein Zeitungsausschnitt "Gästetagebuch" über meinen Auftritt in Husum. Aber war Martin mir darum nicht wichtig? Ich spüre ihn doch noch. Nur, ich habe nichts aufgeschrieben. So ist es! Schade. Lost memories.

Flughafen Tempelhof. Ich zeige der Stewardess die Platzkarte und decke mich ein mit Zeitungen. Tagesspiegel. Süddeutsche. Neue Züricher. Ein Schwall von Nachrichten. Atombombenversuche in Indien. Fünf Mal Hiroshima und Nagasaki unterirdisch. Und die Erde erzittert, sackt ein. Triumphierende Politiker der Hindu-Nationalisten. Gandhi würde Trauer tragen, wahrscheinlich fasten. Wozu die ganzen Mahatma-Denkmäler all over India? In schwarze Tücher hüllen! Mahnwachen? Von den Gandhisten nichts zu hören!

Und hierzulande? Gleich drei Nachrufe auf den Stuttgarter Dichter Hermann Lenz. 85-jährig in München gestorben. Soll ich Peter Handkes "Einladung, Hermann Lenz zu lesen" nachträglich folgen? Der Hang dieses Stuttgarters zum kaiserlichen Wien wundert mich. Wie kommt er dazu? Doch seine autobiographischen Schriften könnten mich interessieren, auch seine Wanderungen im Bayrischen Wald.

Ich zeige Ruth den Nachruf auf meinen Landsmann in der Süddeutschen. Sie will lieber mit mir reden: „Ich verstehe nicht, warum du so lange gezögert hast, zu Martins Examensfeier mitzukommen. Andere Väter wären stolz, dass ihr Sohn in zwei Jahren den Master of Design geschafft hat.“

„Ich komme doch gerne mit und das nicht bloß, weil ich Chicago angucken möchte. Ich weiß, was Martin anpackt, macht er sehr gut. Doch wie oft noch? Jetzt hat er eine neue Freundin, eine Amerikanerin. Das ist zwar erst die dritte und dafür dass die erste magersüchtig war, konnte er nichts. Wir haben es doch auch nicht gemerkt. Doch Martin ist jetzt 30, da muss er sich allmählich entscheiden. Ich habe sein Zweitstudium unterstützt, aber ich denke immer noch: Mit der Architektur war er auf dem richtigen Weg. Er wollte immer einen Wolkenkratzer planen. Um dies zu lernen, ist er nach Chicago gegangen. Mit Stipendium. Alles prima. Zurück in Stuttgart hat er seinen Himmelsstift entworfen: schlank, stabil und mit natürlichem Licht in allen Räumen. Keinen Klotz, bei dem die Spitze nie schwanken könnte. Er hat das Problem der Belichtung und der

Stabilität gelöst und von Seidlein hat ihm die bestmögliche Note gegeben. Seine Arbeit wird als Muster eines Stahlskelettbaus veröffentlicht. Und was geschieht? Martin reizt etwas Neues. Er will auch noch Design studieren. Nun gut, schon zu Beginn des Architekturstudiums hat er auch Möbel entworfen. Doch musste das jetzt sein?“

„Er wollte eben noch etwas Besonderes lernen und das Illinois Institute of Design geht doch ganz neue Wege. Dort werden nicht mehr einzelne Produkte entworfen. Da wird nach den Bedürfnissen der Menschen gefragt. Da werden ganze Produktlinien vorgezeichnet. Das wird das Image von Weltfirmen geprägt.“

„Ja, ja, das Image von Ölmultis oder von Moterola – mit Sicherheitscheck für alle Mitarbeiter wegen der Verbindungen zum Pentagon.“

„Du malst schwarz, ein Designer muss sich nicht verkaufen. Da gibt es sicher auch Felder, auf denen Martin sich mit gutem Gewissen engagieren kann.“

„Das hoffe ich auch – letztendlich. Aber warum hat denn Andrea nicht mitgemacht? Als er in Chicago Architektur studierte, ist sie aus Stuttgart gekommen und hat in einem Architekturbüro gejobbt, gewissermaßen unter Niveau. Die beiden sind zusammen bis nach Kalifornien gefahren. Mit ihrem alten Caravan haben sie einige Abenteuer bestanden, und Andrea war ein großartiger Coach während Martins Examen. Doch sie wollte nach dem Studium mit dem Berufsleben beginnen und eine Familie gründen. Und sie hat es ja auch geschafft, hat in Berlin beim Umbau des Reichstags eine attraktive Aufgabe gefunden und wird demnächst heiraten – einen anderen Architekten.“

„Theo, nun begreife es doch endlich: Martin will sich nicht auf eine Schiene setzen lassen. Er will möglichst viel ausprobieren.“

„Okay, okay, man muss sich aber auch mal entscheiden und sich sagen: Das ist es und jetzt geht's los.“

Nach solchen Gesprächen – und dies war nicht das erste dieser Art – habe ich ein schlechtes Gewissen. Ruth hat mehr Vertrauen zu ihrem Kind. Sie meint, ich sei immer skeptisch und neige zur Bevormundung. Habe ich Martin darum weniger lieb?

Ruth ist müde und nickt ein. Mich hat das Gespräch aufgeregt und ich versuche mich durch Lektüre zu beruhigen. Ich habe den „Butt“ von Günter Grass eingepackt, fange aber nicht vorne an, sondern lese das Kapitel „Der Vatertag“, empfohlen von Marcel Reich-Ranicki. Das sei gewissermaßen die Perle unter den Meeresfrüchten. Doch mir missfällt der Schluss. Im Grunewald gibt es rottenweise Wildschweine. Das schon. Und Hallimasch für ein Mittagessen findest du dort auch. Doch von Motorrad-Fans platt gefahrene nackte Lesben? Das kann sich nur einer ausdenken oder als Kritiker goutieren, der kein Motorrad hat. Und die Hell Angels? Die fahren mit ihrem polierten Spielzeug doch nicht durch Unterholz und Schlamm. Und gibt es diese Höllenbengel in Berlin? Die ich kenne, treffen sich jedes Jahr zu einem Gottesdienst für die auf Deutschlands Straßen verunglückten Kameraden. Da traue ich mir ein Urteil zu. Schließlich habe ich einen Motorradführerschein, wenn auch vor Zeiten für das NSU-Quick 90 Kubikzentimeter erworben. Das Quick sollte ich noch haben. Wäre ein respektabler Oldtimer! Ich habe Studentinnen, die bringen den Motorradhelm mit in die Sprechstunde. Dann fachsimpeln wir ein bisschen.

Das Kapitel mit dem "Vatertag" war nicht so ganz nach meinem Geschmack. Anfangs schon, doch

nicht der Schluss. Dann lieber "Briefe an junge Dichter", herausgegeben von Helmut Göbel und anderen, Göttingen 1998. Meine Auswahl: Peter Weiss wendet sich an Hermann Hesse, ein Johann Voß an Erich Fried. Die ganz Großen geben aufrichtig praktische Ratschläge. Sehr anständig von ihnen!

Auf dem Bildschirm ist nebenbei die Flugroute zu verfolgen. Das habe ich auf den Flügen nach Indien vermisst. Flughöhe zehntausend Kilometer. Geschwindigkeit etwa 850 Kilometer in der Stunde.

Gleißender Sonnenschein bei der Ankunft in Chicago. Auf dem Breitengrad Roms. Neue Flughalle im flachen Bogen aus weißen Stahlträgern und Glas. Im Winter eisige Winde und meterhoher Schnee, doch jetzt hochsommerliche Temperaturen. Kurze Ärmel, kurze Hosen. Winterspeck wird allenthalben hemmungslos zur Schau gebeult.

Martin sieht gut aus und ist auch guter Dinge. Er umarmt mich. Der Junge ist fast einen Kopf größer als ich und dann diese breiten Schultern. Martin ist mit einem neuen japanischen Auto gekommen. Es gehört Hazel, die mit ihm und einem deutschen Designer die Wohnung teilt. Martin wohnt im dritten Stock eines schmalen Hauses - unweit des Stadtzentrums von Chicago. (In einer Viertelstunde kann er zum Institute of Design radeln, das separat vom Campus des Illinois Institute of Technology im Stadtzentrum platziert ist - dank der Spende eines Konzerns.) Den Ausschlag für das Mieten gerade dieser lichten, modernisierten Wohnung gab der Umstand, dass Martin von der Dachterrasse einen herrlichen Blick auf die Skyline von Chicago hat.

Diese Mietshäuser bilden in Chicago keine geschlossenen Karrees wie in Berlin. Jedes Haus wird vom Nachbarhaus durch einen 1,50 m breiten Gang getrennt. Ist das nicht eine Platz- und Geldverschwendung? Nur in der obersten Etage hat man einen Zugewinn an Licht. Doch das ist wohl amerikanisch: Du kannst Dein Haus verändern oder abreißen, ohne den Nachbarn zu fragen. Und wahrscheinlich gibt es auch kein städtisches Bauamt, das sich einmischen könnte.

Die Wohnung besteht aus drei kleinen Schlafräumen, einer geräumigen Küche, dem Arbeitsraum der beiden Designer - ausgefüllt mit Wandschrank und zwei riesigen, aufgebockten Schreibplatten - und ohne Zwischenwand daran angeschlossen der Kaminraum mit Couchtisch und Sitzgelegenheiten und (bescheidenem) Medien-Set. Dieser Raum wird vor allem von der Rechtsanwaltsgehilfin Hazel genutzt. Ihre Eltern oder auch bereits deren Vorfahren kamen von den Philippinen. Ich schätze sie auf 27 Jahre; eine schlanke, hübsche Frau mit einem strahlenden, freundlichen Lächeln. Sie liest gerne und hat sich in Antiquariaten eine ansehnliche Bibliothek von Klassikern aus aller Welt zusammengesucht. Armin, der andere deutsche Mitbewohner, ist zurzeit verreist, so dass Martin uns sein eigenes Zimmer ganz zur Verfügung stellen kann. Unsere dunkelblau bezogene Lagerstatt ist ausreichend groß, wenn auch ein wenig hart, denn die Matratze (ohne Schaumgummi oder Sprungfedern) liegt direkt auf dem Dielenboden.

Wir sind jedoch hinreichend müde und finden Schlaf, bevor wir zum Abendessen aufbrechen. Das Institute of Design hat die neuen Absolventen (mitsamt einer Begleitperson) eingeladen. Ruth und ich werden freundlich und auch ganz selbstverständlich aufgenommen. Wir sind die einzigen aus Übersee. Die anderen Eltern werden erst übermorgen zur öffentlichen Präsentation der Masterarbeiten und zur Verleihung des Mastergrades anreisen.

Das Institute of Design hat die neuen Absolventen (mitsamt einer Begleitperson) zu einer Art

Cocktail-Party in ein Lokal eingeladen. Ruth und ich werden freundlich und auch ganz selbstverständlich aufgenommen. Wir sind die einzigen aus Übersee. Die anderen Eltern werden erst übermorgen zur öffentlichen Präsentation der Masterarbeiten und zur Verleihung des Mastergrades anreisen.

Das "Wishbone" ist ein großes Ecklokal am Rande der Innenstadt, weder vornehm, noch ordinär. Eine originelle Note erhält es durch zwei Eigenarten. Deren eine: rosaschweinchen Wandbilder, welche mythologische und biblische Szenen mit Hunden, Schafen und Schweinen in Comic-Manier bevölkern. Hund und Schaf als Adam und Eva mit dem Apfel. Ohne Zweifel eine Geschmacksverirrung, aber man muss ja nicht hinstarren. Blickt man weg und zur Decke, dann ist eine zweite Eigenart nicht weniger auffällig als die rosaroten Prospekte: über den riesigen Ventilatoren und den Neonröhren liegen die aluverkleideten Versorgungsleitungen offen da.

Wir hören viele Komplimente, nicht nur zu Martins Leistungen; er sei ein guter Kamerad. Am meisten freut mich ein Gespräch mit Matthew Aaron M. und seiner Braut Allison Jane C. Sie haben Martin für den 24. Mai in den Metropolitan Club im Sears Tower zu ihrer Hochzeit eingeladen. Martin hat mit Mat im vergangenen Sommer bei Motorola gejobbt. Die Großeltern Mats sind vor Hitler aus Deutschland geflohen. Mat spricht nur noch ein paar Brocken deutsch. Seiner Wurzeln erinnert er sich durch das Fahren eines "Beetle", also eines VW-Käfers, dessen neue Version (mit dem Motor und dem Fahrgestell des "Golf") in Amerika außerordentlich beliebt ist.

Martin muss heute seine letzte Seminararbeit layouten. Könnte man das auch auf Deutsch sagen? Gestalten? Klingt wie Jugendstil und nicht nach Mouseklick.

Ruth und ich werden uns selbständig machen. Ruth kennt sich in Chicago ausreichend aus. Nur das Einführen der Chip-Karten in U-Bahn und Bus lassen wir uns noch von Martin zeigen, bevor wir am U-Bahnhof Chicago in Richtung Innenstadt losfahren und an der Station Monroe aussteigen. Unser Ziel ist heute das Chicago Museum of Art. Das ist so meine Methode, mich in fremden Städten einzugemeinden, und Ruth zieht da gerne mit.

Beim Aussteigen aus der U-Bahn kann ich Ruths Prognose meiner Empfindungen nur bestätigen. Die Wolkenkratzer wirken auf den Menschen, der unter ihnen steht, gar nicht so übermächtig und erdrückend, wie du meinen könntest. Du gewöhnst sich daran rasch und du wirst durch den bloßen Umstand, dass du hier deiner Arbeit nachgehst, noch nicht zum Massenmenschen. Es ist ohnehin eine Frage, ob menschliche Beziehungen von Gebäudeformen "überschattet" werden oder ob unser Befinden von ganz anderen Umständen abhängt und beeinflusst wird. Dabei haben wir doch alle Alexander Mitscherlichs Klage über die „Unwirtlichkeit unserer Städte“, diese Philippika gegen die Hochhäuser gelesen, und ich habe den Essay des Psychologen dann noch belletristisch unterfüttert mit dem Roman von Ingeborg Drewitz „Das Hochhaus“. Und doch bin ich jetzt gar nicht entsetzt, vielmehr beeindruckt. Diese Hochhäuser sind ein Ausdruck von Willensstärke und Gestaltungskraft. Doch eins fällt mir auf: Du siehst hier keine Kinder. Auf die ersten Kleinkindern (in Begleitung ihrer Mütter versteht sich) sind wir erst im Garten des Museums und am Strand des Lake Michigan getroffen. Ansonsten ist das Hochhausviertel eine kinderlose, ja mehr noch: eine kinderarme Gegend. Erst Schüler über 14 Jahre kann man dann in Gruppen (ganz selten alleine) antreffen.

Das Museum of Art unterscheidet sich nicht wesentlich von den besten europäischen Museen. Beer and Beef ermöglichten es den Millionären, die Kultur ihrer Herkunftsländer nach Chicago zu importieren. Die heilige Maria der Schlachthöfe - von el Greco versteht sich. Das Museum ist

klassizistisch im Stil. Du könntest denken, du seiest in Berlin auf Tour: Museumsinsel plus Nationalgalerie und Kupferstichkabinett. Fabelhaft! Und doch erlebst du keine ganz großen Überraschungen. Die berühmtesten Bilder kennst du von Reproduktionen, von Postkarten mit lieben Grüßen lieber Freunde und du darfst dich nun freuen, dem Original gegenüberzustehen.

Es gab und es gibt in Chicago viel Geld, das immer wieder großzügig für Kunst ausgegeben wird - allerdings mehr für die allseits anerkannte als für das schwer Taxierbare. Diese Grundhaltung ist besonders auffallend bei der deutschen Kunst der Gegenwart. Fast derselbe Set wie bei dem Bonner Museum gegenüber dem Bundestag: Baselitz, Beuys, Anselm Kiefer und Gerhard Richter. Informel fehlt. Rein gar nichts aus der Kunst der DDR.

Besonders beliebt waren bei den Millionären - und das gilt für die Eremitage in Petersburg genau so wie für das hiesige Museum - die Impressionisten. Großartig der Sonntag-Nachmittag von Signac, aber daneben auch Allzumolliges von Renoir - wie Schweinchendick bei "Wishbone". Auch Picasso und Max Ernst sind häufig vertreten. Von Max Beckmann habe ich gehofft mehr zu sehen.

Wir bleiben bis zum Schließen des Museums um 16.30 Uhr. Danach noch in einer Buchhandlung, weil ich für Hazel einen deutschen Klassiker suche. Zur Wahl stehen Übersetzungen von Kleist: Die Marquis von O., Thomas Mann: Felix Krull und Joseph Roth: Radetzkymarsch. Ich entscheide mich für letzteres, eine dunkelblau gebundene Ausgabe von Everyman's Library mit einer längeren Einleitung. Letztere dürfte hilfreich sein für eine Amerikanerin philippinischer Herkunft. Aber lässt sich das Lebensgefühl am Ende der österreichischen Monarchie denn ins Amerikanische übertragen? Wie dies der Schwabe Hermann Lenz wohl angestellt hat?

Als wir zurückkommen, sitzt Martin noch am Computer. Die letzte Seminararbeit ist noch nicht fertig. Ein Perfektionist! Das hat er von der Mutter.

Ruth schlägt vor: Sightseeing-Fahrt auf dem Chicago River und dem Lake Michigan zu den Hochhäusern: Kopf-in-Nacken-Perspektive und Skyline. Diagonale Verstrebungen am John Hancock Tower bei einer Fassade, die sich in exponentieller Kurve nach oben schwingt. Im Führer steht dazu "impression of maximum stability". Fußweg zu den beiden schwarzen Apartment-Häusern Ludwig Mies van der Rohes. Die rechte Hüfte schmerzt. Ich hinke entsetzlich auf dem harten Trottoir - genannt Magnificent Mile.

Die Bootsfahrt nutzen wir wie alle Touristen zum Fotografieren. Von der Gischt eingefeuchtet, vom warmen Wind rasch wieder getrocknet. Ich interessiere mich wieder mehr für die Menschen, nehme die Skyline nur als Hintergrund. Doch wenn man über die Menschen nichts weiß, gelingen auch selten gute Aufnahmen. Wie viel doch bei jeder Gelegenheit gemampft wird - mit überquellenden Folgen! Auffallend viele überfressene Kinder.

Nach der Seefahrt noch eine längere, für mich - im Hüftbereich und in den Knien - trotz Spazierstock dann immer schmerzhaftere Tour unter Wolkenkratzern, doch mit mich gewissermaßen erhebenden Eindrücken.

Ruth führt mich unentwegt, fotografiert in einem Kaufhaus die Tiffany-Decke. Vor dem Rathaus und direkt unter Picassos Eisenskulptur eines Stierkopfes die Kundgebung der Islamic Association for Palestine in America. Monotone Aufwiegelungsrhetorik, die nur in den vorderen Reihen gestisch aufgenommen wird, die sich aber die Mütter in ihren weißen Kopftüchern im Hintergrund nur

ergeben und ohne sichtbare Bewegung anhören. Auf dem Flugblatt wird die Empörung begründet mit Zitaten aus dem Munde von Zionisten. Doch jene stammen aus dem Jahre 1965 und 1967. Argumentatives und Analytisches zur aktuellen Situation und zu den Entwicklungsperspektiven ist nicht zu vernehmen. Eigentlich langweilig. Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch die schrille, hochtourige, doch leer laufende Form der Rhetorik. Es ärgert sich auch niemand über die ohnmächtigen Aufwiegler. Kein Jude käme auf die Idee, hier zu einer Gegendemonstration anzutreten.

Wir besuchen das State of Illinois Center, 1985 von Helmut Jahn und Partnern erbaut. Äußerlich ein Dreifachwhopper mit Aluüberzug. Im Inneren eine Riesenhalle bis zur Decke und mehrere Aufzügen mit Innenpanorama-Blick. Großartig, aber nicht sonderlich überzeugend. Jedenfalls wird enorm viel Energie verbraucht, um diesen Hohlraum zu klimatisieren. Man muss an heißen Tagen immer einen Pullover mit sich herumschleppen, damit man sich nicht unversehens erkältet.

Martin macht bis 19.30 Uhr seine letzte Arbeit fürs Examen fertig. Da im Institut die Druckmaschine nicht so gut wie erwartet funktioniert, wird es 22.30 Uhr, bis er zurückkehrt. Ich las inzwischen in seiner Magister-Arbeit "Possible Opportunities of Remote Exchange between Physicians". Während Ruth Nudeln mit Tomatensoße kocht, setze ich mich noch ein halbe Stunde vor den Fernseher. In den Straßen waren uns bereits Extra-Zeitungen mit dem Bild Frank Sinatras aufgefallen. Wie ich angenommen hatte: Dieser ungemein populäre Sänger ist heute im Alter von 82 Jahren gestorben. Und nun bringen alle Sender sein Lebenslied "I did it my way". Er wusste genau, was ankommt. Besang auch Großstädte. New York, New York.

Man liebt hierzulande Stars und Legenden. Möglichst ungetrübt. Doch es geht auch anders. Liz Taylor ringt mit dem Krebs. Auch sie auf dem Titelblatt einer Illustrierten: Verquollenes Gesicht, doch teure Ohrklips. Wahrscheinlich Kortison plus Bestrahlung. Diese Frau respektiere ich mehr als einen Sinatra, der mir in "Verdammt in alle Ewigkeit" noch am besten gefallen hat. Die kranke Frau Taylor, die mehrfach operiert wurde und auch Kindern - trotz allem Tralala - eine Mutter war, hatte und hat es schwerer als andere Stars. Ein leidenschaftlicher, ein warmherziger Mensch, der sich wahrscheinlich dann auch manchmal ganz unsinnig und unerträglich verhält. Ich denke an ihre Rolle in "Die Katze auf dem heißen Blechdach" von Tennessee Williams und an ihr exzessives Spiel mit Richard Burton in "Wer hat Angst vor Virginia Wolfe?" Aber wie soll ein Star in Amerika zur Ruhe und zu einer persönlichen Identität finden?

Wieder ein heißer Tag. Doch dank der großen Seen weht ein frischer Wind. Martin muss heute seine Examensarbeit ausstellen. Er schultert das Material im Wachstuchbeutel, nimmt das Fahrrad. Um die Mittagszeit erwarten wir ihn zurück.

Ich mustere das Literaturangebot auf Hazels Kaminsims und greife zur Erstausgabe des 21-Millionen-Bestsellers von Erich Segal "Love Story". Erschienen 1972. Umgangssprache, wie sie wohl an amerikanischen Universitäten üblich ist. Segal kommt von Harvard, lehrt an Yale. Ping-Pong-Dialoge. Gewiss simples Vokabular, aber der Autor, der Lateinisch und Griechisch lehrt, ist sich dessen bewusst. Weil die Sätze so knapp sind und keine Sentimentalität aufkommen lassen, vermeidet Segal, dass die einfache, schnurgerade erzählte Geschichte vom Krebstod der Geliebten zum Kitsch gerät. Doch wenn man ein zweites Mal hinschaut, erschrickt man, wie klischeehaft sich das Personal seiner Geschichte verhält.

So spritzig die Dialoge auch sind, so bescheiden bleibt doch das Ausdrucksvermögen der

Beteiligten. Das wird auch als Kunstmittel eingesetzt, wenn sich das Paar darüber austauscht, was das Okay im Urteil des Schwiegervaters über den künftigen Schwiegersohn zu bedeuten hat. Doch während die Geschichte sich so abspult, merkst du im Rückblick: Diese Menschen vermögen sich erschreckend wenig zu sagen, obwohl sie sich eigentlich einiges zu sagen hätten. Das Verhältnis zwischen Oliver Barnett III zu Oliver Barnett IV ist im Blick auf den sprachlichen Ausdruck und das wechselseitige Einfühlungsvermögen von einer nicht mehr zu unterbietenden Armut. Ich fürchte, dass sich Segal dessen nicht ausreichend bewusst ist und sich einbildet, man könne ein Vater-Sohn-Verhältnis so charakterisieren.

Um 14.15 Uhr klopft Kathleen, Martins Freundin, an die Wohnungstür. Wir hatten sie erwartet, sind nun aber doch überrascht. Die Haustür hat sperrangelweit aufgestanden. Ich öffne die Tür. Im braunen, kurzen Kleid steht sie vor mir. Sie ist etwa so groß wie Ruth und hat kastanienbraunes Haar. Aber das hatte uns Martin bereits erzählt. Wir stellen uns vor, natürlich mit unseren Vornamen. Schlank, streng, selbstbewusst. Und wirklich gut aussehend. As a matter of fact. Ohne Starallüren. Das ist mein erster Eindruck von Kathleen. Dann entschwinden Martin und Kathleen erst noch einmal, um eine Flasche Sekt und Orangensaft zu kaufen. Kathleen ist Hazels Freundin. So hat Martin sie kennen gelernt. Unkompliziert wie vieles in Amerika. Als die beiden zurück sind, stoßen wir an auf Martins glücklich bestandenes Examen.

Am Nachmittag dann die Ausstellung aller Arbeiten der neuen Master-Designer im Fakultätsgebäude - ganz im Zentrum unweit des Chicago River. Gedränge, Anstoßen mit Sektgläsern, glückliche Eltern und strahlende Masters. So hatte ich mir das vorgestellt. Überrascht bin ich von der egalitären Präsentation aller Arbeiten auf Plakaten im Format DIN A 3. Hinzu kommen noch die Modelle. Martin hat ein Flachbildhandy für den Informationsaustausch unter den Ärzten entworfen. Auch sonst mehrere Arbeiten aus dem Bereich Schule und Krankenhaus.

Sehr sympathisch ist mir und da bin ich ganz preußischer Beamter, dass Martin sein Können für den öffentlichen Dienst nutzte und nicht für fragwürdige industrielle Entwicklungen. In Schulen und Krankenhäusern ist die Bereitschaft, Fragen zu beantworten und Beobachtungen zuzulassen, größer als in der privaten Wirtschaft oder bei der Polizei, die im Prinzip das Konsultationshandy und die mobile Bildkommunikation der Ärzte auch bei der Verfolgung von Straftätern und der Übermittlung von Suchbildern nutzen könnte.

Mir gefällt an Martins Arbeit die rigorose Art, in welcher die Auskünfte der Ärzte sortiert werden. Das Ziel ist die Koordination der Informationen über die Behandlung ein und desselben Patienten unter einer größeren Zahl von behandelnden Ärzten. Martin hat die Ergebnisse der Interviews einfach und klar zusammengefasst. Das fällt meinen Politologie-Studenten gewöhnlich sehr schwer. Sie wissen manchmal nicht, was sie mit den sorgfältig abgeschriebenen und autorisierten Interviews letzten Endes anfangen sollen.

Die stilistische Eigenart aller Präsentationen der Master-Designer ist das "positive Denken", das die Vision einer rosigen Zukunft gerne verbindet mit dramatischen Warnungen vor den Folgen einer Missachtung des vorliegenden Angebots. Diese "amerikanische" Art der Argumentation hatte ich zuerst bei dem Zukunfts- und Strategieforscher Herman Kahn beobachtet, dem Erfinder des Skalierens von Atomschlägen.

Zum Abendessen mit Kathleen führt uns Martin in ein spanisches Lokal. Die Gäste unterhalten sich sehr temperamentvoll. Man redet laut und, damit der andere einen auch gewiss versteht, immer schriller, so dass letztlich alle beinahe schreien. Ich denke sehnsüchtig zurück an eine Pizzeria, an der wir auf dem Weg vorbei gekommen sind. Wir hätten dort im Autolärm, also relativ ruhig im

Freien gesessen. Doch Ruth ist so richtig glücklich mit ihrem Sohn, und dieser strahlt. Da freue ich mich dann eben mit ihnen und nehme es mit der Unterhaltung nicht so genau. Ich rede ohnehin zu viel.

Am späten Abend sitzen wir noch auf der Dachterrasse über Martins Wohnung, trinken Kaffee und blicken auf die Rückseite der Skyline. Lichtpunktierte dunkle Säulen. Hier oben Stille. Martin und Kathleen gehen noch zur Examensparty eines Kommilitonen. Ruth und ich dürfen schlafen. Ich hätte gerne mit Ruth noch über meinen - sehr positiven - Eindruck von Kathleen gesprochen. Doch sie verbietet das Spekulieren. "Die beiden kennen sich erst kurz. Da darf man nichts sagen." Stimmt schon, aber in solchen Situationen meinen die Schwaben: "Ma sagt ja nix, ma redet ja bloß." Ich werde es Martin aber noch sagen: Mir hat Kathleen gefallen. Zugegeben, ich bin begeisterungsfähig. Ich mag ihr Lachen und ihre knappe, kritische Art, die Dinge zu kommentieren. Sie ist jedenfalls nicht auf dieses oberflächliche positive Denken programmiert. Das würde auch nicht zu ihrer Ausbildung als Kriminologin passen.

Gegen 10 Uhr – Ruth und ich haben bereits gefrühstückt - kommt Martin zurück. In Chicago muss man fast eine Stunde fahren, bis man auch nur die Peripherie dieser 8-Millionen-Stadt erreicht. Alles ist topfeben und total zersiedelt. Zur Zeit der Irokesen war hier sicher alles bewaldet. Davon ist nichts mehr zu sehen. Nur Straßen, viele verlassene Fabriken und Unmengen von Einfamilienhäusern.

58 Meilen westlich Chicago hat Ludwig Mies van der Rohe von 1945 bis 1950 für die Ärztin Dr. Edith Farnsworth am Ufer des Fox River, dessen Auen heute unter Naturschutz stehen, ein Wochenendhaus gebaut. Weiß gestrichener Stahl, Glas und italienischer Travertin, importiert aus den Sabinerbergen bei Rom. Martin hatte es vor vier Jahren auf einer Exkursion mit Myron Goldschmith, dem damals bereits 75jährigen Assistenten von Mies - und inzwischen ist dieser auch gestorben -, kennen gelernt. Martin war von diesem architektonischen Geniestreich außergewöhnlich angetan. Darum wollte er uns dieses einmalige Wochenendhaus zeigen.

Hazel leiht uns wieder ihr schönes Auto japanischer Bauart. Sie muss das ganze Wochenende im Büro arbeiten. Die junge Frau akzeptiert dies ohne Klage, was mich anmutet wie eine typisch amerikanische Form der disziplinierten Melancholie. Man arbeitet im Büro, als ob es auf der Welt nichts zu versäumen gäbe, und die Jugend endlos währte. Nur drei Wochen Urlaub im Jahr sind vorgesehen. Hazel arbeitet auf Vorrat, um dann einmal etwas länger hinaus zu kommen aus Chicago. Ihre Eltern leben in Philadelphia - acht Stunden Fahrt mit dem neuen Auto, das ihr der Vater, ein Arzt, geschenkt hat.

Wir fahren über die Highways ins Hinterland von Chicago. Inselförmig mit Autobahnanschluss immer wieder neue Siedlungen von Einfamilienhäusern. Alles flach. Wo das System sie braucht, siedeln sie. Nicht einmal die hillside gibt es hier, die sich noch in das Liedchen "little boxes on the hillside" als romantische Zugabe eingeschlichen hat. Und dann - wirklich unversehens - dieses Traumhaus auf der Waldlichtung am Flussufer. Man erreicht es nur über einen Fußweg durch Wiesen und unter Bäumen und über einen beschatteten Bach, der in den Fox River mündet.

Mies van der Rohes Grundeinheit bei der Planung der Glasbox war das Format der rechteckigen Travertin-Platten. Dieses Material hat der private Freizeittempel gemein mit dem Petersdom in Rom, von dem ihn aber der ausschließliche Gebrauch des rechten Winkels auf das markanteste unterscheidet.

Martin weiß - wohl von Myron Goldsmith -, dass die Erbauerin am liebsten auch den Baumeister selbst für sich gewonnen hätte, aber so romantisch ging es dann im Bauverfahren gar nicht zu. Es gab schließlich - und so banal ist das Leben - sogar Streit um den Preis des Hauses, und dieses wurde dann zur Strafe auch nicht mehr mit den Möbeln des Architekten ausgestattet. Erst nachträglich hat dies Lord Palumbo, ein schwerreicher, englischer Kunsthändler, besorgt. Er hat das Wochenendhaus 1972 von den Erben der ersten Besitzerin, die nur noch selten an den Fox River gekommen war, erworben. Er gibt dieses repräsentative Schmuckstück nun zeitweise für Besichtigungen frei. Nur gelegentlich nutzen Palumbo oder seine Familie das Haus, wovon Fotos auf dem Schreibtisch und ein gerahmter Brief der englischen Premierministerin Margaret Thatcher (im Kachelbad!) Zeugnis ablegen. Big Sister is watching your Schniedelwutz!

Das Haus hat aber auch seine Mucken. Die diagonale Lüftung hat nicht funktioniert. Eine aufwendige Klimaanlage muss im Sommer für erträgliche Temperaturen im Glaskasten sorgen. Und im Winter ist das Ganze sowieso eine Eisgruft. Auch im Sommer sind Mückenschwärme ein Problem. Wir sind nun in der schönsten Jahreszeit hierher gekommen. Und wer am Flussufer baut, muss sich auf alles gefasst machen. Dreimal wurde das Haus bereits überschwemmt. Das ließ sich reparieren - mit einem finanziellen Aufwand, der fast einem Neubau gleichkam. Doch ein Makel ist auch, dass man durch die Bäume die nahe gelegene, viel befahrene Straße hört. Doch der Gebrauchswert von Traumhäusern der Architekten und ihren Freunden ist wohl immer gering gewesen. Ein Trost für minder Bemittelte: Die menschenfreundlichen Erinnerungen hängen eher an selbstgefertigten und eigengepflegten Lauben und Datschen denn an solchen Denkmälern, die sich Stararchitekten und reiche Leute setzen.

Doch gerade darum: Lord Palumbo sei Dank! Er erhält dieses Kunstwerk nun seit einem Vierteljahrhundert und hat es noch stilgemäß mit einem Rundgang versehen, der in hügeligem Gelände auf Wiesen und unter Bäumen bedeutende Plastiken zeigt. Henry Moores "Mutter mit Kind" blickt in Bronze zum Kaffeetisch unter Ahornbäumen.

Eine solche Herausforderung, eine Großplastik in einen Landschaftsgarten einzufügen, wünsche ich unserem Christian. Er hat mir gesagt: „Nach der Meisterschülerprüfung brauche ich noch fünf Jahre, um mich auf dem Kunstmarkt durchzusetzen.“ Das klang realistisch. Doch die fünf Jahre sind bald um und noch fehlen größere Aufträge. Der eher konservative britische Kunsthändler Palumbo hat sich auch hier mit den Plastiken bereits berühmter Leute umgeben. Ich notiere mir dennoch für alle Fälle die Anschrift: Farnsworth House Estate, P.O. Box 194, Plano, Illinois 60545. (Lord Palumbo ist Chairman to the Art Council of Great Britain.) Von zwei Plastiken auch die Namen der Künstler und ihre Themen: Allan Jones, Torso (1988) und Michael Warren, Timber Construction for Plano, Irish Oak (1986). Die 35 Fuß hohe, zweimastige Stele aus vierkantigem, zwei hundert Jahre altem Eichenholz war an der Basis mit Stahlplatten und Zwingen verstärkt. Auch diese Konstruktion fotografierte ich von allen Seiten. In ihrer Nachbarschaft könnte ich mir Christians Konstruktionen vorstellen: ein Kegel aus verknoteten Holzstäbchen auf die Spitze stellte und mit Schnüren - hier also dann mit Stahlseilen – im Boden verankert.

Anschließend noch eine kurze Fahrt zu einer jetzt gerade 101 Jahre alten Eisenbrücke, die mit geteerten Eichenbohlen belegt ist. Martin war auch auf diese elegante, leichte Konstruktion von Myron Goldsmith aufmerksam gemacht worden. Goldsmith kannte die Gegend gut, weil er als ausführender Architekt das Farnsworth Haus gebaut hatte.

Ich notiere mir zum Nacharbeiten noch eine Biografie Ludwig Mies van der Rohes von Frank Schulze. Diese gibt es bestimmt in Berlin im Bauhaus Museum. Mies soll selbst nach langen Jahren

in den USA nur ganz dürftig englisch gesprochen und seine Vorlesungen am IIT auf deutsch gehalten haben. Über das Farnsworth Haus gibt es eine von Palumbo vertriebene ansehnliche, aber auch kostspielige Broschüre (18 Dollar). Da begnüge ich mich mit dem Prospekt und freue mich auf die vielen s, die Martin, Ruth und ich - gleich mit drei Kameras - und verschiedenen Linsen gemacht haben.

Die Führung selbst war intensiv, dauerte gut 90 Minuten und war ihre 15 Dollar, die auch Massenandrang verhindern, wert. Wir waren mit vier anderen telefonisch vorangemeldet.

Es ist wunderbar warmes Wetter. Unter Wochenendausflüglern sitzen wir auf einer Bank am Fox River und essen zusammen eine riesige, mit saftigen Tomatenscheiben belegte Pizza aus Plano - aufgepeppt mit einer Zweiliterflasche Diätcola. Auf dem schlammig-braunen Fluss Kanus mit Familien in bunten Hemden. Eine friedvolle Szenerie und doch denke ich an Cooper und Lederstrumpfs Zeiten am Fox River.

Auf der Rückfahrt nach Chicago erleben wir den Übergang von der Landwirtschaft in auffallend kleinen Farmen - hier siedelten anfangs Norweger - zu komfortablen Anlagen für Mittelständler. In den älteren Vierteln - man könnte auch von Siedlungsinseln sprechen - stehen breit ausladende Bäume entlang den Straßen. Rundgeschnittene Hecken und ein paar Blumentupfer auf den von keinen Zäunen geteilten Rasenflächen. Hunde beleben diese private Vorstadtidylle oder auch Vorstadtlangeweile. Wir können's nicht beurteilen. Ich kenne das Leben in solchen Holzhäusern, die gerade mal für eine Generation gebaut werden und von Anfang an etwas klapperig sind, nur von meiner Rundreise auf Einladung der United Church of Christ zu Beginn der 80er Jahre. Ob unsereiner hier im Alter leben wollte, mit nichts als dem Rasenmäher, dem Hund, dem Fernseher und wenn es gut geht ein paar Büchern auf dem kalten Kaminsims?

Bei der Einfahrt in die Stadt viele schwarze Gesichter, klapprige Limousinen mit dröhnender Musik und riesige Krankenhäuser, die uns daran erinnern, dass in einer solchen Metropole schließlich und endlich auch Hunderttausende jedes Jahr krank werden und sterben. Von außen wirken diese Kliniken up to date, vertrauenserweckender als viele Werkstätten und Fabrikgebäude.

Zum Autofahren gehört in Amerika auch ein Stopp an einer Imbissbude. Martin bevorzugt "Dunkin Donut", eine Thekenkette für Kaffee und Gebäck. Anscheinend immer von Inderinnen betrieben. Unfreundlich seien sie, meint Martin. Mir fällt's nicht auf. Kaffee gibt's im Steroporbecher, damit man ihn besser anfassen kann. Der Deckel hat eine Aufrisseecke zum Trinken während der Fahrt. Dazu gibt es in amerikanischen Autos unter dem Radio und dem CD-Player eine ausziehbare Halterung für zwei Becher. Martin kauft sich seine Lieblingsatzung: ein Bagel (einen engen, etwas pappigen Ring aus Hefeteig) mit hochprozentigem Käsecremeaufstrich. Irgendwie findet er dieses Trinken und Futtern im Auto so richtig amerikanisch. Ob er damit auch romantische Erinnerungen an seinen Osterausflug mit Kathleen verbindet? Da es ihm offensichtlich Spaß macht, uns diesen american way of life zu zeigen, genießen wir mit ihm das harmlose Vergnügen. Er fühlt sich wohl in Chicago. Es ist ihm gelungen, sich zu integrieren. Nach meinem - allerdings unmaßgeblichen Eindruck - ist er auch nicht beim ersten Wort als Ausländer zu identifizieren. Möglicherweise sogar überhaupt nicht mehr. Manche halten ihn für einen Australier, jedenfalls nicht für einen Deutschen.

Nach unserem Ausflug an den Fox-River fahren wir am späten Sonntag-Abend - und dies gäbe es in Deutschland nirgends - im Stadtzentrum von Chicago noch in einen Drive-in Supermarkt der Kette Dominick. Vieles ist ähnlich wie in einem deutschen Supermarkt. Aber einiges fällt doch auf: Quark gibt es überhaupt nicht. Milch kauft man gallonenweise in Plastikkanistern. Und die Lebensmittel sind fast durchweg 30 bis 50 Prozent teurer als in Deutschland. Nun sind allerdings auch die Löhne

höher und die Steuern niedriger als in Deutschland.

Nach diesem Wochenendausflug in das wahrscheinlich nächstgelegene Naturschutzgebiet weiß ich, wie einfach wir es in Berlin und erst recht in Kladow haben, ins Grüne zu fahren. Ohne viel Aufwand können wir eine abwechslungsreiche Landschaft, die (noch) nicht überall verbaut ist, genießen. Und die vergangenen Jahrhunderte wirken nach, leben noch mit. Ein Buch wie Fontanes "Wanderungen durch die Mark Brandenburg" ist in Amerika unvorstellbar. Spontan fallen mir da nur ein: Mark Twains "Leben auf dem Mississippi" und Thoreaus "Walden".

Montag. Martin muss sich bis zum Nachmittag auf ein Referat vorbereiten. Er soll Manager eines Werkes für Büromaterialien über seine Magister-Arbeit informieren. Vor ihm sind andere dran. Das Timing klappt nicht. Alle Referate hätten kürzer sein sollen. Ein Teil der Vielgeschäftigen geht nach einer Stunde, lange bevor Martin an der Reihe ist. Er hat eigens Dias angefertigt. Ein wenig frustriert ist er schon, lässt sich aber nichts anmerken.

Ruth und ich verbringen den Vormittag in Martins Wohnung. Ich brauche auch immer etwas Zeit zum Nachdenken und Lesen. Noch einmal "Love Story" und dann fällt mir noch ein japanischer Klassiker in die Hände. Janchiro Tamizaki: The Makioka Sisters. Vielleicht gibt es Parallelen zu Tschekow? Ich komme aber nicht mehr dazu, darin zu lesen.

Wir holen Martin im Institut ab. Bummel durch die Straßen bis zum John Hancock Tower, 1969 erbaut. Der Stadtführer bezeichnet ihn als "selbstsicher und muskulös" (assertive, muscular). Merkwürdig diese Personifizierung von Bauwerken! Wir sitzen davor in einer Wasserwandmulde und trinken Soft-Drinks (Diät-Cola zum Munterwerden) und verzehren belegte Baguettes (mit Putenbrust, Salat und Majonäse), die Martin um die Ecke eingekauft hat, während ich meiner abgenutzten Hüfte etwas Ruhe gönne.

So gestärkt dann noch bis Ladenschluss in der benachbarten Buchhandlung Borders. Der erste Band der Gesammelten Werke von Martin Luther King ist erschienen. Da aber auch die Seminararbeiten seiner Studentenjahre und die ganzen Briefe aufgenommen werden, dürfte der Abschluss der Edition noch einige Zeit auf sich warten lassen. Ich kaufe einen großen Sammelband, der wenigstens alle wichtigen Reden Kings zu enthalten scheint.

Ich erkundigte mich bei einer Schwarzen an der Information nach den Erinnerungen von Ralph Abernathy. Sie kannte nicht einmal den Namen des Nachfolgers von Martin Luther King. Keine einzige von Abernathys Schriften scheint noch erhältlich zu sein und erst recht nicht die Autobiografie mit den von der Familie King wahrscheinlich indizierten Informationen über Martin Luther Kings außerehelichen sexuellen Kontakte, über die Abernathy zum Entsetzen vieler unverblümt berichtet hatte. Ist ja auch peinlich, besonders für Coretta King; aber ich bin nun mal gegen Heiligenkult. Es ist doch ermutigend, dass auch Menschen mit Schwächen im Bedarfsfall Großes leisten.

Ich versuche noch, ein Audio-Buch mit Reden Kings zu erhalten. Leider ist dies zurzeit vergriffen.

Interessant, was an Übersetzungen deutscher Schriftsteller angeboten wird. Immerhin Goethe in einer schönen Ausgabe. "Die Leiden des jungen Werthers" auch als Taschenbuch. Die Schriften von Böll, Grass und Frisch. Ferner Thomas Mann, Kafka und Musil. Und erstaunlicherweise mehrere Bücher Alfred Döblins, darunter eine Revolutionsgeschichte "Karl and Rosa".

Beinahe hätte ich noch E. M. Forster "Passage to India" gekauft. Aber ich weiß noch zu wenig über diesen Autor und bin nicht sicher, dass ich das Buch, wenn es dann im Bücherschrank steht, auch lesen werde. Die Verfilmung hatte ich gesehen, ohne zu wissen, dass es sich um einen Klassiker handelt. Ich war von einigen Passagen, besonders dem Besuch im Krankenhaus, sehr beeindruckt und habe dann das Band doch gelöscht. Ahnungslos. Schade.

Ich zögere ohnehin, englischsprachige Klassiker im Original zu kaufen. Müsste ich die Werke nicht wenigstens parallel englisch und deutsch lesen? Oder gar nur deutsch? Verliert man nicht seine eigene Sprache, wenn man eine fremde liest und unwillkürlich anfängt, in dieser auch zu denken und mit sich zu reden? Ich müsste es ausprobieren: Zuerst einen Abschnitt auf Englisch lesen und danach in (sehr guter!) deutscher Übersetzung. Ich könnte dies versuchen mit Mark Twains Bericht über seine Reise nach Europa und Palästina.

"Das gehört zu Chicago: Ein Martini im Dachrestaurant des John Hancock Tower", meint Martin. Es war ein heißer Tag. Ich zische lieber ein Bier - alkoholfrei. Zwei Martinis für Ruth und Martin. Der Ausblick ist großartig. Das ist die Hauptsache. Links der Innenschwung der Seepromenade, die Neonkaros und die Kronen der Businesstürme, die pfeilgeraden Straßenschneisen. Zwei Fotos mit offener Blende, fest aufgelegt, zehn Sekunden. Ungefähr. Auf gut Glück, denn das Restaurant ist halbdunkel. Nur die Kerzen und die gedimmten Deckenleuchten werden sich in den Scheiben spiegeln.

Am späten Abend lese ich noch Martin Luther Kings Bericht über seine Reise nach Indien. Flüssig, diplomatisch getextet, doch keine spezifischen Erkenntnisse zu Gandhis Strategie und auch keine kritischen Anmerkungen zur indischen Politik nach Gandhi. King lernte noch Vinoba und J. P. Narayan kennen. Von Besuchen in Ashrams berichtet er nicht. Was hätte dieser leidenschaftliche Vertreter der gewaltfreien Aktion wohl zu meinem Reisetagebuch vom vergangenen Jahr gesagt, ja, wenn er noch leben würde? Mit etwas über 70. Das ist doch vorstellbar. Vielleicht hätte ich ihn gar besucht, um den Zivilen Friedensdienst mit ihm beraten? Coretta war in Indien auch dabei, hat viel gesungen, war sehr beliebt. Jetzt ist sie so ganz Witwe, festgelegt auf Denkmalspflege. Mit Abernathy hätte ich auch gerne mal gesprochen. Er war wohl kein Wortführer, eher ein Organisator und eine ehrliche Haut - in meiner Vorstellung. Doch ich kann mich irren. Und es gibt eben keine Übersetzung meines Indien-Tagebuchs ins Englische. Und es wird auch kaum dazu kommen. Für die englischsprachige Welt sind die deutschen Erfahrungen, sind meine Experimente mit der gewaltfreien Aktion nicht existent. Meinen Namen kennen in Amerika nur ganz wenige. In den USA ahnt niemand, dass wir Deutschen auf unsere Weise das Erbe Gandhis und Kings zu pflegen, d.h. eigenständig gewaltfreie Politik von unten zu machen suchten. Diese Sprachbarriere ist absurd, aber mein Englisch ist zu kümmerlich. Ich kann sie allein nicht überwinden.

"Das müsst Ihr kennen lernen, Frühstück in Leo's Lunchroom!" dekretiert Martin am anderen Morgen. 1809 West Division, das liegt in Richtung Martins früherer Studentenwohnung in seiner Architektenzeit am IIT. Im ehemals polnischen Viertel. Einladend eine Kaffeetasse aus weißen und roten Neonschlangen im Schaufenster. Drinnen eine alte Holztäfelung über und über bespickt mit Postkarten. An der Theke und an den kleinen Tischen Stammgäste. Riesige Fladen gefüllt mit Salat und einem von meinem Platz aus nicht identifizierbaren Etcetera. Dazu Sojasauce, Ahornsirup oder Ketchup, wie's beliebt und sich fügt.

Die Bestellung nimmt der etwa 45jährige, muskulöse Wirt entgegen. Im Unterhemd, die Arme über

und über mit Tätowierungen bedeckt. Keine Einzeldarstellungen von Meerjungfrauen oder Drachen, sondern ein dicht verwobenes, auf einen Blick nicht entwirrbares Gewucher von dunkelblauen und roten Linien und Mustern. Schwarze Haare und schwarzer Schnurrbart. "Erkennt er Dich wieder", frage ich Martin. "Ich denke schon", sagt dieser. Doch der Wirt zeigt's nicht, nimmt nur die Bestellung entgegen. Ein junger Gehilfe füllt eilends klares Wasser in zerbeulte Alubecher. Das gehört einfach zum Service. Später kommt Kaffee, der laufend nachgefüllt wird.

Im Lunchroom keine lebhaften Gespräche. Wir sind die einzigen, welche die ganze Zeit sich etwas zu sagen haben und miteinander lachen. Ich kann nicht beurteilen, ob die Menschen sich hier - zumindest vom Sehen - kennen. Wer schrieb wohl all die bunten, staubigen Postkarten? Jeder mampft für sich, liest nebenbei Zeitung, zersäbelt den Fladen, träufelt noch Sirup darüber. Durch die Innentür und ein offenes Fenster sieht man die blonden Haare der in Küche arbeitenden Frau des Wirts und ihrer dunkelhaarigen Gehilfin. Keine lauten Anweisungen. Alles geht fix.

Martin kennt sich aus, bestellt "French Toast". Weißbrotecken werden in Ei getunkt und in Fett gebraten. Oben drüber noch Pfirsiche und Ahornsirup. Ähnlich Sättigendes schieben sich auch die anderen in den Mund. Weiß Gott und der Wirt: ein nachhaltiges Programm!

Zumindest hier im polnischen Viertel ist die Atmosphäre ganz anders als auf Edward Hoppers berühmten Gemälde "Nighthawks" aus dem Jahre 1942, das im hiesigen Museum hängt und dessen kahler Lunchcounter für mich immer der Inbegriff nächtlicher Einsamkeit und Seelenlosigkeit war. Und doch habe ich den Verdacht, dass Leos bunter Schmuddellook und auch die Familienfotos an der Wand die persönliche Nähe nur vortäuschen. In Wirklichkeit wird nur fix serviert und Zeitung gelesen, auch wenn ältere Ehepaare hier frühstücken. Sie sehen aus, als ob sie seit 15 Jahren hierher kommen. Es bringt nichts, etwas zu sagen, so lässt man's.

Unser Plan für heute: ein zweiter Besuch im Art Institute. Den Überblick haben wir bereits. Nun picken wir heraus, was uns anspricht.

Ich bemerke in der Abteilung für Design auch dänische Möbel von Wegener. Dreibeiniger Stapelstuhl. Wahrscheinlich ist es derselbe Wegener, von dem auch unsere Sessel und der Schaukelstuhl stammen.

In der ägyptischen Abteilung finde ich Gefallen an einem Relief mit schräg hintereinander gestaffelten Eselsköpfen. Von so was gibt es keine Postkarten und meine Kuliskizze mag nicht gelingen.

Ich vergnüge mich, doch dann ärgert sich Ruth über mein Verhalten beim Mittagessen im Selbstbedienungsrestaurant des Museums. Wieder einmal holt mich meine Erziehung ein. Wir nehmen "Tossed Salad", das ist gemischter Salat mit Soße nach Wahl. Dazu ein Brötchen. Das ist nun wirklich nicht teuer, aber noch nicht genug damit: ich nehme mir keinen Kaffee, sondern fülle Ruths Tasse nach, als diese sie ausgetrunken hat. „Das ist wieder mal typisch. Wie Deine Mutter!“ Ich weiß, was Ruth meint. Alles sparen, um jedem Kind ein Haus zu finanzieren! Es ist mir peinlich. Und natürlich hat Ruth wieder mal Recht. Es bedarf bei mir einer "enormen", einer ganz bewussten inneren Anstrengung, um mich gegen diese Prägung durch die Mutter wie in einem inneren Zweikampf durchzusetzen. Wenn ich's merke, ist es gut. Doch es kommen Momente und Gelegenheiten, da schlägt es unversehens in mir wieder durch. 'Unversehens' stimmt eigentlich nicht. Dieses Verhalten ist nicht spontan, es ist kalkuliert, nur nicht wirklich bedacht, nicht - und

dies ist ein großes Wort für einen Becher geschnorrten Kaffee - "sozial verantwortet".

Es ging nur um 80 Cent. Beim ersten Museumsbesuch hatte ich mir einen Kaffee aus dem Automaten gelassen und danach bemerkt, dass es im Gästeraum einen Tisch gibt, wo man sich selbst Kaffee und Tee nachschenken kann. Ruth hatte sich gewundert, dass ich beim zweiten Besuch des Selbstbedienungslokals mir keinen Kaffee aus dem Automaten holte. Ich fühlte mich ertappt und behauptete, ich hätte keinen Durst, wohl wissend, dass ich mir später in Ruths Becher nachschenken wollte. Und das ist ganz genau diese klein karierte Knauserei und Lügerei, die Ruth ärgert, weil sie im Kleinen wie im Großen die Folgen - für ihr Leben - beobachten konnte und ertragen musste.

Die Geschichte mit dem Kaffee hat Ruth verstimmt. Wir essen stumm unseren gemischten Salat. Ich versuche Konversation zu machen und ärgere mich über mein törichtes Verhalten. Wenn ich wenigstens keinen Kaffee geholt hätte, dann hätte sie vielleicht nicht bemerkt, was in mir vorgeht! Sie hätte es wahrscheinlich geahnt, denn sie kennt mich, aber sie hätte mir zumindest keinen Vorwurf machen können. Warum kann ich nicht - auch nur ein bisschen - großzügig sein? Diese Reise nach Chicago ist doch wirklich billigst arrangiert worden. Gerade von Ruth. Ich fühle mich ertappt und habe Angst vor dem nächsten Mal und fürchte fast panisch, dass mir dieses Verhalten noch einmal wirklich zum Verhängnis wird. Das ist absurd, das ist lächerlich. Doch ich brauche eine Stunde, bis ich mich innerlich wieder auf die Kunstwerke einstellen kann. Eine vermeintliche Ikone des amerikanischen Puritanismus hilft mir dabei.

Mein Kunstverständnis bleibt heute ohnehin anekdotisch. Ich notiere zunächst, dass Picasso bei dem monumentalen Bild "Mutter und Kind am Strand" den Vater, der dem Kind einen Fisch hinhalten sollte, abgeschnitten hat. Der Abschnitt hängt nun daneben. Zugabe des Malers. Was soll man dazu sagen? Künstlerisch gesehen ist der Vater für die Komposition belanglos, eher langweilig. Aber man kann sich nun überlegen, wie das Bild mit Vater ausgesehen hätte und was Picasso zum Abschneiden bewogen hat. I am here! Ich will nicht abgeschnitten werden!

Und noch die "heilsame" Anekdote. Das berühmte Gemälde "American Gothik" von Grant Wood habe ich bislang als prototypischen Ausdruck des puritanischen Wertkonservatismus wirklich ernst genommen. Nun erfahre ich – wie ich einer Lehrerin lausche, die ihre Schulkasse zu unterhalten sucht -, dass dieses Bild gar nicht aus dem 19. Jahrhundert stammt, was ich immer angenommen habe, sondern erst 1930 gemalt wurde. "American Gothik" wurde es nach dem Stil der Zimmerleute genannt, die um das Jahr 1880 Holzhäuser bauten, denen gotische Spitzbogenelemente dekorativ aufgesetzt wurden. Diese native carpenters' gothic sieht man im Hintergrund des Doppelportraits eines sicherlich sittenstrengen und äußerst sparsamen Farmerehepaares. Diese beiden hätten sich wahrscheinlich auch nur eine Tasse Kaffee geholt, falls sie überhaupt jemals eine Cafeteria oder einen Lunchroom betreten hätten. Der Witz an der Sache ist, dass es sich bei dem Bild um eine ironische Rekonstruktion des bäuerlichen Lebens in den Neuenglandstaaten handelt. Das erhellt aus dem Umstand, dass die Schwester des Malers und sein Freund, ein Zahnarzt, Grant Wood Modell gestanden haben. Ich stellt mir vor, wie sich alle drei über das Ergebnis der Rekonstruktion amüsieren. Und wie ich so vor mich hinschmunzele, kann ich auch meinen geschnorrten Kaffee wieder vergessen und mich noch einmal den französischen Impressionisten und besonders Toulouse-Lautrec zuwenden, dessen Bildaufbau mich nun wieder zu faszinieren vermag. Wolfgang, unser jüngster Sohn, der noch an der Hochschule der Künste studiert, würde sich wahrscheinlich mehr für die Lichtstudien Claude Monets interessieren, die berühmte Serie der Heuhaufen.

In der Buchhandlung des Museums: Die Kuratorin der Eremitage in Petersburg hat einen Band mit

Zeichnungen aus vormalig deutschem Besitz herausgebracht. Schön. Jetzt kann ich sie ansehen, ohne nach Petersburg zu reisen. Die wichtigsten Zeichnungen sind von Goya, aber einige auch von Menzel. Ich gönne den Russen die Bilder. Sollen sie diese doch ausstellen, warten und kommentieren - und uns gelegentlich mal ausleihen! Die Hauptsache ist doch, dass die Bilder gezeigt werden. Auch ich hätte Lust, einige meiner bescheidenen "Grafikschätze" mal in den eigenen vier Wänden auszustellen und das Gezeigte zu kommentieren. Chodowiecki zum Beispiel und Kupferstiche und Radierungen zum Alten und Neuen Testament.

Heimfahrt über den Loop. Einsteigen bei der Stadtbücherei. Harold Washington Library Center. 125 Jahre alt. Und die Stadt ist mit Recht stolz darauf. Von wegen Stadt der Schlachthöfe: "City of Big Readers" steht über dem Emblem der Bücherei, einer Eule, die ein aufgeschlagenes Buch in den Krallen trägt. Die Eule sagt's: Think big! Men and Mice and Books. Gewiss, in dieser Bücherei würde ich wahrscheinlich Wurzeln schlagen, wenn ich längere Zeit in Chicago leben sollte. Meine Form der Integration. Am 15. Mai war Norman Mailer hier, 10.15 a.m. Zu spät bemerkt! Da wäre ich gerne dabei gewesen. Seine gesammelten politischen Schriften sind gerade erschienen.

Nach dem Halbkreis auf dem Loop steigen wir um. Clark Station. Tief hinab zum Subway. Blaue Linie: Richtung Flughafen O'Hare. Aussteigen in Chicago. Fußweg bis Ecke Noble Street und West Erie Street, knapp zehn Minuten, langsam gehumpelt. Ecke Noble Street eine Zweigstelle der Stadtbücherei. Voll mit Kindern, die hier lesen und ihre Schularbeiten machen. Gegenüber ein Sportgelände mit Hallenbad. Die öffentliche Hand tut was für die Kinder.

Ich müsste mehr wissen über Kommunalpolitik in amerikanischen Großstädten. Mit dem Vater des derzeitigen Bürgermeister Dealey assoziiere ich nur die Begriffe: Parteimaschine der Democrats und rücksichtsloses Durchsetzungsvermögen und sei der Kandidat auch noch so mittelmäßig wie der Möchtegern-Kennedy-Nachfolger Humphrey. Flowerpower, da konnte Dealey Senior nur lachen - und draufhauen. Der Sohn bemüht sich um das Image eines kultivierten Menschen. Oder ist in Illinois der Gouverneur die treibende Kraft in der Kulturpolitik? Ich blicke da nicht durch, und es ergibt sich vielleicht auch keine Gelegenheit mehr für ein informatives Gespräch. Anscheinend werden aber in Chicago wichtige kulturelle Leistungen nicht privat, sondern öffentlich finanziert. Chicago ist vielleicht so sozialdemokratisch wie Berlin vor 1968.

Es gibt auch einen öffentlich-rechtlichen Chicagoer Fernsehsender, den Hazel Urbano einprogrammiert hat. Wenig oder keine Werbung. Zum Zeitunglesen komme ich nicht und ich habe auch nicht den Eindruck, dass Martin eine Tageszeitung liest und sich über das lokale Geschehen regelmäßig informiert. Er geht gerade mal ins Kino. Im Theater war er noch nie. Ich studiere einige Theaterprogramme und finde mehr Experimentelles und Klassisches, als ich erwartet habe, inklusive Shakespeare und Molière.

Auf unserem Nachhauseweg kommen wir an der Subway-Station Chicago auch an einer Orff-Musik-Schule vorbei - und in einer Seitenstraße sah ich bereits gestern das Schild einer Theatercompagnie. Wenn man danach sucht, könnte man in Chicago, das auch eine Kunsthochschule hat, gewiss ein reges kulturelles Leben ausfindig machen. Ergo, du solltest dich vor schnellen Urteilen über das kulturelle Leben in den USA hüten. Dass so wichtige Impulse für die moderne Malerei und das moderne Theater nach dem Krieg von Amerika kamen, hatte gute (wenn auch allgemein wenig bekannte) Gründe. Das übersieht man leicht, wenn man nur auf das spektakulär aus Amerika Berichtete achtet.

Wahrscheinlich ist auch meine Annahme, dass die Kunstschatze im hiesigen Institute of Art durch die Erträge von 'beer and beef' finanziert wurden, nur ein Vorurteil. Die wichtigsten deutschen

Sammlungen moderner Kunst wurden in Köln, Aachen und Hannover durch den Verkauf von Pralinen und Keksen finanziert - und das sind auch keine Esswaren, die gemeinhin als typisch deutsch gelten, aber doch einiges in der Kasse klingeln lassen. Sicher, für die amerikanischen Museen ist auch typisch, dass Bekanntes und Teures eingekauft wurde und wird, aber die spannenden Sammlungen einheimischer Kunst werden in der Regel und wohl auch in den USA von spürsinnigen Sammlern zu einem Zeitpunkt angelegt, zu dem die Kunstwerke noch für Wohlhabende, aber nicht Superreiche erschwinglich sind.

Bei Peter Ludwig war das Besondere, dass ein sehr wohlhabender Fabrikant und seine Frau zusammen Kunst studiert haben und sie ihr Leben lang Entdeckungsreisende geblieben sind. Ich finde es auch verdienstvoll, dass Peter Ludwig sich - für relativ wenig Geld - eine schöne Sammlung der grafischen Arbeiten von Günter Grass gekauft hat, kurz vor seinem Tode und zunächst aus Ärger über die Verrisse von "Ein weites Feld", nachzulesen im Katalog der Aachener Ausstellung, den ich mir im Februar von meiner Reise nach Lübeck mitgebracht habe.

Wahrscheinlich sagen Friedhöfe mehr über die Kultur eines Landes als seine Museen oder Imbissstheken. Auch in Amerika versuchen die reichen Leute sich ein Denkmal zu setzen und distinguieren die letzte Ruhe zu pflegen, aber doch mit Maßen und mit Stil. Zumindest Graceland, der bedeutendste Friedhof in Chicago, ist ein angenehmer, parkähnlicher Aufenthaltsort, auf dem die meisten Grabplatten in den Rasen eingelassen sind. Auch der gelegentlich angespielte Potz-Protz-Pyramidenbau hält sich in christlich-schicklichen Grenzen. Man findet auf den Grabsteinen auch ganz selten mal Berufsbezeichnungen, die deutsche Friedhöfe so leicht zum Who is who und zum Handbuch der Dorf- und Stadtsoziologie machen.

Es gibt Familiengrabstätten, doch das sind keine eingezäunten Gräfte. Man erkennt sie daran, dass Father, Mother, Brother, Sister auf den kleinen, oben halbrunden Steinen steht, die knapp 30 cm hoch aus dem Rasen herausragen. Möglicherweise ließen sich solche Familienrunden von Stadtforschern als ganze Dynastien von Bierfabrikanten identifizieren. Doch der Grabstein nennt nur die Namen. Haberkamp und Haverkamp. Meyer, Kühn und Kienle. Ludwig Wolff und Götz und Reitz und von Falkenau. Ehrenwerth, Steinbach und Ludmilla Spiekermann. Hallberg, von Asch und Rombach. Und dann auch noch eine Mathilde Bodenschatz. So viele deutsche Tote! Du wirst daran erinnert, dass zwischen Englisch und Deutsch als Nationalsprache einst sehr knapp entschieden wurde. Für das Englische - zum globalen Glück aller Schulkinder aller Hautfarben!

Im Blick auf die sanft geschwungenen Rasenhügel erinnert sich Martin vage an die Lage der Grabplatten einiger bekannter Architekten. Es gibt am Eingang einen Lageplan, der die Berühmtesten nennt, wenn auch nicht alle, die Martin am Herzen liegen.

Martin führt uns zum Grabmal des Architekten Louis Henri Sullivan (1856 - 1924). Dessen berühmtestes Wort ist auch in den Stein gemeißelt. "Form follows function". Und in der Nähe, im Rande eines Teiches die rechteckige, schwarze Granitplatte für Ludwig Mies van der Rohe. "Less is more." Doch dies steht sinnigerweise nicht auf der Platte. Gestorben 1969. Die Fertigstellung der Neuen Nationalgalerie in Berlin hat er nicht mehr erlebt. Ihm war es im Übrigen mit dem Englischen ergangen wie Mark Twain mit dem Deutschen. Martins Betreuer in der Architekturabteilung des IIT hatte als höchstes Lob Mies van der Rohes noch (auf Deutsch!) im Gedächtnis: "Das ist schön!"

Martin findet auch die Grabplatte des Ingenieurs des höchsten Wolkenkratzers von Chicago. Fazlur

Rahman Khan (1929 - 1982) war der Erfinder der berühmten Diagonalen bei der Stabilisierung der Stahlskelette. "Viele Architekten sterben am Zeichentisch. Der Dauerstress führt zu Herzinfarkten", meint Martin. Mein Kommentar: "Stimmt, nimm's Dir zu Herzen!"

Uns gefällt es auf Graceland. Der sanfte Charme des Memento Mori. Ich fotografiere die Flottille der Rasenmäher und einen Hang mit blassblauen Schwertlilien, während Martin und Ruth die mühsame Suche nach dem Urnengrab von Lazlo Maholy-Nagy, dem Lehrer am Bauhaus und Begründer des Illinois Institute of Technology, aufnehmen. Schließlich finden sie es in einem kleinen Feld einzelner Grabplatten, die kaum größer als ein Skizzenblatt sind und unterhalb des Rotationsmessers der Rasenmäher liegen. Nur in der Mitte war die Platte noch nicht von kurzem Rasenheu bedeckt. Ruth säubert die Platte und holt mit einem dünnen Ästchen auch die Heuspitzen aus den Buchstaben, bevor ich dann die Inschrift fotografiere. 1895 - 1946. Auch so jung gestorben. An ihn erinnert im IIT ein anderes - post mortem - gern gehörtes Urteil über eine wohl gelungene Arbeit "wholly maholy".

Früher Nachmittag und wir sind müde. Martin empfiehlt Kaffeepause in einem Wiener Cafe. Kuchen ist in Chicago schwer zu haben. Am Kaffeetisch im Freien - hinter Blumenkästen mit Geranien - dann einige weitere Informationen über Kathleen. Sie überlegt, ob sie nach New York zurückkehren soll. Sie hat dort studiert und war dort auch als Sozialarbeiterin tätig. Nun will sie über Jugendkriminalität promovieren. Zurzeit muss sie Anwälten der Zigarettenindustrie zuarbeiten. Sie sammelt Material und koordiniert Termine. Das wird gut bezahlt, aber es ist eigentlich nicht ihr Ding. Sie hat ein zupackendes Wesen, und wenn in New York die von ihr betreuten Knaben nicht in der Schule auftauchen, dann hat sie diese schon mal morgens abgeholt. Mit einem zuvorkommenden Lächeln durfte sie da beim Klingen oder Anpochen nicht rechnen.

Mit dem Taxi zum River Side Drive. Spaziergang am Seeufer. Meine Hüfte schmerzt. Ich humple auf dem Rasen. Ein Strandbad. Sauber und simpel, aber ohne den Berliner Charme von "Pack die Badehose ein und dann fahren wir raus nach Wannsee". Ein paar Bäume gibt es schon, aber der Uferbereich wirkt doch ziemlich kahl. Schnelle Bahnen für Radler und Inlineskater. Rechts und links davon die Jogging-Pfade. Viele sind unterwegs. Anscheinend teilen sich die Amerikaner in Trimmer und Mampfer. Hier siehst du nur die ersteren. Mir ist das Joggen ein wenig zu stur und es steigt meine Sympathie für die Mampfer. Selbst Volleyball wird hier gespielt, als ob ein ranking stattfände. Und nahe den ersten Hochhäusern wirbt eine Schule für professionelle Akrobatik. Jungen mit ernsten Gesichtern vollführen Saltos auf Skateboards. Es gibt hier anscheinend einfach nichts zu lachen. Und dann kommen zwei hübsche Mädchen auf ihren Inlineskatern den Strand entlang, nur elegante Schwünge, nur Plauderton und ganz entspannt, ins Abendlicht 'mit meiner besten Freundin'. Und auch das gibt's hier - wie überall auf der Welt.

Noch einmal in der Buchhandlung Borders. Ich kaufe "The Innocents Abroad" von Mark Twain und schaue nach weiteren Büchern Erich Segals. Er blieb auf der Bestseller-Strecke. Keine Experimente! Leider! Ich hätte ihm mehr zugetraut. Aber alles verfilmt und - wie ich später feststellte - in Deutschland alles bei Heyne.

Und dann noch ein schöner Abschluss. Kathleen kommt uns besuchen. Ihre Freundin Hazel setzt sich dazu. Ich frage die beiden nach ihrer Einschätzung der literarischen Qualität von 'Love Story'. Sie haben nur den Film gesehen, loben die Schauspieler. Hazel hatte das Buch gekauft, weil sie zufällig in einem Antiquariat die Erstausgabe gesehen hatte. Sie will es mir mitgeben. Ich bin überrascht und wage das Angebot nicht anzunehmen.

Ich rede ohnehin zu viel bei solchen Gelegenheiten und will nicht weiter solche belanglosen Fragen

stellen. Da ist es doch wichtiger, über Martins Reise nach Hongkong und Kathleens Gedanken an eine Dissertation zur Jugendkriminalität zu sprechen. Ruth riskiert es, zumindest teilweise auf Englisch von jüngsten Erfahrungen mit ganz jungen Straftätern in Berlin zu berichten, gegen welche die Ausländerbehörde mit der Abschiebung der Eltern vorgehen will. Nun haben aber auch Martin und ich Schwierigkeiten den Sachverhalt zu dolmetschen und die politischen Hintergründe zu verdeutlichen. Wir schimpfen auf unsere Regierung, und Kathleen hat bei der Charakterisierung amerikanischer Politiker auch keine Lust "positiv zu denken". Sie spricht sehr schnell, und so kann ich nicht alle Feinheiten verstehen, aber ein gewisser Sarkasmus ist herauszuspüren. Und wie es wohl weiterginge mit der Politik? Da fangen Ruth und ich nun an positiv zu denken. Schließlich hat man Kinder, hofft für sie das Beste.

Und das wissen wir auch zu rationalisieren. Die nichtautoritäre Erziehung ermögliche neue Formen der Problemlösung. Darum sei vieles möglich. Und dann kommen wir ins Geschichtenerzählen. Vom Kinderhaus in Lichtenrade über das Bäume-Pflanzen in Gorleben bis zum Bäume-Adoptieren im Spandauer Forst. Und das passt auch, denn merkwürdigerweise hat sogar im Prospekt des Institute of Design "A Community that Embraces Change", in dem einige Studenten vorgestellt wurden, über Martin gestanden: "Earliest memories are of his parents taking him to political rallies." Ich weiß dies noch zu qualifizieren. Martin und Christian hätten sich im Blick auf die Demonstrationen erkundigt: "Mit oder ohne Wasserwerfer?" Von 'Wasserspielen' und militanten Einsätzen hielten sie nichts. Mit Recht. Gewaltfrei geht's auch kindgemäß.

Da gab es schon einiges zu lachen. Kathleen war munterer als Martin, dem auch schon mal die Augenlider runterklappten. Er hatte sich unvorsichtig einen Drink - on the rocks - gemischt, während Kathleen - gemäß Martins Prognose - sich ein Bier Marke "Lite" erbeten hatte. Martin schmunzelte. Ich nehme fast an, dass dies das Lieblingsgetränk in Kathleens Soccergruppe war, wo sie jahrelang leidenschaftlich Fußball gespielt hat. Doch sie ist sehr schlank, kein bisschen bullig, eben nur kräftig und sie hat einen ganz trockenen, kurz angebundenen Humor.

Das ist ein netter Ausklang unseres Amerikabesuches. Und nun sind wir gespannt, was Martin demnächst aus Hongkong berichten wird. Mit zwei anderen Absolventen soll er untersuchen, wie sich Hongkong vom Billig- zum Qualitätsproduzenten wandeln und „Made in Hongkong“ einen neuen Klang gewinnen kann. Doch dann wird Martin noch weiter weg sein. Ich bemerke zur familiären Seite seines Master Designs „remote exchange between physicians“: „Ein paar altmodische Notizen tun auch in modernen Zeiten gute Dienste. Sie lassen sich per Mausklick um den Globus faxen oder mailen.“ Doch Martins Sinn ist mehr darauf gerichtet, dass Kathleen ihn in Hongkong besuchen wird. Und wohin müssen Ruth und ich das nächste Mal fliegen, um unseren Sohn zu sehen? „Keine Sorge, ich komme bald nach Berlin. Ich möchte mal wieder über den Groß Glienicker See rudern und im Königswald nach Butterpilzen suchen“, sagt uns Martin zum Trost.

Wir wollten vor dem Abflug noch auf dem Campus des Illinois Institute of Technology die von Mies van der Rohe gebaute Crown Hall besuchen. Doch Martin lässt versehentlich im Kofferraum die Autoschlüssel liegen und klappt zu. Nun muss er mit dem Bus zu Hazel ins Büro fahren, um dort den Zweitschlüssel abzuholen.

Ich nutze die Zeit, um noch ein wenig in Hazels Kaminsimsbibliothek zu lesen. In einer bläulichen Paperback-Anthologie aus den 60er Jahren finde ich ein ungewöhnliches Gedicht von Carl Sandburg "Skyscraper". Es beginnt mit den Zeilen

*By day the skyscraper looms in the smoke and sun
and has a soul.*

Das sind also doch nicht nur Stahlskelettbauten. Ihre Baumeister, die Menschen in den Fahrstühlen, in den Büros und in den Apartments und den Straßenschluchten beseelen sie. Und ich denke an die Grabplatten im Rasen von Graceland und an Mies van der Rohes „Das ist schön“.

Martin hat mir zum Abschied noch ein Andenken an Chicago mitgebracht: einen ver-schraubbaren, doppelwandigen, hübsch bunten - ein wenig an Miro erinnernden - Becher einer Coffeebar-Kette. Ich hatte an den Steropor-Bechern von "Dunkin Donut" gelobt, dass man sich daran nicht die Finger verbrenne wie an den dünnen Plastikbechern deutscher Kaffeeautomaten.

Längere Fahrt mit Staus zum Flughafen. Dort nur noch ein kurzer, aber ganz herzlicher Abschied. Und in zehn Tagen ist unser Sohn bereits in Hongkong. "Meinst Du denn nicht, dass es richtig war, unser Kind hier in Chicago zu besuchen?" Eigentlich wäre diese Frage Ruths überflüssig gewesen. Doch ich gebe zu, rückblickend erscheint es mir selbstverständlicher als unmittelbar vor dem Abflug.

Wir erhalten einen Fensterplatz, wenn auch ganz hinten, den letzten vor dem Klo. Noch einmal ein Abschiedsblick auf Chicago. Im Dunst die Skyline und die Diagonalen des Hancock Tower.

Lektüre unterwegs *The Innocents Abroad* von Mark Twain. Genauer studieren will ich seine Schilderung des Friedhofs Père Lachaise in Paris. Dieser Reisebericht machte Mark Twain zu seiner Zeit bekannter als die Klassiker "Tom Sawyer" und "Huckleberry Finn". Er trägt die Widmung:

*To my most patient reader
and
most charitably critic,
my aged mother,
this volume is affectionably
inscribed.*

Wenn ich eine solche Widmung lese, kann ich mir nicht helfen: Es kommen mir Tränen in die Augen und ich denke an den geschnorrten Becher Kaffee im Institute of Art.

Im Bord-Kino ein Dokumentarfilm über das Leben des Westernstars John Wayne. Er identifizierte sich mit dem Patriotismus seiner Filmhelden und als die Friedensbewegung bereits in Washington demonstrierte, drehte er in eigener Verantwortung noch einen knalligen Streifen über die Green Berets in Vietnam. Und am Schluss kämpft er tapfer, wenngleich vergebens gegen den Magenkrebs, wahrscheinlich eine Spätwirkung der Atombombentests in der Nähe der Drehplätze seiner superpatriotischen Filme. Manche mögen dies Ironie des Schicksals nennen. Vielleicht ist so etwas sogar tragisch. Ich mochte seine Auftritte, gerade seinen Gang, trotz allem. Jeder Zoll ein amerikanischer Held, und ein Staubkorn kann ihn fällen.

Die zweite Reise:

London Juli 2004

„Well, Tom, we haven't really married for adventure, have we?“

*Love in the Slump
Evelyn Waugh*

MARTIN UND INNES

Freitag, 9. Juli 2004

Wohnen im Alaska-Building und eine Überraschung zum Empfang

Seit fünf Jahren arbeitet Martin nun schon im Architekturbüro Chipperfield in Cambden Town. Er überlegt mal wieder, welches der nächste Schritt sein könnte. Was ist die nächste Herausforderung? Und dieses mal kann ich seine Ungeduld besser verstehen als früher. Gewiss, er hat als Leiter einer Gruppe von Architekten – man spricht im Büro von Associate - hochinteressante Aufgaben zu bearbeiten. Chipperfield gehört global gesehen zu den zehn gefragtesten Architekten. Er baut Museen, Rundfunkanstalten, Regierungsgebäude, Firmensitze und Privathäuser und wird zu vielen Wettbewerben eingeladen. In groben Zügen entwirft Chipperfield diese Gebäude. Das sind bisweilen nur Bleistiftskizzen. Die nachgeordneten Associates mit ihren Gruppen entwickeln diese Skizzen dann zu baureifen Plänen. Martin hat auf diese Weise einigen Handlungsspielraum. Auch seine konstruktive Phantasie ist gefragt. Doch er ist und bleibt ausführendes Organ. Er möchte aber auch gerne mal selbständig entwerfen, sich auch einen Namen machen. Hinzu kommt, dass er – im Blick auf seine lange Ausbildung und das hohe Maß an Verantwortung - viel zu wenig verdient. Von seinem Einkommen könnte er in London keine Familie standesgemäß – also mit Dreizimmerwohnung und Mittelklassewagen – ernähren und für das Alter vorsorgen.

Martin hat bei der Planung und Ausführung großer Bauvorhaben bewiesen, dass er tüchtig ist, aber nun muss er sehen, wie er weiterkommt. Da sind wir uns einig. Ruth und ich hätten ihn längst in London besuchen sollen. Anfangs hatte er noch ein eigenes Zimmer. Doch schon bald lernte er Innes Wood, eine Rechtsanwältin und die Freundin seiner Vorgängerin in der Londoner Wohngemeinschaft, kennen. Nach ein paar Monaten lebte er mehr und mehr mit ihr zusammen und nutzte sein teures Zimmer nur noch als Abstellfläche. Als die Wohngemeinschaft sich vor drei Jahren auflöste, zog er zu Innes in deren Drei-Zimmer-Eigentumswohnung in die Grange Road 61 im Stadtteil Bormondsey. Die Tower Bridge ist in Fußgängerentfernung.

Martin und Innes hatten uns an Weihnachten vor drei Jahren in Berlin besucht und auch zum 90. Geburtstag von Ruths Mutter war Innes vor zwei Jahren nach Bad Windsheim gekommen. Alle haben wir das Gefühl, dass die beiden harmonieren und dass sie gut heiraten könnten, wenn ihrer beider Berufe und Perspektiven besser zusammen passen würden.

Martin will nicht unbedingt in London bleiben, doch Innes kann ihren Beruf nur in Commonwealth-Staaten ausüben. Außerdem ist sie Teilhaberin einer Kanzlei mit 300 Mitarbeitern. Martin und Innes sind beide 36 und da ist es eigentlich an der Zeit, dass sie sich entscheiden. Eine Frau kann nicht länger warten, wenn sie Kinder haben möchte. Martin ist dies auch völlig klar. Vor einem guten Jahr sagte er uns bei einem mehrtägigen Besuch in Berlin – er war allein gekommen -, dass er fairerweise jetzt heiraten oder bei Innes ausziehen müsste. Das war vor einem gemeinsamen Urlaub mit Innes. Dieser war dann sehr schön und sie blieben zusammen, ohne dass eine Entscheidung in die eine oder andere Richtung gefallen wäre. Innes hatte aber deutlich gemacht, dass sie nicht

unbedingt berufstätig bleiben möchte und auch nach Deutschland mitkommen würde. Mir imponierte diese Entschlossenheit. Innes war mir ohnehin sehr sympathisch. Ich hielt es dennoch für möglich, dass Martin plötzlich auszieht und aus London verschwindet.

Ich erinnerte mich an die Situation in Chicago. Martin hatte auf die Karriereprognosen des Illinois Institute of Design gebaut und dann nach intensiven Bemühungen feststellen müssen, dass er kurzfristig in den USA keine adäquate Stellung als Designer finden würde. So griff er auf seine Ausbildung zum Architekten zurück und fand auf Anhieb eine spannende Aufgabe bei Chipperfield in London. Mit seiner Abreise aus Chicago war aber auch die Trennung von seiner dortigen Freundin Kathleen verbunden. Diese wollte die USA nicht verlassen. Martin kannte sie allerdings erst ein knappes Jahr und er hatte nicht mit ihr zusammen gelebt. Doch er war sicher von Heirat die Rede gewesen, und ich nehme auch an, dass es dazu gekommen wäre, wenn Martin in den USA eine attraktive Stelle gefunden hätte.

Kathleen hat inzwischen geheiratet und hat zwei Kinder. Martin hat also niemand mit gebrochenem Herzen zurückgelassen. Doch meinen ziemlich romantischen Vorstellungen von Liebe und Bindung an eine Partnerin hat diese rasche Trennung von Kathleen doch einen Schlag versetzt. Ich konnte Martin verstehen, Ruth hat sein Verhalten sogar gebilligt, doch in mir steckt seitdem die Angst, dass er eines Tages aus London ähnlich verschwinden könnte wie aus Chicago und ich bin sicher, dass Innes von einem solchen Schritt Martins wirklich ins Herz getroffen würde. Immer wenn Ruth und ich mit Martin telefonierten – und wir konnten dies dank der Konferenzschaltung unserer Telefone immer gemeinsam tun –, analysierten Ruth und ich nach dem Gespräch seine Worte im Blick auf das Verhältnis zu Innes und die wahrscheinliche weitere Entwicklung. In letzter Zeit hatten wir den Eindruck, dass die beiden, wie schon immer, so auch jetzt sehr glücklich zusammen leben. Als Martin kürzlich nach einem mehrtägigen Aufenthalt in Chicago – er hatte auf einer Büromöbelmesse das Passende für die Bibliothek von Des Moines ausgesucht und sich anschließend noch mit dem Direktor des Illinois Institute of Design getroffen – erwog, eventuell in den USA einen neuen Arbeitsplatz bei einer großen Büromöbelfirma in Grand Rapids zu suchen, fügte er hinzu, dass Innes sich diesen Umzug auch gut vorstellen könne, jedenfalls ihre Arbeit als Rechtsanwältin ihr nicht über alles gehe und sie zumindest eine Zeitlang gerne in erster Linie Mutter wäre. Das beeindruckte auch Ruth in hohem Maße. Sie hatte mir zuliebe eine ähnliche Entscheidung getroffen und um unserer Kinder willen auf die weitere Ausübung ihres Berufes verzichtet. Wahrscheinlich würden wir beide heute einen Weg suchen, der nicht so eindeutig zu Lasten der Frau ginge. Jedenfalls war es Ruth klar, was es bedeuten würde, wenn Innes nach zehn erfolgreichen Jahren als Anwältin und Teilhaberin einer großen Kanzlei sich um Martins willen auf ein Leben als Mutter und Hausfrau beschränken müsste. Dazu gehörten ein liebendes Herz und ein Gespür für andere als materielle Werte und beruflichen Erfolg. Das sagt man so.

Die unklaren Perspektiven hatten Ruth und mich bisher zögern lassen, zu den beiden nach London zu reisen und in ihrem Gästezimmer zu übernachten. Nun aber wollten wir es darauf ankommen lassen und mit unserem Kommen signalisieren, dass wir auf eine dauerhafte Bindung hoffen, und offensichtlich freuten sich Martin und Innes auf unser Kommen.

Ich bin seit vollen vier Jahrzehnten nicht mehr in London gewesen. 1959 hatte ich ein Sommersemester am Queen Mary College im East End studiert, war bis nach Schottland und Irland getrampt und war in den nächsten Jahren immer wieder zu Treffen mit meinen Freunden in der Redaktion von Peace News nach London gereist. Damals hatte mich noch die Eisenbahn bis Calais gebracht. Dann war ich mit der Fähre übergesetzt. Eine richtige Seefahrt bei Wellengang und einem merkwürdigen Gefühl in der Magengegend. Und beim letzten Besuch im September 1964 war ich schließlich wieder mit dem Zug von London nach Oxford zur Civilian Defence Study Conference

gefahren. Seitdem sind Ruth und ich nur noch auf dem Londoner Flughafen Heathrow zwischengelandet - auf Flügen in die USA und nach Südafrika -, und Ruth hat Ende der 70er Jahre mit ihrer Mutter an einer Studienreise durch England teilgenommen, die von dem alten Dr. Kempter organisiert und geleitet worden war.

Jetzt nutzen Ruth und ich von Schönefeld aus den Billigflieger Easyjet und landen in Luton, etwa 60 km nördlich vom Londoner Stadtkern und fahren mit der Bahn bis Tower Bridge. Von dort nehmen wir ein Taxi in die Grange Road. Die Eigentumswohnung von Innes liegt im ersten Stock eines Neubaus, der zum Gelände einer ehemaligen, großen Pelzwerkstatt gehört. Das frühere Werksgelände wird von einer Mauer umschlossen. Man kann es nur mit Einwilligung des Pförtners oder nach dem Eintippen einer Kennzahl durch ein schweres Gittertor betreten. Dabei gilt der Stadtteil Bermondsey in der Londoner Kriminalitätsstatistik als unauffällig. Es wird vornehmlich von einfachen Leuten bewohnt. Seit Marxens Zeiten Einheimische und dunkelfarbige Einwanderer wohnen gemischt und ihre Kinder spielen zusammen in den Straßen. Doch die Nähe zur Tower Bridge und zum Bankenviertel hat den aufwendigen Um- und Ausbau rentabel erscheinen lassen. Das galt nicht nur für frühere Lagerhäuser an der Themse, sondern auch für dieses etwas zurückliegende Fabrikgebäude. Früher wurden in dem zentralen Gebäude, einem wahrscheinlich in den dreißiger Jahren errichteten sechsstöckigen Bau aus Stahl, Glas und weißen Wänden, Pelze in großem Stil verarbeitet. Davon geblieben ist nur der Name. Der Taxifahrer wusste Bescheid, als ich Alaska-Building sagte. Grange Road hatte ich wohl nicht richtig ausgesprochen.

Das Werksgelände war gründlich umgestaltet und eine Tiefgarage und im Karree waren Nebengebäude mit Apartments neu errichtet worden. Das dreistöckige Apartmenthaus, in dem Innes ihre Wohnung gekauft hat, liegt hinter einem quadratischen Wasserbecken, das bläulich schimmert. Die chemieblaue Flüssigkeit läuft aus einem Wasserspeier und scheint immer wieder gefiltert und zirkuliert zu werden. Im nur gleichmäßig 15 bis 20 cm tiefen Wasserbecken liegen auf und zwischen großen Kieselsteinen einige lanzettförmige Blätter, die sich nicht zu zersetzen scheinen. Dieses Becken mit dieser merkwürdigen Flüssigkeit gehörte – nach Martins Auskunft – zur Pelzverarbeitung. Jetzt sind seine geraden Ränder, soweit sie nicht gepflastert sind, mit Fächerpalmen und Bambus bepflanzt. Mit starkem Frost muss man in London anscheinend nicht rechnen.

Das Arbeiterviertel Bermondsey hat im Zweiten Weltkrieg schwere Bombenschäden erlitten. Es ist fast ein Wunder, dass das im Bauhausstil errichtete Fabrik- und Bürogebäude mit seinen gleichmäßigen, großflächigen Glasfenstern erhalten geblieben ist. Vielleicht ist es aber auch erst nach dem Krieg gebaut worden. In der weitläufigen Eingangshalle des Alaska-Building wacht ein freundlicher, schwarzer Pförtner, ein noch junger Mann. Innes und Martin wohnen an der hinteren Seite der Anlage, die man durch einen Innenhofgarten erreicht. Dieser könnte uns schon gefallen, wenn da nicht das quadratische Becken mit der sterilen, bläulich schimmernden Flüssigkeit wäre, die Tier- und Pflanzenleben ausschließt.

Innes begrüßt uns herzlich, nimmt uns beide in den Arm, was wir von ihr bisher nicht gewohnt waren. Fast gleichzeitig mit uns kommt Martin aus dem Büro zurück. Im Apartment müssen wir erst mal über den aufgewölbten Teppichboden steigen. Ein Wasserschaden. Die Waschmaschine war ausgelaufen und die Brühe in den Filz unter dem gummierten Teppichboden gedrungen. Nicht so schlimm, denn der Boden ist aus Beton und somit dicht. Damit aber nicht alles verschimmelt, musste der Teppich angehoben werden. Voll aufgedrehte Heizkörper und ein geliehenes Klimagerät sorgen für Trockenheit.

Trotz des mit Golfschlägern hoch gestützten Teppichbodens können wir die schöne Wohnung

sogleich bewundern. Vor rein weißen Wänden stehen oder hängen von Martin ausgewählte mattsilberfarbene Metallkuben. Purer Funktionalismus. Und dazu Christians geometrische, grau-weißen Malereien in den breiten, selbst gehobelten, weiß gestrichenen Rahmen und den dünnen Schattenfugen. Für Christians Arbeiten die geradezu ideale Umgebung! Hinzu kommt ein schwarz lackiertes Klavier. Innes ist keine Virtuosin, aber sie liebt es, nach Feierabend einige klassische Stücke zu spielen.

Wir bekommen erst mal Orangensaft für den Durst. Danach schenkt Martin Champagner ein, um uns die – dann doch überraschende - Mitteilung zu machen, dass Innes und er sich während der kürzlichen Ferienwoche in Schottland verlobt hätten. Wunderbar! Und im Übrigen kann ich dem Kommentar von Innes Vater nur beipflichten: Das war ja nun mal an der Zeit! Im Englischen kam da auch das Wort „bloody“ vor, was aber nicht grimmig, sondern sehr herzlich gemeint war.

Wir gingen zusammen zum Abendessen in ein Traditionslokal am Leathermarket. Holzdielenboden und viele Genrebilder an den Wänden. Auf der Toilette ein ausgestopfter Fasan und diverse andere Jagdtrophäen. Innes und Martin essen hier öfter mal einen Hamburger mit Salat. Ruth und ich nutzten das vegetarische Angebot.

Samstag, 10. Juli 2004

Präsentiert den Regenschirm!

Ruth und ich haben nach der freudigen Mitteilung der Kinder in unserem Doppelbett im Gästezimmer sehr gut geschlafen. Innes hat uns gelbe Fresien auf die Fensterbank gestellt – in einer KPM-Vase. Auch dieses Mal hatten wir Ähnliches mitgebracht, zwei Tischtücher aus Damast und eine weitere Vase der Königlich Preußischen Porzellanmanufaktur. Das passt zu Innes. Sie hat auch im Wohnzimmer einen Lilienstrauß auf Martins Metallkuben gestellt.

Nur das ferne Brummen der am City Airport aufsteigenden Flugzeuge dringt durch das Fenster, doch kein Lärm von der Straße. Ich schreibe eine Stunde am Laptop. Um 10 Uhr frühstücken wir kräftig - eine deutsch-englische Mischung - Marmeladenbrote und geräucherte Makrele oder Schinken. Innes und Martin wollen heute in der Oxford Street oder der Bond Street oder in einer von deren Nebenstraßen, in denen man auch viele Geschäfte für den gehobenen Bedarf findet, einen Verlobungsring für Innes und eine Uhr für Martin kaufen. Sie empfehlen uns einen Spaziergang durch die Parks.

Ruth und ich steigen an Westminster Bridge aus und befinden uns sogleich mitten im Touristenstrom. Doch dafür haben wir auch sofort einen freien Blick auf die Themse und auf das Riesenrad am gegenüberliegenden Ufer. Auf unserer Seite das alte Wahrzeichen Big Ben, das Parlamentsgebäude und Westminster Abbey. Die riesigen Gebäude und davor die bronzenen Standbilder dokumentieren imperiale Macht. Und ich frage mich: Kann man auch erkennen, dass diese Zeiten vorbei sind und England heute ein europäisches Land neben anderen ist? Vielleicht am ehesten daran, dass sich überall ein Gemisch aus Touristen, Eingewanderten und seit langem hier Ansässigen froh und gelassen durch die Straßen und die Parks bewegt und unentwegt belegte Sandwiches und Baguettes futtert und Eis schleckt. Das macht die Mittagszeit und da wölbt sich dann auch einiges oberhalb der Gürtel. Auch wenn es nicht sonderlich warm ist, frische Luft ist man hierzulande gewohnt und Tops, welche den Bauchnabel frei lassen, sind dieses Jahr nun mal Mode. Die Herren in dunklen Anzügen, Krawatte und dunkler Ledermappe sieht man eher selten. Im Bankenviertel mag es nach Börsenschluss anders aussehen. Es geht im neuen London auf den ersten Blick jedenfalls friedlich zu und Aggressionen sind nirgends zu beobachten. Der riesige,

kiesige Platz für die Horseguard Parade vor den Regierungsgebäuden ist völlig leer - bis auf einen bronzenen Reitersmann. Das wirkliche Leben spielt sich in St. Jame's Park ab. Hinweistafeln stellen den Besuchern die vielen verschiedenen Enten- und Gänsearten vor. Auch Pelikane kommen uns zum Anfassen nahe.

Wir verlassen den Park beim Queen Victoria Memorial. Das Standbild dieser molligen Matrone in weißem Marmor wird wieder von Bronzefiguren umgeben. Ein auf einen langstieligen Hammer gestützter Kraftprotz hat einen Löwen am Ohrwaschel usw. Ich nehme es heute von der lustigen Seite. Am Buckingham Palace zeigt die aufgezoogene Fahne, dass die 75jährige Queen Elizabeth II da ist, aber halt nicht so einfach wie unsereiner unter den Menschen spazieren gehen kann. Irgendwie können einem diese Royals schon leid tun: so ein Leben im goldenen Käfig. Dass sie das aushalten und nicht ausbrechen und diesen ganzen royalistischen Rummel mal auf die Schippe nehmen, ist schon imponierend. Queen Elizabeth II ist die Disziplin in Person. Wie man dies nur aushält? Als ich die Bärenfellmützenwachsoldaten ihre Hampelschritte machen sehe und es mal wieder zu tröpfeln beginnt, kommt es mir vor, als ob der Wachposten einen langstieligen, schwarzen Regenschirm statt des alten Gewehres präsentiere.

Durch den Green Park gehen wir weiter in Richtung Hyde Park. Ein Regenschauer geht nieder. Wir ziehen unsere Anoraks an und haben auch noch die Schirme in petto, falls es sich einregnen sollte, was jedoch nicht der Fall ist. Die meisten Touristen stellen sich unter die hohen Platanen.

Das Ashley-Haus mit der Gemäldesammlung Wellingtons, des Siegers über Napoleon in der Schlacht von Waterloo, hätten wir gerne besichtigt. Doch wir hatten uns für 4 Uhr zum Tee im Café Rigoux in der South Audley Street mit Martin und Innes verabredet.

Vom Hyde Park Corner führt bis zu dem zentralen See ein breiter Weg für Inline-Skater und parallel dazu eine Sandbahn für Reiter, die heute aber nur von Kindern und ihren Ponys genutzt wird. Hinter einer riesigen Ringwand aus grünen Platten, die nicht einmal einen Spalt zum Durchblicken frei lassen, ist eine Bühne für Open-Air-Popkonzerte aufgebaut. Hier scheinen Zehntausende erwartet zu werden.

Am Speakers' Corner verlassen wir den Park. Auf einem umgekehrten gelben Bierkasten steht nur ein einsamer (potentieller) Redner, für den sich absolut niemand interessiert. Das Café Rigoux finden wir ganz in der Nähe der amerikanischen Botschaft, die mit Zäunen und Betonbarrieren am Straßenrand gegen Autobombenattentäter gesichert ist. Als Fußgänger kann man die Botschaft jedoch noch passieren. Auf dem Dach ein riesiger goldfarbener Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

Im Café Rigoux lassen wir uns einen Tisch für vier Personen anweisen, warten aber über eine Stunde vergeblich auf Martin und Innes. Über Handy erklären sie uns dann die Verzögerung. Sie haben ihre Einkäufe gemacht und sind damit sehr zufrieden. Doch es hat eben länger gedauert als vorgesehen. Wir beobachten im Café an den Nachbartischen, wie sich hierzulande teatime abspielt. Zu einer großen Kanne Tee, die mit einer weiteren Kanne heißen Wassers serviert wird, bekommt der Gast einen doppelstöckigen Teller gestellt, auf dem sich oben Sandwiches mit Lachs und Käse befinden. Darunter dann drei Gläschen mit Marmelade, ein Schälchen Butter und kleine Brötchen. Das ist eine selbständige Mahlzeit für jemanden, der kräftig gefrühstückt und auf ein Mittagessen verzichtet hat.

Wir warten schließlich auf der Straße vor dem Café auf Martin und Innes und schauen uns die Geschäfte an. In einem Laden werden Abhörgeräte verkauft und zwei Häuser weiter in einem anderen Geschäft die Geräte, mit denen man Abhörgeräte aufspüren kann. Das nenne ich

Spezialisierung! Doch viel häufiger als solch modernes Equipment wird im Großformat entsetzlich kitschiger, doch aufwendig gestalteter Nippes angeboten, Tafelaufsätze und Vasen, Stühle und Kommoden. Es ist als ob alte Landsitze oder Stadtwohnungen von Erben, die mal wieder Geld sehen wollen, geräumt worden wären. Doch wer kauft heute noch so was?

Wahrscheinlich ächzt England unter diesen Altertümern. Oder finden daran immer noch Alteingesessene oder neureiche Zuwanderer Gefallen? Innes hat sich ganz anders eingerichtet und dies nicht erst unter Martins Einfluss.

Auf der Rückfahrt steigen wir am Bahnhof Waterloo aus. Martin und Innes haben getuschelt. Sie haben anscheinend etwas ausgeheckt und das bezieht sich nicht auf ihre Einkäufe. Innes hat uns sogleich ihren Ring mit einem Brillanten und Martin uns seine neue Schweizer Uhr – altes Handwerk zum Aufziehen, aber darum gewiss nicht billiger als meine sonnenbetriebene, derzuliebe ich immer wieder mal die Ärmel hochkrempeln oder die Uhr unter der Schreibtischlampe ein Sonnenbad nehmen lassen muss. Ihr Plan scheint die beiden zu begeistern und dann rücken sie damit heraus: Innerhalb von zweieinhalb Stunden könne man von Waterloo Station durch den Kanal-Tunnel zum Gare du Nord in Paris fahren. Sie hätten es ausprobiert. Und sie verstehen es, uns mit dieser Begeisterung anzustecken. Das sei ganz einfach, innerhalb eines Tages nach Paris und wieder zurück zu fahren und zwischendurch acht Stunden an der Seine zu spazieren und diverse Museen zu besuchen. Martin erinnert uns daran, dass die drei Kinder Ruth zum 60. Geburtstag eine Reise nach Prag geschenkt hätten. „Daraus ist bis jetzt nichts geworden. Und Paris ist nun die passende Alternative!“ Also: am Donnerstagmorgen geht es um 6.38 Uhr los und um 22.28 Uhr werden wir wieder in Waterloo Station ankommen.

Beim Abendessen (Melone mit Schinken, Hähnchen mit Salat und Erdbeeren mit Eis) fragen wir Martin, ob und wie es bei Chipperfield weitergehen könnte und wie die Chancen stünden, sich selbständig zu machen. David Chipperfield ahnt wohl selbst, dass er seinen Associates, die alle zwischen 35 und 40 Jahren alt sind, ein Beteiligungsangebot machen müsste, um sie zu halten. Von der Büroleitung – und der Managing Director ist der Schwiegervater Chipperfields, ein gewisser Kurt, jüdischer Remigrant aus Argentinien - wird behauptet, dass die Firma keine Gewinne mache und darum höhere Gehälter nicht möglich seien. Martin glaubt dies nicht. Er möchte sich auch nicht an der Firma beteiligen, solange alles so undurchsichtig ist und wie ein Familienbetrieb geführt wird. Lieber würde sich Martin selbständig machen. Dann müsste er wahrscheinlich zunächst kleinere Aufträge (Innenausbau älterer Gebäude etc.) suchen, damit nicht jahrelang vorfinanziert werden muss. Er meint, dass es in London wegen der vielen Um- und Ausbauten durchaus Aufträge für Architekten gäbe. Schwieriger wäre es dann, nach einigen Jahren auch an Großaufträge heranzukommen.

Sonntag, 11. Juli 2004

Mit dem jungen Paar zum Golfplatz in Kent

Als Martin Innes kennen lernte, hat er sich von ihr auch für Golf, ihren Lieblingssport, gewinnen lassen und rasch Fortschritte gemacht. Jetzt gehört er schon zu den passablen Spielern des Clubs Austin Lodge. Ruth und ich würden ihnen gerne mal beim Golfspiel zusehen. Es ist eine Stunde Autofahrt in Richtung Kent. Doch wir können das Auto von Innes nicht benutzen. Es ist ein kleiner Sportwagen mit nur zwei Sitzen. Wir entschließen uns, am City Airport einen Wagen zu mieten. Da England also doch etwas teurer wird als gedacht, probiere ich am Flughafen aus, wie ich mit meiner Kreditkarte Geld abheben kann. Es müsste klappen, aber dann wird zu meinem Erstaunen plötzlich die Karte von dem Automaten der Barkley Bank eingezogen. Wir können uns diesen Vorgang nicht

erklären. Doch es ist nicht so schlimm, weil ich in Berlin 300 Euro abgehoben hatte und wir ja immer noch auf Martins Londoner Konto zurückgreifen können.

Der Golfplatz Austin Lodge ist viel hügeliger, als wir uns dies vorgestellt haben. Die 18 Löcher befinden sich in zwei Tälern bzw. auf und hinter den dazwischen liegenden Hügelketten. Man staunt, dass es immer wieder zu dem topfebenen, kreisrunden Grün, in dem sich das Loch mit der Fahne befindet, kommt. Zweimal muss man über Seerosenteiche hinwegspielen, vorzügliche Gelegenheiten darin seine Bälle auf Nimmerwiedersehen zu versenken. Doch auch zwischen den vorgesehenen Bahnen gibt es viel hohes Gras und Buschwerk, in dem sich Kaninchen und Fasane und manchmal eben auch der Ball verstecken.

Martin hat Trainerstunden genommen und spielt mittlerweile, das heißt nach nahezu fünf Jahren, bereits fast so gut wie Innes, die eine ausgezeichnete Golferin ist. Martin ist ja ein Riese, sehr kräftig und ich letzter Zeit ein bisschen feist geworden. Er hat denselben, leicht gebückten Gang wie ich. Er hat mir von klein auf viel ähnlicher gesehen wie seine Brüder Christian und Wolfgang. Doch das Aussehen sagt ja nichts über den Charakter. Der ist bei allein drei Kindern eine Mischung aus Vater und Mutter. Innes ist einen Kopf kleiner als Martin, also von durchschnittlicher Größe. Sie ist sehr schlank und richtig drahtig. Sie beschleunigt den Ball beim ersten Abschlag mit erstaunlicher Energie. Da ist eine Menge Power dahinter! Jetzt trägt sie einen braunen, sportlichen Dress, der ihr ausgezeichnet steht. Hier auf dem Platz ist sie ganz Schottin. Doch in die Kanzlei fährt sie im schwarzen Kostüm.

Für die gesamte 18-Löcher-Strecke benötigt man ungefähr vier Stunden Spielzeit. Heute geht es etwas langsamer, weil vor uns mehrere Dreierteams sind, die länger brauchen als Innes und Martin und ihr Freund John, der zu uns gestoßen ist. John war Personaldirektor bei Texaco, wurde aber nach der Fusion mit einer anderen Ölfirma mit einer passablen Abfindung in den sehr frühen Ruhestand geschickt. Jetzt betätigt er sich als Englischlehrer, was der kregle Mittvierziger als wirklich befriedigende Tätigkeit zu empfinden scheint. Er verabschiedet sich dann auch nach 9 Löchern, weil er sich auf den morgigen Unterrichtstag noch vorbereiten will.

Zweimal kommen wir an Stellen, von denen aus man einen weiten Blick hat. Von der Höhe aus wird der Ball weit ins Tal geschossen. Ich bin von diesem Spiel sehr beeindruckt. Es ist wirklich ein guter Ausgleichssport für Stuben- und Schreibtischhocker, vor allem wenn man wie Innes und Martin die Schläger mit sich trägt. Dann ist Golf ein Gepäckmarsch hügelauflauf und hügelab. Wir haben spät angefangen und beenden das Spiel nach 14 Löchern, und wir sind auch müde. Nur Martin möchte immer noch ein paar Schläge ausprobieren.

Montag, 12. Juli 2004

„All hands to the pump!”

Martin und Innes müssen heute wieder zur Arbeit und so haben Ruth und ich uns alleine zurecht zu finden. Wir gehen zu Fuß von der Tower Bridge bis zum Tate Museum für moderne Kunst. Wir benutzen den neu ausgebauten Weg am Ufer der Themse - vorbei an dem Segelschiff Golden Hind, das Ende des 16. Jahrhunderts die Erde umsegelt hat. Es verfügt über eine gedrungene, massive Konstruktion - einfach und fabelhaft stabil.

Tate Modern wurde in eine ehemalige Turbinenhalle eingebaut. Ein großartiger Einfall. Und die Architekten haben ihr Bestes gegeben. Chipperfield hatte sich am Wettbewerb auch beteiligt, war aber nur zweiter geworden. Sein Fehler sei gewesen, meint Martin, dass Chipperfield nicht

berücksichtigt habe, welches Faible die Ausschreibenden nun mal für den alten Mittelturn gehabt hätten. Chipperfield habe diesen in Bauhausmanier als funktionslos erachtet und kurzerhand gekappt.

Wir besuchen zunächst die Sonderausstellung mit vielen aus den USA herübergeholten Werken Edward Hoppers und danach die ständige Ausstellung moderner Kunst. Vor den Bildern Hoppers das zu erwartende Gewimmel. Doch man kann auch so Hoppers kühlen Blick auf das Leben in Amerika studieren. Ruth meint, Parallelen zu Christians jüngsten Zeichnungen und Malereien zu erkennen. Bei den modernen Arbeiten beeindruckt uns am meisten eine Gemeinschaftsarbeit: ein riesiger Schubladenschrank, der in Vitrinen und Schubladen zeigt, was in jüngster Zeit am Ufer der Themse angeschwemmt oder ausgebuddelt wurde. Das ist der verfremdende Blick auf unsere eigene Zeit!

Am Abend Verlobungsparty. Innes und Martin haben ab vier Uhr Nachmittags ihre Freunde für acht Uhr eingeladen und dann noch schnell Sekt, Bier, Dips, Hähnchen- und Schinkenstreifen und Baguette-Stangen eingekauft. Eine Viertelstunde vor den ersten Gästen kommen sie mit ihren Tüten an. Martin gibt die Parole aus: All hands to the pump!

Ein Dutzend Gäste aus der Altersgruppe des Brautpaares kamen und es wurde ein sehr fröhlicher Abend. Fast die Hälfte sprach deutsch, so dass auch Ruth sich gut unterhalten konnte. Martins Chicagoer Studienkollegin Maura, die auch mit Innes befreundet ist, hat das Paar wohl über die Jahre beobachtet. „Diese deutschen Architekten können sich schwer entscheiden. Ich hatte auch einen zum Freunde. Das ist leider wieder auseinander gegangen. Es zog sich zu lange hin. Innes hatte einfach mehr Geduld als ich. Doch ich habe Martin auch gut zuredet. Ich freue mich sehr, dass sich Martin nun entschieden hat.“ Maura hat in London als Fotografin gearbeitet und wird nun nach Chicago zurückkehren.

Dienstag, 13. Juli 2004

Die kleinen Siege im Alltag

Ruth und ich erkundigen uns bei der Barkley Bank am Ende der Grange Road, warum meine Karte eingezogen wurde. Die Filialleiterin wird herangeholt. Nach einem erneuten Versuch mit Ruths Kreditkarte, die zunächst auch eingezogen wird, aber wieder herausgeholt werden kann – und dieser Möglichkeit hatten wir uns im Voraus versichert - ist es klar: Man darf beim Geldabheben keine Bedenkpause einlegen. Sonst wird die Karte einbehalten. Nachdem wir dies begriffen haben und nun zügig voran machen und im bisherigen Zweifelsfall auf die Taste „Fortsetzen“ drücken, können wir 200 Pfund aus dem Automaten holen. Nach Auskunft der Bank, wurde meine Karte inzwischen automatisch vernichtet. Es konnte mit ihr von Anfang an kein Missbrauch getrieben werden. Ich werde nach meiner Rückkehr in der Kladower Filiale der Deutschen Bank den Fall erklären und mir eine neue Karte ausstellen lassen.

Im Ausland erfüllt es einen mit einer gewissen Befriedigung, wenn man eine Schwierigkeit - und sei sie noch so banaler Natur - bewältigt hat. Das nächste Abenteuer wird sein, mit dem Bus durch London zu fahren und auf den letztlich zielführenden Bus umzusteigen. Dies haben wir uns aber erst für den Heimweg vorgenommen. Den Weg zur britischen Abteilung des Tate-Museums an der Millbank legen wir zu Fuß zurück. Wir kommen an Elephant & Castle und am Imperial War Museum vorbei. Im Garten wimmelt es von Schulklassen. Charles Dickens muss hier auch in nächster Nähe gewohnt haben, denn wir stoßen mehrfach auf solche Hinweise, ohne aber das Wohnhaus und das Dickens-Museum selbst zu finden. Wir haben aber auch nicht danach gesucht,

weil wir wussten, dass Tate Britain uns einen vollen Tag beanspruchen würde.

Um die Mittagszeit - nach einstündigem Fußmarsch - sind wir dort und besuchen, nachdem wir unser selbst gemachtes, dreieckiges Sandwich mit den restlichen Truthahn-Streifen gegessen haben, die Abteilung mit den neueren Bildern. Wir fangen an bei William Turner und gelangen schließlich zu Francis Bacon, der mich zugleich beeindruckt und durch seine hässlichen Fratzen und qualvollen Verrenkungen auch wieder abstößt. Doch dies wird den meisten Besuchern so gehen. Für Turner hingegen kann man sich leicht begeistern. Die Tate-Galerie hat eine riesige Sammlung seiner Gemälde. Die Fülle des Angebots gibt großartige Einblicke in seine Malweise. Er ist weit mehr Visionär als Impressionist. Besonders aufgefallen ist mir dies an dem Gemälde „Heidelberg“. Die Burg ist eine Lichterscheinung am Hang, und diese Anhöhe steigt immer weiter auf, bis sie oben in schneebedeckten Spitzen gipfelt. Dabei ist es kein Winterbild. Im Vordergrund tummeln sich im Freien Festgäste, die ein fürstliches Paar geladen hat. Das Sonnenlicht, das die Mitte des Bildes füllt und auf das Neckartal und die Festgesellschaft fällt, braucht nun mal den Abglanz eisiger Gipfel.

Außerdem besuchen wir die Sonderausstellung „Art and the 60s. This was tomorrow“. Die Tate-Galerie hat eine kluge Ankaufspolitik betrieben und kann weitgehend auf eigene Bestände zurückgreifen. Auch das Land Berlin hat in dieser Zeit noch großzügig angekauft. Ich habe meinen Friedensforscherkollegen, den damaligen Kultursenator Kewenig mal bei der Besichtigung einer Ausstellung aller dieser Ankäufe getroffen und auch den Katalog gekauft. Die Berliner Arbeiten ließen sich neben den Exponaten der Tate-Galerie durchaus sehen. Experimentiert wurde in den USA, England und Deutschland ungefähr auf dieselbe Weise. Ich meine aber, dass die Berliner Künstler direkter politisch agierten. Hier in London griff man fürs Politische auf Fotografien der Ostermärsche und der Auftritte Bertrand Russels und des Komitees der 100 zurück.

Es ist eine wirkliche Kunstaussstellung und keine Nostalgie-Show, was man in der Vorhalle noch hätte annehmen können. Spaß macht mir aber, dass eine Musikbox Marke „Manhattan“, Typ „Nostalgia“ aufgestellt wurde und pausenlos dudelt. Ich bitte um die Erlaubnis das Gerät für einen Freund – und dies ist nicht gerade ein understatement - , der über die Musikbox einen Essay geschrieben habe, fotografieren zu dürfen. Die Kartenverkäuferin gestattet mir die Ausnahme mit den Worten „Das nehme ich auf meine Kappe.“

Am Abend sind wir so müde, dass wir es - wie geplant - mit dem Busfahren und Umsteigen versuchen. Wir fahren via Trafalgar Square und Strand und steigen um in die Linie 1, die uns über Waterloo Station bis direkt vor die Haustür bringt. Der Buswechsel klappt, obwohl wir die Fahrtrichtung wechseln müssen. Ich musste nur erst mal begreifen, dass man mit einem normalen Fahrschein nicht umsteigen darf, sondern jedes Mal neu lösen muss. Doch der schwarze Fahrer hatte Geduld. Er wartete, bis ich die beiden Karten aus dem Automaten lassen konnte.

Mittwoch, 14. Juli 2004

Gipfelwanderung durch die europäische Kunstgeschichte

Nun wissen wir, wie man mit dem Bus in die Innenstadt gelangt. Wir steuern Strand an und gehen die paar Schritte bis zum Trafalgar Square und rein in die National Gallery. Acht Stunden schreiten wir nach Plan systematisch von Raum zu Raum, lassen wirklich nichts aus. Ich bin von den vielen Meisterwerken aller europäischen Epoche der Kunstgeschichte vom Beginn des 13. Jahrhunderts bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts so beeindruckt, dass ich überhaupt nicht müde werde. Ich komme aus dem Staunen nicht heraus, obwohl ich viele Kunstwerke wiedererkenne. Doch es bleibt auch so noch viel Neues zu bestaunen.

In Erinnerung an meine erste Italienreise ist mir wichtig, dass ich Werke von Fra Filippo Lippi (etwa 1406-1461) und mehrere seines Sohnes Filippino Lippi (1457-1504) finde. Von Fra Lippi wird eine Verkündigung gezeigt, die etwa 1451-53 entstanden ist. Ich notiere mir auch zwei Arbeiten von Gerard ter Borch (1617-1681) „A Woman playing a Therbo to Two Men“ (etwa 1667-8) und „An Officer dictating a Letter“ (1655), weil ich vor etwa drei Jahren eine farbige Radierung eines ähnlichen Blattes nach einem Gemälde ter Borchs bei Bassenge ersteigert hatte. Meine Begeisterung für dieses Blatt wurde aber von den anderen Familienangehörigen nicht geteilt. Ich hatte mir immer vorgestellt, dass es sich in der Rechtsanwaltskanzlei von Innes Wood zwischen all den juristischen Fallsammlungen apart ausnehmen würde.

Paris, 15. Juli 2004

Und es leuchten die Augen der digitalen Kameras

Ein Tagesausflug nach Paris. Martins Idee. Ein bisschen verrückt ist das schon, aber vom taktischen Ablauf her ist es tatsächlich nicht schwierig. Fünf Minuten mit dem Taxi zu Waterloo International. Eine halbe Stunde vor Abfahrt des Zuges sollte man schon da sein, doch Routiniers gelingt es auch in 10 Minuten. Martin hat für uns - zu einem günstigen Tarif - Fahrkarten erster Klasse mit Frühstück und Abendessen gekauft. Andere - mittelmäßig Betuchte - scheinen dieses Angebot von Eurostar auch zu nutzen. In zwanzig Minuten fährt man unter dem Kanal durch und in 2 1/2 Stunden ist man in Paris am Gare du Nord. Du spürst keinen Unterschied zwischen einer Fahrt durch eine Röhre quer durch die Alpen und einer Fahrt unter dem Meeresboden. Du frühstückst, liest Zeitung oder plauderst mit deiner Partnerin. Nichts weiter. Du denkst nicht daran, dass Wassermassen in den Tunnel brechen und dich ersäufen könnten.

Vom Gare du Nord fahren wir mit der Metro bis Les Halles, gehen noch um ein paar Ecken und stehen vor dem Museumsbau Renzo Pianos, dem Centre Pompidou, in dem moderne Kunst des 20. und 21. Jahrhunderts ausgestellt wird.

In der Metro ist mir aufgefallen: Es gibt jetzt in Paris viel mehr Einwanderer als Ende der 50er Jahre. Ein Gutteil der Fahrgäste ist schwarz. Unter den Touristen viele Japaner. Doch dies ist in Rothenburg ob der Tauber genau so.

Von der Architektur des Centre Pompidou bin ich nicht so entzückt. Ich mag die Röhren nicht. Ich denke dabei an eine Ö raffinerie, nicht an ein Museum. Zum Ausgestellten hätte eine simple Konstruktion, eine Fabrik mit weißen Wänden und glattem Betonboden besser gepasst. Die Ausstellungspraxis sieht wohl einen häufigen Wechsel der Exponate und der Heranholen junger Künstler mit besonders großformatigen Arbeiten vor. Die jüngsten waren zwischen 35 und 40 Jahren alt. Mich würde interessieren, wie darüber entschieden wird. Ich versuche mir vorzustellen, dass eine Arbeit Christians hier in fünf oder zehn Jahren ausgestellt wird. Wie läuft dies?

Zum Schluss sahen wir noch die Bilder der klassischen Moderne. Die Tafelbilder von Picasso, Braque und Matisse wirken sehr konventionell, wenn man sie im Anschluss an die Arbeiten aus jüngster Zeit betrachtet. Vermisst habe ich Beispiele des deutschen Informel, also zum Beispiel Emil Schuhmacher. Und für die politisch engagierte Druckkunst Grieshabers interessiert man sich auch nicht - und nirgends die Arbeit eines Künstlers aus der DDR. Ich hatte gehofft, Arbeiten des Hamburgers Jan Voss, der an der Pariser Kunsthochschule gelehrt hat und von dem ich in Salzburg unter den Arkaden mal einen mehrfarbigen Holzschnitt gekauft habe, zu finden. Vor ein paar Jahren muss er im Centre Pompidou noch ausgestellt gewesen sein. Notiert habe ich mir Akte in Holzkohle

von Eugène Leroy (1910-2000), die den Blindzeichnungen Karl-Ludwig Langes ähnelten. Eine Sonderausstellung mit Arbeiten Alechinskys hätte Wolfgangs Lehrer Herrfurth bestimmt interessiert, nicht zuletzt aufgrund der verwendeten Papiere aus alten Kontorbüchern.

Nach vier Stunden sind wir nicht mehr aufnahmefähig und machen uns nach einer Mittagspause in der Nähe des Rathauses auf den Weg nach Notre Dame. Wir essen auf einer Bank an der Seine Kuchen und Hörnchen, die wir bei einem Bäcker gekauft haben. Dazu reichte mein Französisch gerade noch.

Notre Dame wird renoviert und mit einem neuen Turmdeckel versehen. Von außen wirkt die Kirche nun fast ein wenig zu neu. Ringsum heller Sandstein, nur im dunklen Innenraum herrscht noch die alte, von kirchlichen Hierarchen dominierte Atmosphäre. Dabei wälzt sich ein breiter Strom von Touristen aller Couleur und Religionen durch die Kirche. Wieder hält eine Gruppe von Japanern zusammen dank einer voran getragenen Fahne. Vor uns leuchten zwischen den Kerzen die Suchbilder der digitalen Kameras, versuchen leise Rufe Familien wieder zusammen zu führen. Eine Frau in unserem Alter kniet vor einem Marienbild. Erstaunlich, wie sie sich konzentrieren kann. Wir blicken empor zu den Rosetten mit den Glasbildern. Wie sie diese filigranen Fenster stabil gehalten haben? Auf den Gedanken, ein solches Fenster zu konstruieren, musste erst mal einer kommen!

Wir machen uns nicht sofort auf den Weg zur Sorbonne, sondern bummeln noch durch die engen Sträßchen des Quartier Latin. Viele kleine Geschäfte, die Drucke und alte Bücher anbieten. Ich stelle mir vor, wie Ernst Jünger sich hier als Offizier der Besatzungsmacht nach alten Folianten umschaute und mit seinen Einkäufen den Händlern zu überleben half. Dies war auch während der Besatzungszeit legitim. Von irgendetwas mussten die Pariser ja leben, wenn die Touristen ausblieben. Uns fehlt die Zeit, die Klassiker in den Regalen zu prüfen. Was an Drucken angeboten wird, scheint mir - im Vergleich zu dem Angebot bei den Berliner Versteigerungen im Auktionshaus Bassenge - maßlos überteuert.

Ich erbitte Zugang zu der von drei Uniformierten bewachten Sorbonne. Ich hätte hier mal studiert. Es hat sich äußerlich nichts geändert. Ruth fotografiert mich vor der Statue Victor Hugos. Noch ein kurzer Abstecher zum Jardin du Luxembourg. Eine Band schwarzer Percussion-Musiker spielt auf. Die vorderen Reihen der Zuhörer stehen, klatschen und wiegen sich im Rhythmus. Weiter hinten nimmt man es - auf den alten, grün gestrichenen Metallstühlen sitzend - gelassen. Vom Place de l'Odeon fahren wir mit der Metro zurück zum Gare du Nord. Abfahrt 20.43 Uhr. Ankunft zwei Stunden später - dank der einstündigen Zeitverschiebung. Wir werden sehr zuvorkommend mit einem warmen Abendessen - nebst Vorspeise und Nachtisch - bedient. Dazu wird Wein serviert.

Wir haben unsere Reise nach Paris genossen, und auch Innes und Martin sind glücklich, dass sie uns diesen Vorschlag gemacht haben. Bei einem nächsten Mal würde ich gerne ein paar Tage länger in Paris bleiben und auch meinen alten Freund Patrick Ajchenbaum und – wenn es dessen Arbeitsplan zulässt und er dazu überhaupt Neigung verspürt – auch Peter Handke besuchen. Ich bin mit dem Finger auf dem Plan bis Chaville Alizy gefahren – das Jahr in seiner Niemandsbucht vor Augen.

Freitag, 16. Juli 2004

Martins Arbeitsplatz und die Londoner Vergnügungen nach Feierabend

Ruth möchte heute nicht noch einmal ein großes Museum besuchen. Sonst wären wir wohl zum British Museum gefahren, um die Ausgrabungen aus griechischer und römischer Zeit zu betrachten

und in den Lounge des YMCA in Tottenham Court Road zu schauen. Ich stelle mir vor, dass Ernest Beach dort in einem der Ledersessel sitzt und Zeitung liest. Er müsste jetzt schon 80 Jahre alt sein. Ob er noch lebt und immer noch täglich zum YMCA kommt, um dort eine Tasse Tee zu trinken? Ein Satz dieses Junggesellen, des ersten Londoners mit dem ich befreundet war, bleibt mir unvergesslich: „I had my pleasures.“ Was der so bescheidene Mann wohl darunter verstanden hat?

Wir lassen bei der Barkley Bank am Anfang der Grange Road noch einmal 100 Pfund aus dem Automaten und gehen dann über den Antiquitätenmarkt. Angeboten wird vor allem Tafelsilber. Drei deutsche Mädchen klopfen mit ihren Knöcheln an eine alte Geige ohne Saiten. 50 Pfund soll sie kosten. Allein der Geigenkasten sei schon so viel Wert, versichert der Händler. Wir warten den Handel nicht ab, sondern gehen durch die Bermondsey Street weiter zum Mode- und Textilmuseum. Gezeigt wird Pariser und Londoner Mode aus den Jahren 1957 bis 1979 und dies im bewussten Vergleich. Die Modellkleider drehen sich – jeweils von drei kleinen Lampen beleuchtet – an von der Decke kommenden Aufhängungen. Wir sind zunächst die beiden einzigen Besucher. Doch dann kommt eine Klasse 16jähriger Mädchen mit ihrer modebegeisterten Lehrerin. Diese scheint einen Mitarbeiter des Museums gut zu kennen. Dieser, ein groß gewachsener, schmucker Mann in schwarzer Hose und schwarzem Hemd, streift sich dünne, hellbeige Stoffhandschuhe über, wie man dies mittlerweile auch aus Archiven kennt, und führt nun die Klasse an den sich drehenden Modellkleidern vorbei. Er demonstriert mit seinen Schutzhandschuhen, wie die Kleider geheftet und genäht sind. Bei einem besonders eleganten, trägerlosen Pariser Modell weist er darauf hin, dass ein Korsett eingearbeitet und dann die Schals locker über diesen stabilen Corpus drapiert wurden. Der Clou an dem Vergleich zwischen der Pariser und der Londoner Mode ist, dass Ende der 50er Jahre - und die Ausstellungsmacher sprechen von „Swinging London“, ich dachte eher an die Beatles - die englische Mode flotter und die Röcke kürzer wurden. Die Lehrerin erzählt aus ihrer Jugendzeit, wie sie und ihre Freundinnen zu Mary Quant's Modegeschäft Bazaar in Chelsea gepilgert seien. Schwarz seien die Scheiben gefärbt gewesen, doch drinnen seien ihre Jungmädchenträume wahr geworden. Das sagt die heute noch elegante, schlanke Frau im hellen Sommerkostüm.

Im ersten Stock des Museums werden Modezeichnungen von Daisy des Villeneuve gezeigt. Diese verbindet Zeichnung und Text in ihren beiden Büchern „He said, she said“ und „Not You Again“. Ich blätterte darin und hätte das letztere beinahe gekauft, aber ich war mir dann doch nicht sicher, ob ich an der Reproduktion von Telefongesprächen mit Freundinnen, die von anderen Freundinnen und deren und dem eigenen Liebesfrust berichten und Daisy mit ihrem Geplapper grauslich auf die Nerven gehen, Gefallen gefunden hätte. Ich habe nun mal keinen Sinn für das Fashionable.

Für den Abend haben wir uns mit Martin im Büro von Chipperfield Architects in der Nähe der Subway Station Cambden Town verabredet. Chipperfield hat das Büro in einem Hinterhof selbst gebaut. Ein hochfunktionales Gebäude mit einer Unmenge von Arbeitsplätzen auf engstem Raum. Ein Flachbildschirm steht neben dem anderen. Große Zeichentische, die dem einzelnen Architekten auch etwas Ellenbogenraum verschafft hätten, braucht man heutzutage nicht mehr. Man zeichnet auf dem Bildschirm, benutzt teure Software. Mich irritiert der scharfe Kontrast zwischen dieser drangvollen Enge des Büros und der Großzügigkeit der Entwürfe, die hier entstehen. Wenn ich da an die Büros von Ernsting Family in Lette denke! Natürliches Licht und Weite und der Blick in den Landschaftsgarten des holländischen Landschaftsarchitekten Wirtz. All dies fehlt mir hier. Neonlicht, Computer, Faxgerät und überall Leitzordner, Rollen, großformatige Fotos und Modelle aus Holz, Pappe, Plexiglas. Ich frage mich, wie man sich hier auf die eigene Arbeit konzentrieren kann. Doch Chipperfield selbst arbeitet auch nicht zurückgezogen in einem separaten Studio, sondern sitzt mitten unter den anderen. Martin sagt, David sei ein umgänglicher, freundlicher Mann, dabei aber doch ein Egomane. Wer bei ihm arbeite, könne wirklich immer nur die zweite Geige

spielen.

Zurzeit macht Chipperfield mit seiner Familie Urlaub im eigenen Ferienhaus an der Küste im (regenreichen) Nordwesten Spaniens. Dorthin faxt Martin die Entwürfe von 5 Studentenwohnheimen im St. John College in Oxford. Ein Wettbewerb. Martin hat die Wohnheime, in denen jeweils 16 Studenten wohnen sollen, um eine zentrale, riesige Buche gruppiert. Das Schonen des Baumes war eine Auflage. Es ist Martins erster Entwurf, dem keine Skizze David Chipperfields voraus ging. Noch geht es um die Gliederung des Volumens und die Grundrisse. Martins Entwürfe der Fassade folgen später.

Martin zeigt uns Zeichnungen und Modelle vieler Arbeiten des Büros. Überall auf der Welt ist Chipperfield beteiligt. Museen in den USA und Verwaltungsgebäude in Italien und Spanien sind zurzeit im Bau. Ein Theater in Lubljana wird geplant. Hier ist Martin mitten drin im modernen Architekturtreiben. Wenn er sich selbständig machen oder nach Deutschland zurückkehren sollte, wäre er da nicht weitgehend draußen vor der Tür und würde sich den Rest seines Lebens nach der großen Londoner Zeit in dem weltläufigen, wenn auch engen Büro zurücksehnen? Das Verquere ist, dass Martin bei Chipperfield wirklich viel zu wenig verdient, nur ungefähr so viel wie ein Studienrat in Berlin. Dabei kostet in London fast alles doppelt so viel wie in Deutschland. Doch es fragt sich, ob Martin mit dem Hinweis darauf, dass er bei Chipperfield als Gruppenleiter gearbeitet hat, etwas Eigenes anfangen kann. Das Beste wäre meines Erachtens, wenn er eine Stelle als Hochschullehrer fände. Dann könnte er sich ohne Risiko und ständige finanzielle Sorgen an Wettbewerben beteiligen und Reizvolles bauen.

Per Handy verständigen wir uns mit Innes. Sie sucht in einer Pizzeria an der Themse einen freien Tisch. Wir sausen inzwischen mit dem Mietwagen, den Martin uns fürs Wochenende besorgt hat, durch das Bankenviertel und vorbei an St. Pauls zum verabredeten Platz. Die vornehme Pizzeria hat ihre Tische teilweise unter Sonnenschirmen, welche die Tageswärme der Platten in der Abendzeit zurückhalten, aufgestellt. Von dort blicken wir auf die angestrahlte, weiß leuchtende Tower Bridge. Neben uns steht das im Bauhausstil entworfene, gleichfalls weiß strahlende Museum für Design. „Das ist eines der ganz wenigen modernen Gebäude, das in London in den 30er Jahren gebaut wurde“, sagt Martin. „Vom Balkonrestaurant dieses Museums hätte man noch einen besseren Blick auf die Themse.“ Doch wir können nicht klagen. Wir haben auch heute wieder einen schönen Tag erlebt.

Wieder im Apartment nicke ich im Sessel ein, während Innes und Martin sich im Fernsehen noch einen zusammenfassenden Bericht über die Golf-Meisterschaften in Schottland ansehen. Ein bisschen verstehen Ruth und ich nun auch schon davon und wissen, was es bedeutet, wenn einer dieser Weltklasespieler seinen Ball vom Abschlag weg auf das Grün mit dem Loch zu schießen sucht und der Ball dann in das neben dem Grün lauernde Sandloch fällt. Es kommt gelegentlich vor, dass jemand vom Abschlag weg ins Loch trifft. Gelingt dies jemand im eigenen Golfclub, ist eine Lokalrunde fällig. Martin ist einmal schon fast auf Armeslänge ans Loch herangekommen bzw. am Loch im Geldbeutel vorbeigeschrammt.

In der Nacht wache ich an den Stimmen auf, die von der kleinen Straße, die hinter dem Alaska-Gebäude vorbei führt, in unser Schlafzimmer dringen. Es ist 2.30 Uhr. Ich stehe auf und schaue nach. Vom Wohnzimmer aus überblicke ich einen gepflasterten Platz, auf dem tagsüber Kinder mit ihren Inlineskatern üben und zwei Straßen in einem Wendeplatz vor einer Garage enden. Zwei junge Paare sind es, die sich so lautstark ansprechen. Die Frauen hängen an den Armen der Männer. Der eine betont, dass sie ihm etwas versprochen habe. Ich höre immer wieder das Wort „promised“. Mehr kann ich nicht verstehen. Und als sie dann umsinkt, nur noch seine Mahnung, doch ja wieder

aufzustehen. Das zweite Paar kommt hinzu und hilft beim Hochzerren der Umgesunkenen. Dann entfernen sich die beiden Frauen vielleicht fünfzig Schritte. Die beiden Männer bleiben auf dem freien Platz direkt unter meinem Fenster stehen und zünden sich Zigaretten an. Da kommen die beiden Frauen zurück. Sie scheinen die Richtung verloren zu haben. Die eine der beiden, die offensichtlich den Alkohol noch schlechter vertragen hat als die andere, streift ihre dunkle Jacke ab und sinkt - die blanken Armen über dem dunklen Haar - auf dem Pflaster zusammen. Die anderen sammeln auf, was sie sonst noch von sich geworfen hat, einen kleinen Beutel und eine Rose in Zellophan. Dann richten sie die Frau wieder auf. Eigentlich eine traurige Szene. Mich beruhigt etwas, dass sie wenigstens zusammenhalten und sich gegenseitig stützen. Schließlich gehen sie den Weg, den sie gekommen sind, wieder zurück und ihre Stimmen verklingen, als ich wieder ins Bett schlüpfe. Martin hatte auf den Weg zur Tower Bridge, wo wir viele junge Leute hatten beim Bier im Freien sitzen gesehen, noch gesagt: „Am Freitag Abend wird in London schrecklich viel gesoffen.“

Samstag, 17. Juli 2004

Hühner-Party auf der Cam

Während ich - wie bisher jeden Morgen - am Esstisch im Wohnzimmer sitze und auf dem Laptop einige Sätze zum vorangegangenen Tag notiere, schlägt der Regen in dicken Tropfen an die Scheiben und auf die Eichenbohlentür, deren Flügel ich beim Aufstehen geöffnet hatte. Diese Tür ist etwas ganz Merkwürdiges. Hinter ihr befindet sich kein Balkon, vor ihr aber auch keine Scheibe. Es ist also ein Loch in der Hauswand des ersten Stocks und dieses Loch in der Wand lässt sich nur durch diese Türe bzw. diesen vom Fußboden bis zur Decke reichenden Fensterladen schließen. Nur bis zur Höhe des Bauchnabels gibt es in dieser Fenstertür eine dicke Glasscheibe. Ob diese Konstruktion in England öfter vorkommt? Oder handelt es sich um einen kuriosen Einfall des Architekten? Jedenfalls regnet es und ich schließe diese Eichentür. Und noch während des Frühstücks - zwei Stunden später - regnet es, wenn auch schon dünner, und der Wetterbericht im Fernsehen verspricht Besserung. Wir bleiben darum bei unserem Plan, bereits heute - und nicht erst morgen - nach Cambridge zu fahren. Morgen Nachmittag wird Innes an der Einweihung der neuen Wohnung ihrer Freundin – plus Kindergeburtstag - teilnehmen. Sie hatte schon zugesagt, bevor unsere Reise nach London fest geplant war. Martin und Innes freuen sich auf Cambridge. Sie müssen dort zusammen einen schönen Tag verbracht haben. Martin will wieder einen flachen, langen Kahn mieten und uns auf dem Cam an den Colleges vorbei stochern. Man nennt dieses Stocherkahnfahren, das auch zu meiner Zeit in Tübingen zu den besonderen Vergnügen der Studenten gehörte, „Punting“. Auch ich freue mich darauf und erinnere mich wieder, wie mein Bruder Ulrich, auch so ein Riesenkerl wie Martin, sich gut darauf verstand, den Kahn mit einer wirklich sehr langen Stange durch den Neckar zu treiben und zu steuern.

Cambridge liegt nicht gerade vor den Toren Londons. Es sind etwa 100 km bis dorthin, doch über die Autobahn erreicht man es heutzutage schnell. Man fährt durch flach gewelltes Ackerland mit dünnen Hecken. Kaum ein Baum.

In Cambridge tun wir uns schwer, einen Parkplatz zu finden. Ein extrem teures Parkhaus ist voll, in einem zweiten, das zu einem Schwimmbad gehört und etwas weniger kostet, aber auch vom Stadtkern weiter entfernt liegt, finden wir schließlich auf dem obersten, dem 9. Parkdeck, einen Stellplatz, für den wir am Abend 5 Pfund berappen müssen. Der Andrang erklärt sich, als wir über eine weite Spielwiese zum Stadtkern und zu den ersten Colleges gelangt sind, damit, dass heute entweder an allen oder doch an mehreren Colleges Examensfeiern stattfinden. Studenten und Professoren stehen in ihren schwarzen Umhängen auf dem Rasen und prostern sich zu. Die Eltern, die das alles finanziert haben, genießen den Tag mit ihren Kindern.

Wir finden am Wasser keinen Platz in den Terrassenrestaurants, die sich Martin und Innes aufgrund ihres früheren Besuches ausgeguckt haben, und beschließen darum, für ein Picknick einzukaufen. Martin und ich übernehmen dies, während Innes und Ruth für einen Stocherkahn anstehen. Wir kaufen als erstes einen Apfelkuchen zum Nachtisch, dann nach und nach italienisches Brot, eine deftige Landwurst und Käse, den Martin an einem Marktstand aussucht, nachdem er sich Kostproben hat abschaben lassen. Und dazu gibt es dann noch zwei Pizzastücke und Erdbeeren. Tee und Kaffee werden wir uns dann an einem Stand an unserem Rastplatz kaufen. Ich werde mich wie üblich an Apfelschorle halten.

Hier will alles arrangiert sein. Bei dem großen Andrang klappt heute nichts wie von selbst. Auch auf dem Wasser - und gestochert wird auf einem etwa einen Kilometer langen Stück zwischen zwei Wehren - drängen sich die Kähne. Vorgesehen ist Rechtsverkehr und in jedem Boot steht die dringende Mahnung, die Hände innerhalb der Bordwand zu halten. Das leuchtet ein, denn immer wieder schrammen die Kähne längsseits aneinander vorbei, und weil jeder, der will und es sich traut, auch stochern darf, kommt es immer wieder vor, dass ein Boot sich querstellt und die anderen es unweigerlich rammen. Kleinkinder tragen vorsichtshalber Schwimmwesten. Die Bootsnamen sind entsprechend. Dreadnought heißt einer dieser sanft gleitenden, flachen Holzkähne. Wenn ich mich richtig erinnere, nannte man so zu Beginn des 20. Jahrhunderts einen neuen Typ von Schlachtschiffen, dem unser deutscher Kaiser Wilhelm II dann gleichwertige oder gar überlegene deutsche Panzerkreuzer entgegenzustellen suchte, was zu einem verhängnisvollen Wettrüsten führte. Hier auf der Cam geht es nachgerade friedlich und lustig zu. Mehrere Boote haben junge Frauen an Bord, von denen eine jeweils einen Schleier trägt. Innes erklärt: „Das ist eine so genannte Hen-Party. Am Vortag der Hochzeit machen die Bräute mit ihren Freundinnen solche Ausflüge - und es gibt auch das männliche Pendant dazu. Der Bräutigam trägt dann einen gehörten Kopfschmuck.“

Inzwischen strahlt die Sonne und die Stocherer nehmen schon mal ein Bad in der Cam in Kauf. Das Stochern ist gar nicht so einfach, weil man auf dem kurzen Stocherstück unter einem halben Dutzend niedriger Brücken, die bis zu drei enge Bögen aufweisen, hindurch muss. Von den Ufern hängen manchmal von beiden Seiten Weidenvorhänge bis aufs Wasser hinab. Die dicken Äste, welche die Stocherer abstreifen könnten, sind allerdings übermannhoch beschnitten. Man hat sich also auf dieses Wasservergnügen, dem hier Hunderte gleichzeitig frönen können, richtig eingestellt. Uns vieren macht es großen Spaß hier mittenmang zu sein. Am ausgelassensten sind die Boote mit den Hen-Parties. Was sich bloß die Japaner, die sich in dunklen Anzügen von Einheimischen mit Strohhüten durch das Gewimmel chauffieren lassen, denken, wenn ein Bräutigam unter dem Gekreische der „Hühner“ auf dem anderen Boot auf seinem Stocherplatz zu strippen anfängt? Martin kommentiert: „It's getting indecent now!“ Die Hüllen fallen - na ja, bis auf die Badehose. Deren Entfernung wird nur noch angedeutet. Dafür grüßt dann der Stocherer von einem anderen Boot blitzschnell mit nacktem Po. Da sage einer, die Engländer seien besonders konservativ! Und auch bei der Kleidung der jungen Leute, die den ersten richtigen Sommernachmittag dieses Jahres genießen, ist es so, dass man sehr viel Leichtes, Kurzes und weitgehend Durchsichtiges oder tief Ausgeschnittenes zu sehen bekommt. Das Outfit dieser Cambridger - Studenten und Nichtstudenten - bildet einen merkwürdigen Gegensatz zu den schwarzen Flattergewändern der frisch Examinierten und zur steifen Würde der Colleges mit ihrem gotischen Zackenwerk.

Als ich auf dem weiten Innenhof des Trinity-College stehe, erinnere ich mich: Hier musst du vor fünfundvierzig Jahren während eines Ausflugs mit dem British Council schon einmal gestanden haben. Ich muss nach den Briefen und Fotos schauen und dieses Sommersemester in London zu rekonstruieren suchen.

In einer Buchhandlung kaufe ich mir in einer Ausgabe von Everyman's Library die Gesammelten Kurzgeschichten von Evelyn Waugh. Martin hatte mich beim Frühstück - an Hand von „A Handful of Dust“ - auf diesen Autor aufmerksam gemacht, den er neben Graham Green am meisten schätzt. Noch mehr als die Romane hätten mich Reisetagebücher Waugh's interessiert. Doch diese waren nicht vorrätig.

Spät am Abend sehen wir noch die Zusammenfassung des dritten Tages des Golfturniers in Troon in Schottland. Das gibt es schon wunderbare Schläge: aus der Sandgrube bis dicht ans Loch. Dann klatschen die Zuschauer begeistert. Ihr Liebling ist Mountry, ein Schotte, der seit über zehn Jahren zu den Spitzenspielern der Welt gehört, aber merkwürdigerweise noch nie ein ganz großes Turnier gewonnen hat, doch immer wieder mal zweiter geworden ist. Ich finde es schön, dass Martin und Innes sich gemeinsam für diesen Sport begeistern können.

Sonntag, 18. Juli 2004

Eine Wanderung unterhalb der Kreidefelsen von Kent

Wir haben die Wahl: Hampstead Heath und Friedhof Highgate (mit dem Grab von Karl Marx) oder Botanischer Garten (Kew Gardens) oder der von Charles Dickens bevorzugte Badeort Broad Stairs an der Ost-Spitze Englands, nahe dem Einfluss der Themse. Die Wahl fällt uns schwer und wir beraten beim späten Frühstück fast eine Stunde. Wir entscheiden uns dann für den Badeort, weil es Innes und Martin dort immer so gut gefallen hat und weil Ruth und ich uns auf einen Spaziergang am Meeresrand der Kreidefelsen freuen. Wir kommen zur richtigen Zeit an. Die Flut zieht sich gerade zurück und die Möwen suchen in dem aufgeschwemmten Tang nach Futter. Wir dringen unterhalb der steilen Kreidewände immer weiter durch Geröll und Tang vor, bis wir ganz allein unterwegs sind und auch das Gefühl haben, dass hierher seit Tagen kein Wanderer mehr gelangt ist. Ruth findet angeschwemmte Seesterne und sammelt weitere Mitbringsel für Hannah. Ich entdecke im Tang zwei Katzenhaie, die noch nicht lange tot sein können. Sie sind etwa 60 cm lang und sehr schlank und sie weisen die charakteristischen kleinen Flecken auf. An mehreren Stellen führen Felstreppen durch Aushöhlungen nach oben, aber an der einzigen Stelle, an welcher der Eingang offen ist, weist eine Tafel darauf hin, dass der Ausgang oben verschlossen ist und auf Privatgelände führt. So gehen wir immer weiter in der Hoffnung, dass bald eine Bucht sich öffnen und ein Aufstieg zur Oberkante der Kreidefelsen möglich sein wird. Erst nach mehr als einstündigem Marsch erfüllt sich diese Erwartung, als wir wieder mal um eine Kreideecke biegen und eine weite, mit Sand bedeckte Badebucht vor uns sehen. An deren Rand stehen wieder Häuser und auch ein Hotel. Wir sind bis North Foreland, die östlichste Ecke Kents, wo sich auch ein weißer Leuchtturm erhebt, vorgedrungen.

Wir gehen auf der Oberkante der Kreidefelsen nach Broadstairs zurück, vorbei an einer Reihe von Villen und Landhäusern mit herrlichem Meeresblick. Wir sind drei Stunden unterwegs gewesen und wollen vor der Heimfahrt noch Tee trinken und ein Stück Kuchen essen. Wir finden einen Terrassentisch in einem einfachen Hotel mit Meeresblick. Um uns herum sitzen Arbeiterfamilien mit kleinen Kindern. Neben uns ein vielleicht sechs- oder auch bereits zehnjähriges behindertes Kind in einem Rollstuhl. Es verzieht immer wieder mal das Gesicht zu einer Grimasse. Es spielt mit knisterndem, silbrig glänzendem Zellophan und einem bissfesten Bilderbuch aus Plastik und ist guter Dinge. Direkt unterhalb unseres Teetisches stillt eine junge Mutter ihr Baby, von dem Ruth annimmt, dass es gerade mal zwei Monate alt ist. Es irritiert mich, dass die stillende Mutter aus einem großen Glas Coca Cola mit Zitrone trinkt.

Auf der Rückfahrt kommen wir dank eines kleinen Umwegs durch Margate, Englands ältestem Badeort. Heute bestimmen dort Glücksspiele das örtliche Klima.

Wir haben Martin heute mancherlei gefragt und er hat uns auch bereitwillig Auskunft gegeben. Wahrscheinlich wird Mitte Oktober geheiratet und es wird ein großes Fest werden. Vielleicht werden Innes und Martin im August erst mal nach Berlin kommen, um hier Urlaub zu machen. Dann lässt sich ja noch vieles näher besprechen. Jetzt ist erst mal wichtig, dass die beiden sich füreinander entschieden haben.

Das Nächste wird sein, dass Martin sondiert, wie es bei ihm beruflich weitergehen kann. Vor einem halben Jahr hatte Hartwig Schneider, bei dem Martin in Stuttgart längere Zeit praktiziert hatte und der inzwischen Professor geworden ist, ihm die Stelle eines wissenschaftlichen Rates an der Universität Aachen angeboten. Doch nach der aufregenden, gewissermaßen globalen Tätigkeit bei Chipperfield war Martin dann Aachen doch etwas zu ruhig und abgelegen. Ich hätte an seiner Stelle das Angebot wahrscheinlich angenommen. Er hätte dort auch an eigenen Entwürfen arbeiten und so schließlich auf eine Professorenstelle gelangen können. Vielleicht wäre es aber angemessener, sich an anderer Stelle um eine Juniorprofessur zu bewerben. Schließlich kann er auf eine fünfjährige Tätigkeit in einem der bekanntesten Architekturbüros der Welt verweisen.

Montag, 19. Juli 2004

Wechselseitige Hilfe unter Europäern

Vor der Abreise sprechen wir mit Martin noch einmal über seine Ferien- und Hochzeitspläne. Wir sagen, dass wir ihn mit 5000 Euro unterstützen können.

Die Rückreise nach Berlin müssen wir allein organisieren. Martin hat uns noch ein Taxi zum Bahnhof London Bridge bestellt. Mit Hilfe eines Schaffners gelingt es mir dort, die Fahrkarten bis Luton Airport aus einem Automaten zu lassen. Man konnte mit Banknoten und Münzen bezahlen. Verunsichert werden wir durch den Umstand, dass infolge von Umbauten eine Vielzahl von Zügen auf dem Bahnsteig unseres Zuges nach Luton abgefertigt werden müssen. Wenn ich nachfrage, kann es mir immer noch leicht passieren, dass ich nur einen Teil der Antwort verstehe.

In Berlin-Schönefeld kann ich mich dann revanchieren und einem Engländer beim Kauf einer S-Bahnkarte helfen. Man kann den Automaten zwar so programmieren, dass er alle Wahlmöglichkeiten in englischer Sprache ausweist, aber ein Ausländer kennt sich auch dann mit den vielen Alternativen, die genannt werden, nicht aus. Ich zeige dem Engländer, wie er zum Grundpreis zu einer einfachen Fahrkarte kommt.

Um 19 Uhr kommen wir mit dem Bus in Kladow an. Das Taxi wollten wir uns sparen. Ich steige an der Uferpromenade mit dem 25 kg schweren Koffer aus. Ruth eilt voraus und holt das Auto aus der offen stehenden Garage.

Es hat inzwischen in Berlin mehr geregnet als in England. Die kleinen Zwiebeln, die ich in der Drogerie Schlecker en passant – weil im Sonderangebot – mitgenommen und vor der Abreise noch gesteckt habe, sind inzwischen 15 cm hoch ausgetrieben. Die Kürbisse haben sich – und dagegen erhebt Ruth Einspruch – über ihre Blumenbeete ausgebreitet und tragen bereits faustgroße Früchte. Ich werde jeweils hinter dem ersten großen Kürbis die weiter austreibenden und immer noch blühenden Spitzen kappen müssen.

Die dritte Reise:

London November 2004

*If two lie together, then they have heat:
but how can one be warm alone?*

Ecclesiastes, IV, 11

„SIE DÜRFEN DIE BRAUT JETZT KÜSSEN“

Freitag, 5. November 2004

Erstes Zusammentreffen mit den Eltern der Braut

Während der letzten Monate haben Ruth und ich häufig mit Martin und ich gelegentlich auch mit Innes telefoniert. Fest stand: Die beiden würden schon bald heiraten und zwar mitten in London, in ihrem Stadtteil, in Bermondsey. End September wurden die offiziellen Einladungskarten versandt. Zwei Ringe waren übereinander eingepreßt und auf der Rückseite trugen die Karten einen kleinen Stadtplan, so dass sich auch die aus Deutschland und den USA Anreisenden leicht zurechtfinden konnten.

Zunächst hatte das Brautpaar den 2. Oktober als Hochzeitstermin angepeilt. Da war noch zu hoffen, dass auch London ein goldener Herbst beschert sein könnte und die Tower Bridge nicht im Novemberdunst liegen würde. So der Plan. Doch zum erstmöglichen Termin waren in der Maria Magdalena Kirche am Leathermarket die lang vereinbarten Reinigungs- und Reparaturarbeiten nicht mehr zu verlegen und bei den späteren Oktoberterminen gab es Schwierigkeiten mit dem Mieten des genau passenden, nahe gelegenen Festsaaes. Schon bald waren Innes und Martin jedoch erleichtert, durch die Verlegung auf den November etwas Zeit gewonnen zu haben. Es zeigte sich, dass für eine Hochzeit mit hundert Gästen – darunter vielen Auswärtigen – unwahrscheinlich viel organisiert werden muss. Und London ist ein teures Pflaster. Das Paar wollte die enormen Kosten einer im Hotel arrangierten Hochzeit vermeiden und in dem angemieteten Festräumen die einzelnen Dienstleistungen selbst in Auftrag geben. So konnten Martin und Innes die Kosten halbieren. Um Wein und Champagner einzukaufen fuhren sie mit ihrem Auto nach Frankreich. Ein hübscher Trip und nochmals eine spürbare Entlastung des Budgets. Und es blieb immer noch die Hoffnung, dass es am 6. November nicht regnen würde.

Ansonsten machten Martin und Innes die Erfahrung: In London ist fast alles zu haben, sofern man es bezahlen kann. Es sollte ein schönes Fest werden, und hübsche Ideen hatten sie. Doch die Ersparnisse der beiden schmolzen dahin. Wir überwiesen im Voraus den größten Teil des im Juli in Aussicht gestellten Hochzeitsgeschenks. Die beiden kalkulierten gut und es blieb noch genügend übrig für die drei Flitter- und Erholungswochen in Kapstadt und Umgebung. Ich hatte Martin aus dem Jahre 1998 mein Reisetagebuch der Gartenroute zwischen Port Elizabeth und Kapstadt geschickt und sie für die Naturschutzgebiete Wilderness und Adoo Elephant Park begeistern können.

Einfacher als in Deutschland ist in England das Heiraten als solches. Kirchliche und standesamtliche Trauung fallen zusammen. Der Pfarrer der anglikanischen Staatskirche ist gleichzeitig Standesbeamter. Die amtlichen Urkunden werden im Rahmen des Gottesdienstes ausgestellt. Die Mitgliedschaft in der Anglikanischen Kirche ist für eine kirchliche Trauung nicht Bedingung.

Den Kontakt zum örtlichen Pfarrer konnten Innes und Martin leicht finden. Als sie den Gottesdienst in der am nächsten gelegenen Kirche am Leathermarket besuchten, sprachen sie anschließend den Pfarrer an. Diesem war das Paar ohnehin sofort aufgefallen. Sie kamen leicht ins Gespräch, war er doch nur wenige Jahre älter als sie, und es war noch nicht lange her, dass er aus Zimbabwe zurückgekehrt war, wo er gerne noch geblieben wäre, aber keine Aufenthaltsgenehmigung erhalten hatte.

Er besuchte das Brautpaar an einem der folgenden Tage. Man verstand sich wieder gut, und Innes und Martin gingen in den kommenden Monaten des Öfteren zum Gottesdienst in Maria Magdalena. Sie trafen dort Menschen sehr unterschiedlicher sozialer Herkunft. Martin meinte, der Pfarrer habe es nicht leicht, in der Predigt alle anzusprechen: zum einen die schwarzen Einwanderer, zum anderen die immer schon hier lebenden Londoner Arbeiter und schließlich die paar Gebildeten, die über ein vergleichsweise komfortables Einkommen und ein gewisses Prestige verfügen. Für Innes und Martin war es eine neue Erfahrung, in der Kirchengemeinde auf Menschen zu treffen, mit denen sie hinter den bewachten und sogar mit Stacheln bewehrten Mauern der Eigentumswohnungen auf dem früheren Alaska-Firmengelände bisher nicht in Berührung gekommen waren.

Das einzige, was dann in Bermondsey nicht so ganz klappte, war die Unterbringung aller Gäste in ein und demselben Hotel. Die Verwandten von Innes und die Berliner logierten in zwei verschiedenen Hotels. Wolfgang, unser jüngster Sohn und seine Freundin Sabine und Gregor, der Sohn von Ruths Bruder Jürgen und Architekturstudent, fanden bed and breakfast am Leathermarket. Zusammen zu frühstücken wäre nett gewesen. Es wird auch so gehen. Immerhin ist alles klar geregelt und die Entfernungen sind kurz.

Christian, unser zweiter Sohn, und Nadya, seine Frau, sind bereits seit zwei Tagen in London. Christian sucht den Kontakt zu Galerien, die auf internationalen Messen ausstellen. Der Rest der Familie Ebert fliegt heute. Die sechsjährige Hannah hat die beiden letzten Tage bei den Großeltern in Kladow übernachtet, im „Gräbele“, das heißt, zwischen Ruth und mich hat sie ihr Kopfkissen und ihr Federbett gelegt. So schläft man sicher, auch wenn schon mal der Wind die Kiefernäste über das Dach fegt.

Um 13.30 Uhr fahren wir mit Hannah im Taxi zum Bahnhof Spandau und von dort mit dem Flughafen-Express nach Schönefeld. Dort treffen wir Wolfgang und Sabine, die direkt von der Arbeit kommen. Wolfgang ist Kunstlehrer mit einer halben Stelle am Evangelischen Gymnasium zum Grauen Kloster und Sabine ist Versicherungskauffrau und spezialisiert auf KFZ-Versicherungen.

Christian hat für uns alle bei dem Billigflieger Easyjet gebucht, der den etwas abseitigen und vergleichsweise bescheiden ausgestatteten Flughafen Luton anfliegt. Wichtig ist nur, dass alles reibungslos funktioniert. Die einzige Überraschung ist, dass wir auf der Thames Link Linie die 580 Meter zwischen den Stationen St. Pancras and Kings Cross zu Fuß zurücklegen müssen, weil an der Strecke und dem Bahnhof Kings Cross gebaut wird. Der Verbindungsweg ist jedoch gut ausgeschildert. Das Wetter ist mild. Unsere Koffer haben Rollen. Ein wenig kommen wir bei dem Gepäckmarsch aber dennoch ins Schwitzen. Hauptsache: Es regnet nicht. Wir fahren mit Thames Link weiter bis London Bridge. Ursprünglich wollten wir von dort zunächst in unser Hotel „Premier Lodge“ fahren. Es liegt in der Park Street 34, wenige Schritte vom Museum Tate Modern und der Themse.

Doch dann sagte uns Martin – und dieser Anruf hat mich noch kurz vor dem Abflug in Berlin

erreicht -, dass er das Abendessen bereits für 19 Uhr in dem uns bereits bekannten traditionellen Restaurant „Leather Exchange“ am Leathermarket bestellt habe. Wir fahren also mit einem Taxi und mitsamt dem Gepäck zu diesem altenglischen Lokal. Martin hat den ersten Stock für seine Gäste reserviert. Wahrscheinlich haben in diesem Pub sich früher die Lederhändler nach ihren Geschäften auf ein Bier getroffen. Unten ist es eine verräucherte Kneipe, doch im ersten Stock hat die Sache Stil. Hier kann man sich in Ruhe zusammensetzen. In der Mitte des Raumes steht ein langer Eichentisch mit blanker, polierter Oberfläche. Die breiten, dunklen Dielen knarren, wenn man kräftig auftritt. Dieser urige, an die Zeiten von Charles Dickens erinnernde Eindruck wird gemildert durch eher plüschige Polstermöbel in den Nischen, die Genrebildern an den Wänden und die Nippesfiguren auf den Sideboards.

Alles ist komfortabel. Angeboten werden einfache Speisen. Die meisten Gäste – und zunächst sind wir nur ein gutes Dutzend - bestellen Salat mit einem Beefburger zwischen, krustigem italienischem Weißbrot. Dazu gibt es italienischen Rotwein. Ich finde auf der Speisekarte, die der Wirt für uns von Hand geschrieben hat, wieder meinen Salatteller mit Hähnchenstreifen. Doch ich berichte jetzt in der falschen Reihenfolge. Die Verköstigung ist an diesem Abend nun wirklich nicht die Hauptsache. Heute begegnen sich hier zum ersten Mal die Familien Ebert und Wood. Nur die Freunde des Brautpaares kennen Ruth und ich bereits von der improvisierten Verlobungsfeier im Juli, in der Wohnung des Paares.

Wir haben noch nicht einmal ein Foto der Eltern gesehen. Wir wissen nur, dass sie rüstig, doch einige Jahre älter sind als Ruth und ich. Innes ist das jüngste von drei Kindern. Sie hat noch eine Schwester und einen Bruder, die beide verheiratet sind und auch bereits halbwüchsige Kinder haben. Und wir wissen, dass die Eltern Laurie und Joe heißen. Und da gibt es dann bereits die erste Überraschung bei der Vorstellung und Anlass zu herzlichem Gelächter. Ruth und ich haben natürlich angenommen, dass Laurie eine Koseform des deutschen Vornamens Laura ist und der Vater auf den knappen Rufnahmen Joe hört. Nun ist es gerade umgekehrt. Jo ist wohl die Kurzform von Johanna.

Ansonsten verstehen wir uns sofort. Uns allen steht die Freude ins Gesicht geschrieben: Unsere Kinder haben sich gefunden und sie haben sich schlussendlich für die Ehe entschieden. Und dies finden wir, die beiden Elternpaare, sehr gut! Das ist kanalübergreifendes, deutsch-schottisches Einverständnis. Ich setze mich in der Mitte des langen Tisches dem Vater gegenüber und neben Innes. Martin sitzt auf der anderen Seite zwischen Jo und Ruth, um übersetzen zu können. Er muss aber bald aufstehen, um neue Gäste zu begrüßen, so dass Ruth zu Jo aufrückt. Zuvor hat Martin noch darauf hingewiesen, dass Ruth und ich häufig Radtouren machen, und da berichtet dann Jo, dass Laurie einst in Schottland Radrennen gefahren und sie ihm an der Strecke beim Überreichen eines Getränks zum ersten Mal begegnet sei. Diese Geschichte würde ich gerne im Detail erfahren, aber dazu findet sich keine Gelegenheit, denn fortwährend sind neu eintreffende Gäste zu begrüßen. Trotz unseres holperigen Englisch verstehen wir uns recht gut. Es herrscht den ganzen Abend über beste Stimmung.

Ruth und ich haben das Gefühl: diese beiden Familien passen zusammen, zumindest vermögen wir keine untergründigen Spannungen wahr zu nehmen. Vielleicht ist es auch gut, wenn unsereiner mangels Sprachkenntnissen nicht alle Feinheiten heraushören kann. Bei unserer Hochzeit war die Stimmung auch gut. Ruths Vater und mein Vater verstanden sich sogar sehr gut. Doch mir ist es manchmal unheimlich, wenn Ruth heute - nach fast vierzig Jahren - noch einzelne Aussagen meiner Mutter oder meiner Geschwister zu zitieren und damit in das Familienbild zu sortieren weiß. Mein Vater war eben wie er war, doch meine Mutter hatte für alles ihre Regieanweisungen erteilt und war darauf bedacht, ihre Familie vorteilhaft in Szene zu setzen.

Solche Versuche sind heute Abend von keiner Seite zu spüren. Keine der beiden Familien hat dies nötig. Im Übrigen steht das Brautpaar – anders als Ruth und ich – nicht am Anfang des Berufslebens, sondern hat gleichaltrige und gleichfalls erfolgreiche Kollegen eingeladen, zum einen aus der Anwaltskanzlei von Innes und zum anderen aus dem Architekturbüro Martins. Das entlastet die Eltern. Sie sind nicht mehr so wichtig. Sie dürfen sich einfach über die erwachsenen Kinder freuen. Und so haben Laurie und Joe, Ruth und ich es heute Abend gehalten.

Samstag, 6. November 2004

Letzte Vorbereitungen

Um 14 Uhr wird die Hochzeit sein. Für 10 Uhr hat Innes ihre Friseurin in die Wohnung im Alaska-Building bestellt. Sie hat Ruth angeboten, sich gleichfalls die Haare legen zu lassen. Dies soll um 11 Uhr geschehen. Bis dahin üben Ruth und ich im Hotelzimmer unsere Texte. Ruth wird im Gottesdienst eine Bibelstelle vorlesen – auf Deutsch – und ich werde dann während der Feier Lichtbilder aus Martins Kindheit und Jugend zeigen und diese – und das ist das Problem – auf englisch kommentieren. Wir lesen uns diese Texte mehrfach laut vor, zuerst Ruth die Verse aus dem Hohen Lied – nebst der von mir formulierten Einleitung. Und dann lese ich meinen englischen Erläuterungen zu den Fotos, die der Beamer auf die Leinwand werfen soll. Es ist verrückt: Ich übe auf diese Weise auch die Fehler, von denen der Text nur so wimmeln dürfte.

Sarah, Innes beste Freundin, die auch Trauzeugin sein wird, öffnet uns. Sie ist schon verheiratet, strahlt Ruhe aus, spricht deutsch. Alles läuft gut, und etwas außerhalb der englischen Regie sehen wir die Braut, bevor sie an der Hand ihres Vaters vor den Altar tritt. Kein Myrtenkranz, kein Schleier, vielmehr wie immer die eng anliegende, kurze, glatte Frisur und nur ein klein wenig Rouge auf dem schmalen Gesicht unter dem blonden Haar. Doch das ärmellose, bis auf den Boden reichende und eine kurze Schleppe bildende Kleid ist wirklich wunderbar. Ganz helles Creme und ganz auf Taille geschnitten, nicht mit Hilfe von Abnähern, sondern durch das Aneinanderfügen einzelner Passstücke und Stoffbahnen. Innes ist sehr schlank, doch ein sportlicher Typ, so dass sie neben dem kräftigen, groß gewachsenen Martin keineswegs zerbrechlich, vielmehr recht selbstständig, wenn auch anschmiegsam wirkt. Doch hier nehme ich einen späteren Eindruck vorweg, denn Martin ist vor der Hochzeit nicht bei uns. Er hat – und dies ist eine englische Tradition, vermutlich aus einer Zeit, in der Brautpaare noch nicht jahrelang in einer Eigentumswohnung zusammengelebt haben – die Nacht vor der Trauung in der Wohnung seines Freundes und Kollegen Jochen und dessen Frau verbracht. Ruth und ich finden dies lustig. Auf diese Idee wären wir nicht gekommen.

Wo habe ich eigentlich in der Nacht vor unserer Hochzeit geschlafen? Du liebe Zeit, das habe ich vergessen. Ruth weiß dies bestimmt noch. Ah doch, da fällt es mir ein. In Bad Windsheim gibt es doch den Polterabend, ein schlechthin unvergessliches Ereignis. Da hat doch die Nachbarjugend – und dies ist Tradition – eine nicht nur symbolische Menge von Geschirr und sonstigem ausrangiertem Hausrat unten vor der Tür zertöppert, während wir uns oben mit einigen Gästen unterhielten, und dann mussten Ruth und ich die Scherben einsammeln und den ganzen Krempel auf einem Leiterwagen über einen Feldweg – und wir erfanzelten uns mit der Taschenlampe einen trockenen Pfad – zum Müllberg karren. Entzückt waren wir von diesem bayrischen Brauchtum überhaupt nicht. Es gilt wohl als eine Art Bewährungsprobe für harte Zeiten. Und danach habe ich wahrscheinlich wieder – ein Stockwerk über Ruth – im früheren Kinderzimmer meines künftigen Schwagers Jürgen geschlafen.

Die Trauung und die Rundfahrt im roten Doppeldecker

Die neugotische St. Maria Magdalena Kirche, die hundert Jahre alt sein könnte, ist nicht sonderlich groß. Sie ist angenehm warm und die Hochzeitsgemeinde füllt die Reihen bei aufgelockerter Sitzweise. Für die nächsten männlichen Verwandten des Brautpaares liegt eine dunkelrote Rose bereit. Sie wird ans Revers gesteckt. Trauzeugen, Eltern und Geschwister sitzen in den ersten, für sie reservierten Reihen. Dann ist es fast wie beim happy end im Kino. Der Organist greife in die Tasten Vater Wood führt die Braut herein. Sie sitzt während des Gottesdienstes neben dem Bräutigam.

Penny, die ältere Schwester, liest aus Prediger 4, die Verse 9-12. Sie sieht Innes sehr ähnlich, nur dass die braunes Haar hat. Sie ist genau so schlank, sie gilt in der Familie als enorm tüchtig, sie die lebenskluge Mutter dreier Kinder. Und doch hat sie uns gesagt, aufgeregt sei sie schon, aber sie werde das durchstehen, und so liest sie unter den aufmunternden Blicken von Ehemann und Kindern:

*So ist's ja besser zwei als eins;
denn sie genießen doch ihrer Arbeit wohl.
Fällt ihrer einer, so hilft ihm sein Gesell auf.
Weh dem, der allein ist!
Wenn er fällt, so ist keiner da, der ihm aufhelfe.
Auch wenn zwei beieinander liegen, wärmen sie sich;
wie kann ein einzelner warm werden?
Einer mag überwältigt werden,
aber zwei mögen widerstehen,
und eine dreifache Schnur reißt nicht entzwei.*

Dann ist Ruth an der Reihe. Und sie macht ihre Sache gut. Sie liest laut und deutlich und was sie liest, klingt wie eine Aufforderung an alle, die Jungen wie die Alten. „Ich lese im Hohen Lied aus Kapitel 2 die Verse 10 – 13 und aus Kapitel 8 die Verse 6 und 7. Ich benutze die moderne Übersetzung der Guten Nachricht.“ Ruth blickt die Gemeinde während des Lesens immer wieder an. Man spürt: Dies ist eine erfahrene Lektorin.

„Im Alten Testament, der hebräischen Bibel findet sich eine Sammlung von Liebesliedern. Diese Liebesgedichte wurden lange Zeit König Salomon zugeschrieben. Die Liebenden sprechen einander an und sehen die Welt in neuem Licht.

Auch wenn unser Brautpaar im Herbst heiratet, darf es doch in Frühlingsstimmung sein. Und wie leicht kann man heutzutage auch in den Frühling fliegen, zum Beispiel von London ans Kap der Guten Hoffnung.

*Nun spricht er zu mir:
Mach schnell, mein Liebes!
Komm heraus, geh mit!
Der Winter ist vorbei mit seinem Regen.
Es grünt und blüht, soweit das Auge reicht.
Im ganzen Land hört man die Vögel singen;
nun ist die Zeit der Lieder wieder da!
Sieh dort, die ersten Feigen werden reif;
die Reben blühen, verströmen ihren Duft.
Mach schnell, mein Liebes!
Komm heraus, geh mit!*

*Du trägst den Siegelring
 an einer Schnur auf deiner Brust.
 So nimm mich an dein Herz!
 Du trägst den Reif um deinen Arm.
 So eng umfange mich!
 Unüberwindlich ist der Tod: niemand entrinnt ihm, keinen gibt er frei.
 Unüberwindlich - so ist auch die Liebe, und ihre Leidenschaft brennt wie ein Feuer.
 Kein Wasser kann die Glut der Liebe löschen,
 und keine Sturzflut schwemmt sie je hinweg.
 Wer meint, er könne solche Liebe kaufen,
 der ist ein Narr, er hat sie nie gekannt!*

Der musikalische Höhepunkt ist das Laudate Dominum von Mozart, gesungen von der jungen Sopranistin Miranda Rogers. Innes und Martin haben auch einen vorzüglichen Organisten, Charles Cole, aus der katholischen Gemeinde gewonnen.

Die bodenständige, heiter gestimmte Predigt über die Liebe Gottes und der Menschen bereitet das Paar und die Gemeinde auf die traditionellen, schwergewichtigen Heiratsversprechen mit der Perspektive der guten und der schlechten Zeiten und das eheliche Zusammenstehen vor. Und wie man es aus so manchem amerikanischen Film kennt, fragt der Pfarrer, wenn auch mit freundlichem Augenzwinkern, ob jemand denn gar noch Einwände gegen diese Heirat erhebe. Der möge sich gefälligst melden oder für immer schweigen. Ich erinnere mich nicht, dass ich diese kuriose Frage jemals bei einer deutschen Trauung gehört hätte. Ich habe bis jetzt gedacht, diese Frage an die versammelte Gemeinde hätte es nur im Wilden Westen gegeben, wo man sich der Vergangenheit der Brautleute nicht sicher sein konnte. Doch wenn man sich in Maria Magdalena an diese zeremonielle Rede hält, rechne ich nun auch damit, dass es zum Schluss zur Erleichterung und Erheiterung aller heißen wird: „Sie dürfen die Braut jetzt küssen!“ Und tatsächlich so geschieht's. Es ist ein herzhafter Kuss, der sich sehen lassen kann!

Vor der Kirche wartet auch ein traditioneller, offiziell ausrangierter, aber für eine solche Sonderfahrten noch zu mietender roter Doppeldeckerbus mit einer offenen Plattform am Heck – gut geeignet, um die Fahrgäste mit einem Becher Sekt zu empfangen. Das Festlokal ist zwar nur wenige Meilen entfernt, aber dem altgedienten Fahrer macht es Spaß, uns eine gute Stunde an den Londoner Sehenswürdigkeiten vorbei zu kutschieren. An den Houses of Parliament schließt sich der Kreis. Hinter dem Hyde-Park haben wir das noble Hotel passiert, in dem Martin und Innes ihre Hochzeitsnacht verbringen werden.

Gefeiert wird in Versammlungsraum einer Stiftung. In U-Form wurde eine festliche Tafel gedeckt. Bevor man Platz nimmt, tauscht man sich aus. Ruth und ich reden mit Chipperfields. Evelin Chipperfield ist deutscher Herkunft. Ihre Eltern waren als Juden vor dem Hitlerregime nach Südamerika geflohen. Sie sagt, die Trauungszeremonie hätte sie mal wieder zu Tränen gerührt. Ruth hat ihrem Mann David aus dem Berliner „Tagesspiegel“ das kleine Interview mitgebracht. Er war – nach einem in der Sonntagsausgabe häufig benutzten Schema – gebeten worden, seine Vorlieben und Abneigungen kurz zu benennen. Aufgefallen ist Ruth, dass ihm die Familie über alles geht. Wir fragen ihn aber nach seiner Führung der Queen durch die Museumsinsel. Da habe sich unser Regierender Bürgermeister vorgedrängt. So ist er unser Wowi, immer vorne dran und häufig vorlaut, auch wenn er mal einem Stararchitekten zuhören und etwas lernen könnte.

Die Festreden und die Babyfotos

Die Festtafel lässt im Dekor und in der Zahl der mannigfaltigen Gläser für Sekt und Wein und Saft und Wasser, bei den verschiedenen Tellern und dem Besteck nichts zu wünschen übrig. Ich kenne mich da aber nicht so genau aus. Ruth hat dies in der Frauenfachschule in Neuendettelsau sicher mal gelernt. Nun gut, das alles lässt sich von Experten nach der Etikette planen. Doch das Heikelste sind die Toasts respektive die sie begleitenden Reden. Und die sind Pflicht für den Brautvater, den Bräutigam und den männlichen Trauzeugen – genau in dieser Reihenfolge. Laurie lässt sich von der Tradition nicht einschüchtern und macht so seine Scherze über die traditionellen Brautvaterreden. Er ist ein Spaßvogel und Jo versucht ihn gelegentlich etwas zu zügeln. Laurie zitiert aus diversen Vorlagen für solche Gelegenheiten, kommentiert diese und alle amüsieren sich. Und das Fazit ist dann das Erwartete: Er und Jo freuen sich riesig, diese Hochzeit mit allen Gästen feiern zu dürfen. Und darauf erhebt man die Gläser.

Martin hat sich in einem dicken Heft mit Filzstift Notizen gemacht, spricht aber frei – auch weitgehend frei von Mustern solcher Reden, die er ohnehin nicht so genau kennt. Er weiß nur, dass er allen zu danken hat, den Eltern, den Trauzeugen und natürlich seiner Braut. Und die Liebeserklärung kleidet er in eine selbstkritische Reflexion und dieser Satz hat sich mir eingeprägt: „Es ist mir ein Rätsel, warum ich so lange gebraucht habe, diese Entscheidung zu treffen. Die Monate seit der Verlobung waren die glücklichsten meines Lebens und ich kann die nächsten kaum erwarten.“ Auch über seine Eltern hat er etwas zu sagen. Er charakterisiert uns als „a true breed of postwar conservative (Pause), left-wing (großes Gelächter) protestants (Beifall)“. Wir hätten unsere Kinder erzogen in der Vorstellung, dass diese Welt zu verbessern sei und dass es dabei auf jeden ankomme. Doch wir hätten die Kinder jeweils ihren eigenen Weg suchen und gehen lassen.

Armin, Trauzeuge und Kommilitone aus Chicagoer Zeiten, fasst sich kurz. Die Rose, die er Martin habe überreichen wollen und zu deren Dornen er sich eine schöne Rede ausgedacht, liege nun leider im Auto vor der Kirche. Doch unter Designern müsse man sich zu helfen wissen. Er habe die Dorne an der für das Fest entdornten Ansteckrose mit einer Stecknadel nachgebildet und überreiche sie nun in der Hoffnung, dass die Ehe der beiden rot und voll erblühe und seine hiermit unterschlagenen, lebensklugen Kommentare zum alten Thema „keine Rose ohne Dornen“ sich als überflüssig erweisen würden.

Von den Eltern des Bräutigams werden in England keine Tischreden und Toasts erwartet. Laurie und ich haben uns aber gedacht, dass wir die Gäste mit einigen Fotos aus der Kindheit und Jugend von Innes und Martin unterhalten können. Armin hat als Profidesigner alles so vorbereitet, dass wir von seinem Laptop aus über einen Beamer die Fotos auf eine große Leinwand werfen können. Das klappt vorzüglich. Babyfotos von Erwachsenen erzeugen immer Heiterkeit. Zudem muss Innes ein zu Scherzen aufgelegtes Kind gewesen sein, das sich gerne verkleidet hat. Wer hätte dies gedacht bei einer Anwältin, die jetzt im dunklen, strengen Kostüm zur Arbeit geht, allerdings zuhause dann gerne zum Ringelpullover überwechselt. Sie ist heute eine ganz schlanke Frau; als Kind hatte sie runde Backen und stramme Ärmchen. Doch dies war bei unseren Kindern ähnlich. Christian und Wolfgang sind heute rank und schlank, doch als Kinder hatten sie Pausbacken, auch wenn sie nie dick waren.

Die von mir kommentierten Fotos hat Ruth ausgesucht.¹⁴ Sie setzte zwei Schwerpunkte. Die Fotos zeigen Martins Lieblingsaktivitäten und seine politischen Engagements. Martin spielt mit dem Baukran, konstruiert Brücken, baut sich ein eigenes Surfbrett, montiert das Surfsegel auf ein Skateboard und erfindet das „Bachs surfen“. Ein dickes, 2 m langes Brett wird wie ein Wasserski an der Brücke über einen Wildwasserbach befestigt. Den Haltegriff fest umklammert gleitet der Surfer

¹⁴ Kommentar zu den Fotos siehe Anhang.

auf der reißenden Gischt hin und her, indem er sein Gewicht auf dem verbreiterten hinteren Ende verlagert. Andere Bilder zeigen Martin und seine Brüder beim Streichen der Fassade eines besetzten Hauses im Wedding und beim Bäume-Pflanzen in Gorleben, wo es ein deutsches Sellafeld zu verhindern galt. David Chipperfield sagt anschließend zu Ruth: Jetzt könne er sich ein Bild machen, wie ein 1968 in Berlin geborenes Kind aufgewachsen sei und sich orientiert habe.

Auf zum schottischen Squaredanse!

Ich bin erleichtert, als ich meine zehnminütige Power Point Presentation hinter mir habe. Natürlich ist die Mahlzeit üppig, sehr, sehr lecker und Hochzeitskuchen gibt es auch noch. Doch nach dem Essen, den Reden und den Fotos werden die Tische abgeschlagen und die Stühle an den Saalrand gestellt. Tanzfläche frei für den schottischen Squaredanse! Unter den Gästen trägt zwar nur einer den traditionellen Schottenrock, aber die fünfköpfige Band und vor allem deren Leiterin sind auf die schottischen Volkstänze spezialisiert. Unermüdlich übt sie mit dem Brautpaar und den Gästen die verschiedenen Varianten der Volkstänze, die ich bisher auch nur aus amerikanischen Filmen über das Trapper- und Farmerleben kannte. Es wird dabei viel gehüpft und sich gedreht. Vor allem ein Spaß für die jungen Leute. Doch Laurie und Jo sind mit von der Partie. Ruth und ich halten uns nach dem langsamen Auftakt zurück und ich versuche mit Glück mit Schnappschüssen der Paare.

Innes und Martin tanzen ganz ausgelassen und küssen sich, auch wenn das schottische Kommando dies noch nicht einmal fordert. Ich denke an das frohe Hochzeitsbild Chagalls, in dem der Bräutigam die Braut an seiner Hand wie einen Engel hoch durch die Lüfte schwenkt.

Und doch: Solch eine Hochzeit ist für das Brautpaar ein unglaublicher Stress. Bei wem müssen sie sich nicht alles bedanken! Denn zum Tanzen sind noch einmal dreißig Freunde gekommen und haben Geschenke mitgebracht. Der Pfarrer und seine Frau sind den ganzen Tag dabei und am Abend kommen auch noch die Friseurin und ihr Mann und viele Kollegen von Martin und Innes. Und zum Schluss – fast nebenbei – muss Martin auch noch mit den vielen Dienstleistern – vom catering service bis zur Kapelle – in bar abrechnen. Martin weiß wohl kaum mehr, wo ihm der Kopf steht. Doch mit Hilfe von Innes – getreu Prediger 4, Verse 9-12 – schafft er alles und noch vor Mitternacht fährt das Taxi vor, das die beiden zum Hotel am Hyde Park und dessen Hochzeitssuite bringen soll, und es muss auch nur eine Viertelstunde warten, bis die letzten Gäste umarmt und verabschiedet sind. Und auch wir Berliner Eberts bekommen noch ein übergroßes Taxi, das uns alle zurück ins Hotel bringt. Ruth und ich spüren: Eine weitere Station im Drama des Lebens, in der Abfolge der Generationen liegt hinter uns. Wir sind noch nicht so richtig alt, aber wir dürfen es nun werden. Wir haben uns herzlich von Laurie und Jo verabschiedet. „Wir werden uns doch bald wieder sehen. Denkt daran, wir haben exzellente Fahrräder und wir offerieren angenehme Touren um die Brandenburger Seen.“ Und Laurie meint auch: „Gute Idee. Wir werden uns tatsächlich bald wieder sehen. Spätestens doch bei der Taufe.“ „Na hoffentlich!“

Sonntag, 7. November 2004

Noch vor der Reise ans Kap der guten Hoffnung

Das Wiedersehen kommt dann noch viel schneller. Martin ruft nach dem Frühstück an. Das sei ihm gestern Abend am Schluss doch fast zu viel geworden. Sie würden gerne noch mal in Ruhe mit uns reden. Ob wir um 13 Uhr in ihre Wohnung im Alaska Building kommen könnten. Seine Schwiegereltern und Sarah, die Freundin von Innes, seien dann auch da. Wir sind angenehm überrascht, weil wir gedacht haben, dass die beiden nun in aller Eile die Koffer für die Flitterwochen in Südafrika packen müssten.

Bis zu dem raschen Wiedersehen verbleiben noch zwei Stunden. Christian fährt mit seiner Familie zum Riesenrad und Ruth und ich spazieren zum Tate Museum für moderne Kunst. Letzteres führt nicht gerade zu einem intensiven Kunsterlebnis, eher zu einem angenehmen Wiedersehen mit Werken, die uns beim letzten Besuch im Juli bereits angesprochen haben. Wir setzen uns ruhig in die Halle mit den riesigen schwarzen und roten Wandbildern (murals) von Mark Rothko und wundern uns, dass diese Bilder ursprünglich in einem Speiselokal die Wanddekoration bilden sollten. Empfindsamen Menschen hätte der Appetit in diesen Mauern doch vergehen müssen!

Sarah hat das Wohnzimmer für das heimkehrende Brautpaar mit Luftballons geschmückt, und Hannah wird später einige mitnehmen dürfen, um sie am Flugplatz steigen zu lassen. Wir sitzen entspannt zusammen. Zu entscheiden gibt es jetzt nichts mehr. Innes und Martin packen unsere Geschenke aus. Darunter sind wenige Überraschungen, weil wir uns bei dem Besteck von Jensen und den Platten und Schüsseln von Rosenthal an Martins Vorschläge gehalten haben. Was die Brautleute ausgesucht haben, gefällt nun allen. Ein ganz und gar unerwartetes Geschenk kommt aus Minsk von Ina Kuscherowa, der Begleiterin der Tschernobyl-geschädigten Ferienkinder. In Weißrussland versteht man sich vorzüglich darauf, Damast zu weben. Und Ina schickt den beiden – vermutlich in ihrer besonderen Verbundenheit zur Mutter des Bräutigams – eine große Tischdecke und Servietten. Und zu letzteren passen dann wieder die Edelmetallringe von Stelton, die Christian und Nadya noch am Samstagvormittag eingekauft haben.

Ich hatte Wolfgang vorgeschlagen, den Brautleuten eines seiner jüngsten Bilder zu schenken, einen Kopf, eine Collage in schwarz und weiß und mit kantigen Zügen, die mich an die Portraits Max Beckmanns erinnerten. Innes hängt etwas Jugendstiliges ab und Wolfgangs Männerkopf an die Wand neben dem Fernseher. Das hell gerahmte Bild passt zu den geraden, harten Linien, die Martin auch in der Innenarchitektur bevorzugt. Ihm gefällt das Bild auf Anhieb. Die anderen müssen sich wohl an Martins Kunstgeschmack und den seiner Brüder erst noch gewöhnen. Jo versucht es mit „How lovely!“, und ich frage mich, ob mir dieser Kommentar wohl bei einem Bild Beckmanns – und handle es sich selbst um die von mir besonders geschätzte Strandschöne im blauen Badeanzug – in den Sinn gekommen wäre. Doch Bilder zum Geschenk zu machen, ist immer schwierig. Das Beste bleibt es, wenn man die Beschenkten selbst im Atelier oder einer Galerie die Auswahl treffen lässt. So hatte es Hede, meine Patentante, gehalten, als sie Ruth und mich in Fähnles Atelier mitnahm und wir dort die freie Auswahl hatten. Dieses Bild der drei priesterlichen, alttestamentarischen Gestalten hängt nun seit vierzig Jahren in unserem Wohnzimmer und wir sehen es immer noch gerne. Die kräftigen Farben in Verbindung mit der Haltung aufrechter Demut sagen uns zu.

Da wir am späten Nachmittag zurück fliegen und vor Mitternacht nicht in unseren Wohnungen in Berlin ankommen werden, versorgen Jo, Sarah und Innes uns mit Baguettes und Schinken und wir sprechen über die bevorstehende Reise nach Südafrika. Jo und Laurie haben dort bereits des Öfteren Urlaub gemacht und sehen trotz der hohen Kriminalitätsrate keine ernste Gefahr für die jungen Leute. Die Golfausrüstungen, die sie mitnehmen wollen, haben sie eigens versichert.

Es ist schon merkwürdig, dass das Tagebuch meiner Südafrikareise nun meinen ältesten Sohn auf der Hochzeitsreise begleiten wird. Ich habe zwar immer wieder mal daran gedacht, dass einer meiner Söhne oder ein Enkelkind in ferner Zukunft auf einer von mir beschriebenen Routen durch Deutschland wandern oder radeln könnte. Doch auf die Idee, dass dies so bald und nun gar an der Küste Südafrikas der Fall sein könnte, bin ich nicht gekommen.

Es folgt der am 2. August 2010 im ICC nach Schrobenuhausen bearbeitete Ausschnitt des Reisetagebuchs.

Und wie es sich gehört:

Fortsetzung folgt.

Die weiteren Reisen zum Sohn und zur Schwiegertochter

Ist dies nun eine Nach- oder eine Zwischenbemerkung?

Zunächst wollte ich es ja mit dem freundlichen Bericht über die drei Reisen zu Martin, unserem ältesten Sohn, genug sein lassen. Ein Happy End! Was willst du mehr? Doch ich weiß nun mal aus eigener Erfahrung und von befreundeten Familien: Auch bei Paaren, die füreinander geschaffen scheinen, kann in der Ehe einiges schief gehen, und so gehört es sich, nach dem Happy End den Report fortzusetzen. Pro domo gesprochen habe ich im eigenen Falle die Love Story „Vier Versuche und ein Happy End“ schließlich auch um eine „Begütigende Nachrede“ ergänzen müssen. So will ich es nun auch bei unseren Kindern halten und ohne viel poetisch-romantisches Menkenkes in Tagebuchnotizen von weiteren Reisen zum Ehepaar Ebert in London und von dessen Besuchen in Berlin berichten.

Was hier folgt, ist keine dramatische Geschichte. Doch seien wir mal aufrichtig: Was wir in Romanen und Tragödien schätzen und was wir an Shakespeare und Tolstoi preisen, das wäre uns als Begebenheit in der eigenen Familie ganz und gar unangenehm. Ich bin hier keine Ausnahme. Mit „Madame Bovary“ und „Anna Karenina“ mag ich intra muros familiae beileibe nicht konkurrieren und darum sage ich vorweg: Wer sich gerne an den Schicksalsschlägen anderer erbaut und wer (nota bene in der Literatur!) auch schon gerne mal einem fiesen Charakter oder gar deren mehreren begegnet, kommt im Folgenden nicht auf seine Kosten, das heißt, es bleibt dabei: Kein Roman, nur Notizen. Doch es gibt unter den Lesern vielleicht auch solche, denen es wie mir als Kind ein Trost war, dass „Ferdinand der Stier“ aus der Arena in den Schatten seiner Eiche zurückkehren und an den Blumen schnuppern durfte – bevor er dann eines fernerer Tages dann doch noch als Steak auf einem Grill landete.

**London.
September 2006**

*„Du wirst Grund legen, der für und für bleibe;
und sollst heißen:
Der die Lücken verzäunt und die Wege bessert,
dass man da wohnen möge.“
(Jesaja 58, 12)*

DAS JUNGE PAAR IM NEUEN HEIM

Berlin-Kladow

Montag, 18. September 2006

Das Einfache ist das Schöne

Martin hat sich als Mitbringsel aus Deutschland ein simples Tischgestell von Egon Eiermann gewünscht. Wir haben es in einem darauf spezialisierten Fachgeschäft in der Schönhauser Allee gefunden. Das Untergestell aus schwarzen Rohren wiegt nur 8 kg und wir sparen € 60 Fracht. Außerdem hat Ruth Blumenzwiebel für den Garten in der Cobourg Road 55 gekauft.

Wir sind auf das neue Heim gespannt. Innes hat schon bald nach der Hochzeit ihre Eigentumswohnung im Alaska Building vorteilhaft verkauft. Im benachbarten Bezirk Camberwell und noch im Einzugsbereich seiner Kirchengemeinde hat das junge Paar ein denkmalgeschütztes Reihenhaus mit einem ansehnlichen Garten gefunden.

Berlin - London.

Dienstag, 19. September 2006

Ein fast zweihundert Jahre altes Haus

Ruth und ich fliegen mit Airberlin nach Stansted. Die Fahrkarten für den Flughafenexpress, der 45 Minuten bis Liverpool Street Station benötigt, werden bereits im Flugzeug von den Stewardessen verkauft. Der Flughafen Stansted ist weitläufig angelegt. So viel Platz gab es wohl nur weit außerhalb Londons.

Von Liverpool Street Station nehmen wir ein Taxi bis zur Cobourg Road 55. Im Krieg sind hier viele Gebäude in dem Industrie- und Armeleutenviertel zerstört worden, angeblich weil die V2-Raketen zu kurz eingestellt waren, doch eine Doppelagentin die Zielgenauigkeit bestätigt hatte. Auch heute noch wohnen in dieser Gegend vornehmlich ärmere Leute – darunter viele Schwarze. Martins Haus liegt jedoch geradezu malerisch am Burgess Park nur wenige Schritte entfernt von einem großflächigen Teich mit kleinen Nistinseln für Blässhühner, Enten und Schwäne. Vom oberen Treppenabsatz vor der Haustür Martins können wir den Teich vollständig überblicken. Ich schätze, dass ich ihn in einer Viertelstunde umrunden könnte – nicht im Joggertrab, sondern als flott ausholender Spaziergänger. Dieser flache Teich, der an keiner Stelle einem halbwüchsigen Kind auch nur bis zum Kinn reichen dürfte, wurde mit Betonplatten umrandet und befindet sich nun mitsamt dem Park auf dem Gelände der ausgebombten Häuser oder wegen Überalterung abgerissenen Fabriken. Große Wiesenflächen, Buschinseln, Baumreihen breiten sich über sanfte Hügel nach beiden Seiten jeweils mindestens eine Meile aus.

Martin zeigt uns als erstes sein Haus und den Garten. Man muss wissen: Immobilien sind in London doppelt so teuer wie in Berlin. Es war ein mutiger Schritt, dieses renovierungsbedürftige Haus für eine Summe zu kaufen, die in Berlin für ein komfortables Einfamilienhaus gereicht hätte. Doch für hiesige Verhältnisse war der Preis niedrig, aber man musste Architekt und Heimwerker sein, um die Aufgabe zu schultern, dieses herunter gekommene Haus wohnlich zu gestalten.

Es gibt in London noch schmalere und niedrigere Reihenhäuser. Auch Martins Backsteinhaus ist nur 6 m breit. Sein Vorzug ist ein Tiefparterre mit halbhohen Fenstern und dass über diesem Tiefparterre sich noch drei Stockwerke erheben. Neben dem Treppenhaus dann jeweils zwei Zimmer. Durch große Schiebefenster blickst du aus dem vorderen Zimmer über die schmale Cobourg Road direkt auf den Park und den Teich. Aus dem anderen Zimmer sieht man in den Garten, der sich als Streifen vierzig Meter in die Tiefe zieht und hinten wieder an eine Park grenzt, von diesem aber durch keine Straße, sondern nur durch einen 2 Meter hohen Bretterzaun getrennt ist.

Das Backsteinhaus, das dem Typus der Georgian Houses zuzuordnen ist, weist an der Fassade keine Schmuckelemente auf. Auffallend sind die großflächigen Sprossenfenster, die sich zur Hälfte nach oben schieben lassen. Die Freitreppe, die zur historischen, grün gestrichenen Haustür führt, und die Backsteinmauern, welche den Vorgarten begrenzen, sollten wieder so gefällig gestaltet werden, wie zur Bauzeit um 1820. Da ist noch manches brüchig und die historischen Backsteine müssen erst noch gefunden werden. Für Martin hat der Innenausbau noch Vorrang. Von den Treppenstufen und dem Geländer wurden dicke Farbschichten entfernt. An den Decken, den breiten Wandleisten und an den Kaminen, die es auf jedem Stockwerk gibt, ist noch einiges zu restaurieren.

Im Tiefgeschoss, das bisher neben der Heizung viel Gerümpel und früher wohl die Kohlen und vielleicht auch Kaninchenställe aufgenommen hatte, wird Martin mit Blick in den Garten sein Büro und zur anderen Seite ein Gästezimmer mit Duschbad einrichten.

Er hat schon viel geleistet beim Ausbessern der Treppen und der Dielen, die Lücken aufwiesen. Er hat das Linoleum entfernt, die Dielen abgeschliffen, die Fugen geschlossen und die alten Dielen geölt. Darauf steht nun die moderne Küche mit weißen, besonders stabilen Oberflächen.

Die etwa 300 Quadratmeter wurden ausgelichtet und die übergroßen Büsche beschnitten. In der Nachmittagssonne gedeihen Tomaten und Stangenbohnen.

Wir wollen als erstes die Umgebung erkunden. Martin warnt uns vor einigen Straßen in der Nachbarschaft und rät, nur wenig Geld einzustecken. Kürzlich war es ganz in der Nähe seines Hauses im Park zu einem Überfall gekommen. Wir wollen jedoch das schöne Wetter nutzen und wählen den Weg nach Peckenham. Wir umrunden den Parksee, auf den man aus den Fenstern von Martins Haus blickt und wählen dann einen breiten Fuß- und Radweg, der durch das trocken gelegte Bett eines früheren Kanals führt. Früher wurden auf dem Wasser Industriegüter transportiert. Jetzt wachsen in der eingeebneten Senke und an deren Rand Kirschbäume. Nur an den Brücken erkennt man noch, dass hier früher Frachtkähne verkehrten.

Unterwegs treffen wir auf viele schwarze Jugendliche, aber es kommt zu keinen gefährlichen Situationen. Einmal schieße ich ihnen einen Fußball wieder über das Absperrgitter, wofür sie sich freundlich bedanken. Wenn man im Bedrohungsfalle so laut wie möglich um Hilfe schreit, wird man sich wahrscheinlich auch retten können. Wir werden ständig von Radfahrern überholt. Doch in der Dunkelheit würde ich hier sicher nicht entlang gehen.

Um 19.30 Uhr kommt Innes nach Hause. Sie trägt einen schwarzen Hosenanzug. Das ist bei Anwältinnen die übliche Berufskleidung. Martin und Ruth hatten zuvor im Supermarkt Tesco in der Old Kent Road eingekauft. Es gibt geröstete Lammstücke und Karottengemüse. Wir sprechen noch über unsere London-Pläne. Martin meint, Handwerkliches sollten wir im Haus nicht in Angriff nehmen. Da hätten wir beim Ausbau unseres eigenen Hauses in Kladow genug geleistet. Ruth will Vorhänge nähen. Wir werden noch einmal Museen besuchen. Auf jeden Fall werden wir aber im Garten die mitgebrachten Tulpen, Narzissen und Krokusse setzen, damit sie blühen, wenn das jetzt bereits 6 Wochen alte Kindlein im April auf die Welt kommt.

London.

Mittwoch, 20. September 2006

Das Wohnhaus John Sloanes als Museum

Im Bus begleiten wir Innes zu ihrem Arbeitsplatz in der Holborn Street, einem sehr gediegenen Bürohochhaus mit Sicherheitskontrolle am Eingang und zwei Bürodamen am Tresen auf der Etage

der Rechtsanwaltskanzlei.

Bevor das John-Sloane-Museum öffnet, setzen Ruth und ich uns in einen nahe gelegenen Park mit auffallend großen Herbstzeitlosen und betreten dann – angeregt durch entsprechende Hinweise Martins – das riesige Gerichtsgebäude mit seiner unter Queen Victoria errichteten Eingangshalle. Das ist britische Imponierarchitektur. Die Jurisprudenz will die Delinquenten schon einschüchtern, wenn sie auch nur des Gebäudes ansichtig werden, da muss noch gar kein Urteilsspruch ergangen sein.

Noch müssen wir auf die Eröffnung des Museums warten. So betreten wir die von Christopher Wren entworfene Kirche der Royal Air Force. erinnert wird darin auch an die polnischen Flugstaffeln im Zweiten Weltkrieg. Vor der Kirche eine Statue für Marshall Harris, auf dessen Konto die Vernichtung Dresdens in den letzten Kriegstagen geht. Es gibt Engländer, die hier von völkerrechtswidrigem Massenmord sprechen und denen die – aus der Sicht der Kunst der Bildhauerei – entsetzlich biedere Statue des Marshall Männekins nur noch peinlich ist.

John Sloane, der berühmteste Architekt des Klassizismus, der auch das Parlamentsgebäude gebaut hat, hinterließ sein Haus mit einer exzellenten Sammlung dem englischen Volk bzw. stilsuchenden jungen Architekten. Sloane hat nicht nur Vorbildliches aus der Antike gesammelt – in Originalen, Abgüssen und Abbildungen –, sondern auch etwa zehn zeitgenössische Gemälde von Hogarth (The Rake's Progress und die Kritik an den Wahlen), ein Marine-Bild von Turner und zwei Canalettos, die berühmte Ansichten aus Venedig zeigen. Es ist bestechend, wie hier auf engstem Raum eine überraschend große Zahl bedeutender Gemälde präsentiert wird und zwar in der tatsächlichen Wohnumgebung des Sammlers. Auch das Frühstückszimmer ein heiter stimmendes Gesamtkunstwerk!

Im Charles-Dickens-Museum

Wir finden mit Hilfe einer Polizistin das Museum für Charles Dickens, das auch die Arbeitsmethode von Dickens erläutert. Unter Zeitdruck konnte er keinen Gesamtplan für seine Romane entwerfen, sondern schrieb von Folge zu Folge. Eine Folge umfasste jeweils 36 Druckseiten. An Phantasie fehlte es ihm offenbar nicht. Seine Leser schätzen heute noch die bizarren und dann doch auch wieder zeittypischen Charaktere. Wegen des Fehlens eines Copyrights konnte er nur durch Lesereisen so viel Geld verdienen, dass er schließlich seine Jugendträume realisieren konnte. Er verausgabte sich jedoch physisch und starb mit 58 Jahren an einem Gehirnschlag. Eine Abfolge von Gemälden und Photographien zeigt deutlich, dass er vorzeitig gealtert war. Für seine Leser war sein frühes Scheiden ein schmerzlicher Verlust. Bezeichnend ein Gemälde mit dem Titel „Der leere Stuhl“. Es zeigt das Arbeitszimmer, davor den Schreibtisch mit dem ansteigenden Pult und den leeren Kapitänsstuhl.

Es bleiben nur die Erinnerungen

Auf dem Weg zur Tottenham Court Road, wo ich nach dem YMCA, meinem Domizil während des Studiums in London, schauen will, kommen wir zunächst am British Museum vorbei. Es reicht noch zur Besichtigung der Islam-Abteilung und einer kleinen Sonderausstellung mit Malereien Rabindranath Tagores, die im Rahmen bengalischer Wochen gezeigt werden.

Wir sind von den langen Stadtmärschen müde. Doch im YMCA brauchen wir uns nicht lange aufzuhalten. Das alte Gebäude wurde vollständig abgerissen und durch einen Betonkomplex ersetzt. Es gibt wieder einen Fitness-Raum und ein Schwimmbad, nur eben sehr viel größer als zu meiner Zeit. Ich hatte gehofft, dass ich vielleicht noch den Lounge mit den Zeitungen und mit der Möglichkeit „to have a cup of tea“ vorfinden und dass ich vielleicht gar Ernest Peach, meinen damaligen Freund, antreffen würde. Er müsste inzwischen 80 Jahre oder auch schon älter sein. Ob er überhaupt noch lebt und immer noch den Weg zum YMCA findet? Damals saßen solch alte Herren im Lesesaal in den tiefen Plüsch- und Ledersesseln, lasen oder machten ein Nickerchen.

London – Kew Gardens.

Donnerstag, 21. September 2006

Ein Spätsommertag im Botanischen Garten

Blauer Himmel und sommerliche Temperaturen. Die Engländerinnen zeigen Bauch(nabel) und bloße Arme. Die Angler am Parksee vor der Cobourg Road zeigen noch mehr Bauchvolumen und versuchen Karpfen zu fangen. Jeweils drei Ruten mit Bissanzeiger. Super Ausrüstung! Aus den riesigen Käschern schließe ich, dass sie mit kapitalen Exemplaren rechnen. Wahrscheinlich setzen sie den Fang wieder zurück und so macht es nichts, dass ziemlich viele Angler sich an dem überschaubaren Parksee ansammeln.

Obwohl ich die Angler etwa zehn Minuten beobachte, tut sich an den auf Grund gelegten Ködern nichts. Die voluminösen Angler scheinen viel Geduld mitgebracht zu haben. Sie sitzen in bequemen Klappstühlen mit Armlehnen und haben hinter sich geräumige Zelte aufgebaut. Sie wollen hier übernachten, denn ein Regenschutz ist heute bei der warmen Witterung nicht erforderlich.

Martin empfiehlt uns, Kew Gardens, Londons botanischen Garten, zu besuchen. Er wurde vor etwa 250 Jahren angelegt. Wir fahren mit dem Bus zur Metrostation Monument und von dort ohne umzusteigen auf der District Line in ungefähr 40 Minuten bis Kew Gardens.

Kew Gardens ist viel weitläufiger als der Botanische Garten in Dahlem. Man muss seine Rundwanderung planen. Dazu setzen wir uns zuerst an einem Parksee (mit Tropenhaus im Hintergrund) auf eine Bank. Vor uns Gänse, Enten und Möwen, die den ohnehin kurz geschorenen Rasen noch weiter abzuweiden verstehen.

Besonders eindrucksvoll sind die uralten Bäume, darunter ein Ginko. Ich wusste nicht, dass es sich bei dieser Baumart um ein Überbleibsel aus der Zeit der Dinosaurier handelt.

Kleine Kinder spielen mitten zwischen Enten, Gänsen und Blässhühnern. Während Ruth den Rundgang noch weiter ausdehnt, setze ich mich auf eine Bank mit Blick auf einen Parksee und entwerfe einen Brief.

Kew Gardens, 21. September 2006

Lieber ...,

wenn man sich kurz vor dem Erreichen des 70. Lebensjahres (am 6.5.07 wird es bei mir soweit sein) daran macht, so allerlei aus dem eigenen Leben zu notieren, gehört es sicher zu den reizvollsten, aber auch prekärsten Aufgaben, sich seiner ersten Lieben zu erinnern. Doch ich war (und bin) mir noch nicht sicher, dass es außer den eigenen Enkelkindern auch andere gibt, die dies früher oder später einmal lesen mögen. Darum hat es mich gefreut, dass mein Versuch, auf der Basis von Tagebuchnotizen, Briefen und nur punktuell akkuraten Erinnerungen eine Art „erinnertes Tagebuch“ zu schreiben, Ihnen zugesagt hat. Wenn Sie finden, dass es hier über den Einzelfall hinaus gelungen ist, „eine ziemlich universelle Erzählung“ zu schreiben, dann ermutigt mich dies jetzt, Ihnen auch noch die anderen Teile des Manuskriptes zuzumuten und damit sogar die Frage zu verbinden, ob ich das Manuskript als eine Stilübung betrachten und wegpacken sollte oder ob ich es auch einem größeren Leserkreis zugänglich machen könnte.

Eigentlich geht es mir ja darum, meine Erfahrungen in der Friedens- und Ökologiebewegung weiterzugeben. So gesehen ist das vorliegende Manuskript mehr oder weniger Allotria. Doch es wäre nicht das erste Mal, wenn das mit leichter Hand Skizzierte besser gefällt als die seriösen Bemühungen. Doch ich will am Ball bleiben und meine Erinnerungen an die politischen Unternehmungen Stück um Stück niederschreiben.

„Von der Liebe im Atomzeitalter“ habe ich bis jetzt nur in den beiden Schreibgruppen, die zumeist aus ehemaligen Schülerinnen und Schülern Paul Schusters bestehen, vorgelesen. Dort kennt man mich mittlerweile gut und so folgte die Resonanz dem Berliner Muster „aber dennoch hat sich Bolle ganz köstlich amüsiert“. Doch zwei Frauen, die Berliner Sozialpädagogin Regina Stecher (65) und die Züricher Juristin und Journalistin Sonja Stauffer (40) haben den Text ernsthaft kommentiert und bis ins Detail lektoriert. Sie rieten mir, den Text nicht wegzuschließen und die

Geburt weiterer Enkelkinder abzuwarten. Dass ich Ihnen einen Teil des Manuskriptes schicken würde, habe ich aber für mich behalten, da ich damit rechnete, dass Ihnen ein solch privater Text missfallen könnte.

Bei den mir bekannten Autoren schien es nur bei Walter Kempowski, von dem man nun mal weiß, dass er Tagebücher sammelt, einigermaßen sicher zu sein, dass er den Text ansehen und vielleicht auch lesen würde. Mit dieser Wahl hatte ich eine glückliche Hand. Er hat das Manuskript tatsächlich sofort gelesen, Parallelen zu G. Kellers „Das Sinngedicht“ entdeckt, mich angerufen und mich auch noch um das bereits eingemottete Tagebuch meiner Indienreise gebeten. Eine hübsche Überraschung war dann auch, dass er die schöne Schauspielerin aus der ersten Erzählung von Lesungen in seinem Haus in Natrum kennt und von ihrem Mann, den ein breiteres Publikum in „Tatort“-Krimis gesehen und als Synchronsprecher in John-Wayne-Filmen gehört hat, einmal zum selbst zubereiteten Rehrücken nach Hamburg eingeladen worden war. Leider ist Franz-Joseph Steffen vor kurzem über 80-jährig gestorben. Angela hat mehrere Kinder, die dem Vernehmen nach auch wohl geraten sind.

Angela Schmid ist jedoch die einzige, über deren weiteres Leben ich ein wenig Bescheid weiß, weil mein Stuttgarter Freund Wolfgang Sternstein mit Angelas Schwester Bettine in den 80er Jahren an einer Aktion gegen die Raketenbasis in Mutlangen eng zusammengearbeitet hat und sich auch jetzt noch immer wieder mit ihr trifft. Angelas Bruder Markus-Peter hat seine seelische Krankheit nicht überwinden können und ist einige Jahre nach unserer letzten Begegnung ausgezehrt gestorben, ich denke als Opfer allzu hoher Ansprüche an sich und seine Mitmenschen. Ich habe Angela seit 1962 nicht mehr gesprochen und sie nur ein paar Mal im Fernsehen wiedererkannt, als sie in Theaterstücken in Hamburg oder Salzburg auftrat. Auch in dem Fassbinder-Film „Berlin Alexanderplatz“ spielte sie eine kleine Rolle.

Von Jutta und Doris habe ich nie wieder gehört und so darf ich annehmen, dass beide wie Angela und Ruth in Schönheit gealtert sind. Vielleicht ist es aber auch gut, dass ich über ihren weiteren Lebensweg nichts weiß. Ich denke, dass schon der Leser meines Tagebuchs sich heute ein kritischeres Bild macht, als es mir damals möglich war.

Ich schreibe dies hier recht gelassen auf einer Parkbank in Kew Gardens, während Ruth in ungebremster Neugier und wie immer gut zu Fuß noch einige weitere Ecken dieses riesigen Gartens erkundet. Ich bin nach fünfstündiger Wanderung von einer botanischen Schönheit zur anderen jetzt zunächst einmal ruhebedürftig und erfreue mich derweil während des Schreibens der um mich herumwimmelnden Kinder, Graugänse und Enten. Zum Schluss werde ich mir dann mit Ruth noch die Palmenhäuser ansehen und nach den großen Goldfischen zwischen den Wasserlilien Ausschau halten. Wir besuchen gerade unseren Sohn Martin, der sich im vergangenen Jahr in einem der weniger kostspieligen Viertel Londons ein 182 Jahre altes sogenanntes Georgian House gekauft hat und nach den sieben Jahren im Büro Chipperfield nun anfängt, als selbständiger Architekt zu arbeiten.

Zurück in Berlin werde ich mich dann wieder – neben den üblichen und den mir von Ruth als besonders dringend anempfohlenen Arbeiten in Haus und Garten – wieder an den Computer setzen und an meinem Projekt, der Weitergabe meiner Erfahrungen an die nächste Generation, herumbosseln. Aber darf ich noch einmal auf die Eingangsfrage zurückkommen: Was soll ich denn mit dem Manuskript „Von der Liebe im Atomzeitalter“ nun machen? Meinen Sie, dass man so etwas drucken sollte und hätten Sie da gar eine Idee, an wen ich mich gegebenenfalls wenden könnte? Ich hatte mit dem Tagebuch meiner Indienreise intensiv nach einem Verlag gesucht, weil es mir wichtige Informationen zu enthalten schien. Es war vergebens, obwohl ich einige sehr freundliche Briefe von Lektoren und Verlegern erhielt, die den Stil lobten, aber um die Verkaufszahlen bangten. Ich will solches Anfragen mit diesem Manuskript, das ja nun keine Botschaft ausrichtet, nicht wiederholen. Ich würde es aber schon mal einem Verlag schicken, wenn Sie meinen, dass es sich lohnt und wenn Sie mir vielleicht eine Empfehlung geben könnten. Doch fühlen Sie sich bitte zu nichts verpflichtet. Ich gehe nun mal davon aus, dass Sie an eigenen

Manuskripten sitzen und sich auf diese konzentrieren müssen. Sie haben mir bereits durch Ihre Bereitschaft, den Doris-Text zu lesen und zu kommentieren, eine große Freude gemacht.

Seien Sie herzlich begrüßt

Ihr ...

[Ich empfand diesen Brief als aufdringlich und habe ihn erst am 4. Oktober in einer anderen Fassung abgesandt.]

London.

Freitag, 22. September 2006

Im British Museum

Vor dem Frühstück lese ich in dem anonymen Tagebuch (einer russisch sprechenden Journalistin) „A Woman in Berlin“ aus dem Mai 1945. Es wurde ursprünglich deutsch geschrieben. Hans Magnus Enzensberger hat es in der „Anderen Bibliothek“ des Eichborn-Verlages vor wenigen Jahren wieder neu herausgebracht. Walter Kempowski hat die Authentizität bestätigt.

Martin muss heute zwei Bauherren, die einen tief gelegenen Innenhof überbauen wollen, seinen Plan vorstellen. Er hat ein Modell angefertigt, das man sogar auseinander nehmen kann.

Ruth und ich fahren zum British Museum und verbringen dort den ganzen Tag. Wir besichtigen zunächst die lang gestreckte Bibliothek eines dieser Georgen-Könige mit Exponaten zur „Aufklärung“, worunter man in England vor allem Forschungsanstrengungen aller Art versteht. Darunter auch Fossilien aus Solnhofen. Ein Duplikat des Steins von Rosetta, der dann in der Ägyptenabteilung hinter Glas steht, darf man anfassen. Überhaupt bemüht man sich um Volksnähe. Man darf das Museum mit Rucksack und Kinderwagen betreten und es schrillen keine Alarmsignale, wenn man einem Exponat zu nahe kommt oder es gar mal berührt. Überall sind malende Kinder und Schulklassen unterwegs.

Ruth schlägt mir vor, dass wir im Blick auf unsere Romreise im April nächsten Jahres vor allem die Abteilungen mit griechischen und römischen Altertümern besichtigen. Das nimmt uns bis zum Abend in Anspruch. Erst als diese Abteilungen um 17.30 Uhr geschlossen werden, besuchen wir noch die ägyptische und die assyrische Abteilung. Die gottgleichen Herrscher haben in beiden Kulturen etwas Überdimensionales. Neben ihnen scheint es keine Individuen zu geben. Ich denke an unser Kirchenlied „Fürsten sind Menschen, vom Weibe geboren“. Wir Europäer stehen hier wohl in der jüdischen Tradition, in der ein Saul und ein David sehr menschliche Züge tragen.

Die englischen Archäologen haben eine Menge Schätze mitlaufen lassen. Die Ottomanen waren großzügig mit Ausfuhrgenehmigungen. Zumindest in einem Falle war es offenbar zum Vorteil der Erhaltung. Während in Athen der saure Regen bzw. die Säuren in der Luft den Marmor auf der Akropolis angriffen, sind die nach London entführten Stücke in bestem Zustand. Das mag auch für die Funde in Kleinasien gelten. Ein kolossaler Pferdekopf verdient besondere Beachtung. Am meisten beeindruckt mich aber der Fries mit der Amazonenschlacht.

Ruth sagt im Blick auf die Marmorköpfe römischer Senatoren und Cäsaren, man meine, Zeitgenossen vor sich zu haben.

In der Liste ausgewählter Benutzer der Bibliothek des British Museum finde ich neben dem berühmtesten, Karl Marx, auch Arthur Koestler und Sir Basil Liddell-Hart (1895-1970). Da ist er also 6 Jahre nach unserer Civilian Defence Study Conference gestorben, ohne dass ich davon gehört habe.

Erst um 8 Uhr sind wir wieder in der Cobourg Road. Und Martin kommt noch später. Sein Plan hat den beiden Bauherren gefallen. Er kann uns auch von weiteren Aufträgen berichten, die sich abzeichnen. Er wird für BBC den Ausschreibungstext der nächsten in Manchester zu bauenden Sendeanstalt verfassen.

London – Bexhill – Beachy Head.

Samstag, 23. September 2006

An der Steilküste

Innes braucht Erholung. Die ersten Wochen der Schwangerschaft wirken sich aus. In der Anwaltskanzlei kann sie nicht einfach kürzer treten. Darum sucht sie die Erholung nun am Wochenende. Sie trinkt zum Frühstück nur Saft, keinen Tee und keinen Kaffee. Sie will heute den ganzen Tag in der Wohnung bleiben und zu schlafen versuchen.

So plant Martin nur mit uns, seinen Eltern, einen Ausflug zu den Kreidefelsen an der Südküste Londons. Noch einmal blauer Himmel. Wir sitzen auf der Balustrade des 1936 von Peter Mendelson in Bexhill on Sea erbauten Kulturhauses und trinken Milchkaffee mit Rosinenkuchen, den man hier mit einem großen Klecks Marmelade und einem Sahnaufstrich serviert. Diesen kaloriengesättigten Zusatz verkneife ich mir.

Wir fahren weiter nach Beachy Head, wo die Kreidefelsen steil ins Meer abfallen. Man nähert sich ihnen auf mit kurzem Rasen bedeckten Höhenrücken. Von hier oben hat man einen weiten Blick über die Küstenlinie und auf zwei alte Leuchttürme. Über uns Paragleiter. Ein gefährlicher Sport. Die ihn ausüben tragen Sturzhelme und eine Art luftigen Polsterrucksack in Menschengröße. Man könnte auch von einem Airbag sprechen.

Unheimlich ist mir der Blick in die Tiefe. Einige Spaziergänger legen sich auf den Bauch und schauen über die Kante auf den rot-weiß-geringelten Leuchtturm hinab. Der ganz steile und enorm tief abfallende Rand des ziemlich weichen Kreidefelsens ist mit einem niedrigen Stahlseil und einem Schild, das auf die Erosionsgefahr hindeutet, eher angedeutet als gesichert. Im Rasen tiefe Risse. Mehrere kleine Kreuze erinnern an Suizide.

Vom Kampf gegen die Todesstrafe

Auf der Heimfahrt lese ich in der Wochenendbeilage des Guardian einen langen Artikel über den Kampf amerikanischer Bürgerrechtler gegen die Todesstrafe. Diese hatten Anfang der 70er Jahre schon gehofft, dass der oberste Gerichtshof die Todesstrafe als solche abgeschafft habe, als er die bisherigen Praktiken (elektrischer Stuhl, Hängen etc.) wegen Unmenschlichkeit verbot. Dann aber passten die Parlamente sich an die Rechtssprechung an und zum Entsetzen der Bürgerrechtler galt unversehens die Giftspritze als hinreichend menschlich – verabreicht im Anschluss an ein Schlafmittel und eine Betäubungsspritze. Die wirksamste Methode im Kampf gegen die Todesstrafe war danach der Nachweis, den Studenten in Illinois führten. Sie bewiesen, dass in vielen Fällen Unschuldige exekutiert worden waren. Und nun wurde die Frage gestellt: Wieviele Vollstreckungen von Todesurteilen an Unschuldigen sind gerechtfertigt, um die Todesstrafe beizubehalten. Der Gouverneur von Illinois, ein Republikaner, erkannte klar und deutlich: nicht eine einzige und entschied entsprechend.

London.

Sonntag, 24. September 2006

„Lasset die Kinder zu mir kommen“

Wir besuchen um 10.30 Uhr in St. Mary Magdalena, der Kirche, in der Martin und Innes vor zwei Jahren getraut wurden, den Gottesdienst. Charlie Moore ist dort immer noch Pfarrer. In der Reihe vor uns sitzt seine Frau mit ihren vier blonden Kindern. Ansonsten sind die Gemeindemitglieder meist schwarz. Sie tragen zum Teil auch noch afrikanische Kleidung. Doch auch Uraltlondoner zählen zur Gemeinde, erkennbar an ihrem Cockney.

Zur Einstimmung wird zu Beginn des Gottesdienstes etwa eine halbe Stunde lang gesungen. Das ist nicht jedermanns Sache. Martin kommt gerne zu spät. Gesungen werden nicht die Lieder bekannter Dichter, wie wir sie in deutschen Gesangbüchern finden, sondern eher simple Texte, welche die Glaubensinhalte bestätigen. Es gibt zwei Vorsängerinnen, welche die Handflächen beim Gesang nach oben öffnen. Man würde solche Gesten und Rhythmen eher von Schwarzen erwarten, aber hier

sind es zwei weiße, eher rundliche Frauen. Die eine trägt ein grünes T-Shirt, die andere ein Kleid in gedeckten Farben. Die Texte der Strophen werden von einem Beamer auf eine Leinwand oberhalb der Kanzel projiziert. Die zugehörige Musik intoniert die Organistin auf einem elektronischen Instrument. Eine Orgel ist vorhanden, aber sie eignet sich nicht zur Begleitung der beiden Vorsängerinnen.

In der Predigt geht es um Worte Jesu zum vorbildlichen Verhalten der Kinder. Dazu passt, dass viele Kinder diesen Gottesdienst besuchen und auch zur Segnung mit zum Abendmahl kommen. Sie tragen auch Gebete vor, die sie allerdings von Papierstreifen ablesen.

Auch zur Predigt werden Karikaturen und Textpassagen per Beamer auf die Leinwand projiziert. Der Pfarrer stellt Fragen und die Kinder antworten lebhaft. Das Gottesdienstgeschehen ist unterhaltsam, ohne dadurch an Tiefgang zu verlieren. Die Kinder können auch schon mal aufstehen und durch den Raum gehen oder mit Farbstiften Bilder malen, die ihnen in den Sinn kommen.

Zum Gottesdienst gehört auch, dass an einer bestimmten Stelle die Gemeindemitglieder aufstehen, durch die Reihen gehen und sich herzlich begrüßen. Man schüttelt sich die Hände. Dann setzt man sich wieder und es geht weiter. Nach dem Gottesdienst gibt es dann noch Tee, Kekse und selbst gebackenen Kuchen.

Ruth unterhält sich mit der Schwester des Pfarrers, die bis zur Geburt ihrer drei Kinder als Deutschlehrerin tätig war. Ich rede mit dem Pfarrer und lasse mir erklären, was bei dem „Kinder-Schutz-Programm“ intendiert ist. Es geht um den Schutz der Kinder vor sexuellem Missbrauch, aber die Kirche bemüht sich, das staatlicherseits vorgeschriebene Programm positiv auszulegen. Die Kinder sollen schließlich gerne in die Kirche kommen und sich hier wohl und sicher fühlen. Dieses Grundgefühl ist in den allermeisten Fällen auch gerechtfertigt.

Weil es warm ist und die Sonne auf Martins Hinterhof scheint, essen wir im Garten. Danach hilft Martin zwei Mädchen aus der Nachbarschaft beim Flicken eines Platten am Fahrrad. Ruth backt einen Käsekuchen, Innes und ich halten einen Mittagsschlaf.

Um 15.30 Uhr kommen wie erwartet Sarah, Innes beste Freundin und Kollegin aus dem Anwaltsbüro, und deren fünfjährige Tochter Laura zu Besuch. Wir trinken wieder im Garten Kaffee und Martin spielt mit Laura Fußball. Zuvor hat er sich noch die Internet-Verbindung auf seinem Computer eingerichtet.

Zwischen Kaffeetrinken und Abendessen erklärt er uns den von ihm geplanten Umbau im Untergeschoss eines Hauses in Kensington, einer sehr teuren Gegend. Ruth und ich finden seine Lösung überzeugend. Es entstehen ein neuer Eingangsbereich mit Gästetoilette, ein erweitertes Wohnzimmer, ein neues Bad und in einem Zwischengeschoss ein Schlafzimmer mit Oberlicht. Auch die beiden Bauherren sind mit Martins Entwurf sehr zufrieden. Es geht um eine Investition in Höhe von 60.000 bis 100.000 Pfund, aber die Wohnung gewinnt dadurch enorm an Gebrauchs- wie auch an Handelswert.

Während im Backofen das Huhn braun wird, sehen Martin und Innes den in Irland ausgetragenen Golf-Vergleichskampf zwischen den USA und Europa. Auch bei den Engländern Tränen der Rührung nach der Anspannung und dem Sieg.

Wir treffen uns in der Mitte

Ich schreibe Tagebuch und revidiere dann am späten Abend noch diejenige Passage im erinnerten Erlanger Tagebuch, von der Ruth behauptet hatte, dass sie nicht zu ihr passe, wohingegen ich mir zumindest sicher war, dass ich Ruth nicht mit auf mein Zimmer genommen hatte, in der Absicht mit ihr zu schlafen. Wahrscheinlich hatte Ruth sich darüber sehr wohl Gedanken gemacht und war zu dem Entschluss gekommen, dass es nun an der Zeit sei. Es hat sie wahrscheinlich irritiert, dass ich in der Abgeschiedenheit meines Zimmers so gar keine Anstalten machte, sie in den Arm zu nehmen und ihr näher zu kommen. Ich bin sicher, dass sie an diesem Abend die Initiative ergriffen hat. Das ist später selten oder nie vorgekommen und darum kann sie es sich schwer vorstellen, dass es beim ersten Mal anders war.

Die folgende Darstellung halte ich für einen fairen Kompromiss. Es kommt ihrem Selbstverständnis entgegen, weil ich nicht mehr behaupte, dass ich in der Dämmerung das Licht an- und sie es wieder ausgeschaltet und dann mit dem Aufknöpfen so ganz von sich aus angefangen habe. Ruth hatte – rekonstruierend, nicht sich erinnernd - behauptet, eines müsse sich aus dem anderen ergeben haben.

Ursprüngliche Fassung:

Es war in der zweiten Julihälfte, wenige Tage vor dem Rigorosum, dass wir uns nach einem Waldspaziergang in Frauenaurach in mein Zimmer setzten und uns erneut die Prüfungsunterlagen vornahmen. Wir saßen einander gegenüber an dem großen Küchentisch mit Stragula-Oberfläche, der mir sonst als Schreibtisch diente und der mitten in dem Parterrezimmer stand, das man nur durch Bayers Waschküche betreten konnte. Ruth hatte mich noch nie auf mein Zimmer begleitet. Es war ja auch extrem schlicht ausgestattet und zudem duster. Zwar gab es auf der Fensterbank Begonien, aber die Einrichtung selbst bestand neben besagtem Tisch und zwei Stühlen nur noch aus einem Waschlavoir, einem Schrank, einem Bücherregal und einem Bett in einem kräftigen, dunklen Eichenrahmen. Ich beabsichtigte nichts. Als es dämmrig wurde und ich das Licht einschaltete, stand Ruth auf, löschte dieses wieder und knöpfte ihr Kleid auf und machte weiter, zog den Strumpfhaltergürtel aus und legte auch den BH und ihren Slip über den Stuhl. Wir redeten nichts. Ich hatte mich ihr beim Entkleiden angeschlossen. Wir standen einander nackt gegenüber, umarmten uns und legten uns in mein Bett. Das überwältigend Schöne an dieser Umarmung war, ihren ganzen warmen Körper zu spüren. Das war es, worauf ich mich auch später, mein ganzes Leben lang immer wieder am meisten gefreut habe, dieses Gefühl, sie ganz nah, nackt und warm bei mir zu spüren.

Rasch merkten wir, dass Liebe nun wirklich nichts Kompliziertes ist. Es genügte, dass ich mich auf sie legte. Wir bewegten uns eng umschlungen ziemlich heftig, sie presste mich an sich und bald überströmte uns dieses grenzenlose Glücksgefühl, das in den Lehrbüchern als Orgasmus bezeichnet wird. Es war sehr schön, noch eine lange Weile beieinander zu liegen und den schwer atmenden, erhitzten Körper des anderen zu spüren. Ruth und ich hatten das Gefühl, dass alles in bester Ordnung ist und dass wir dies bald wiederholen sollten.

Der Kompromiss:

Es war in der zweiten Julihälfte, wenige Tage vor dem Rigorosum, dass wir uns nach einem Waldspaziergang in Frauenaurach in mein Zimmer setzten, das man – von außen kommend - auch durch Bayers Waschküche betreten konnte. Wir nahmen uns die jeweiligen Prüfungsunterlagen vor und saßen uns eine gute Stunde lesend und notierend an dem mit Wachstuch bedeckten Tisch, der mitten in dem Parterrezimmer stand, schweigend gegenüber. Ruth hatte mich noch nie auf mein Zimmer begleitet. Es war ja auch extrem schlicht ausgestattet und zudem duster. Zwar gab es auf der Fensterbank rote, kraftvolle Begonien, aber die Einrichtung selbst bestand neben besagtem Tisch, an dem ich gewöhnlich meine Mahlzeiten einnahm, und einem Schreibtisch mit Blick auf die Begonien nur noch aus zwei Stühlen, einem Waschlavoir mit Deckel, einem Schrank, einem Bücherregal und einem Bett in einem kräftigen, dunklen Eichenrahmen. Ich beabsichtigte nichts. Als es dämmrig wurde, stand ich auf und ging um den Tisch herum, um neben der Tür das Licht einzuschalten. Als ich dabei an Ruths Stuhl vorbeikam, stand diese auch auf und umarmte mich. Ich war im ersten Moment etwas verwundert, spürte dann aber sofort, was sie sich überlegt und zu was sie sich entschlossen hatte. Sie knöpfte ihr Kleid auf und machte weiter, zog den Strumpfhaltergürtel aus und legte auch den BH und ihren Slip über den Stuhl. Wir redeten nichts. Ich hatte mich ihr beim Entkleiden angeschlossen. Wir standen einander nackt gegenüber, umarmten uns erneut und legten uns in mein Bett. Das überwältigend Schöne an dieser Umarmung war, ihren ganzen warmen Körper zu spüren. Das war es, worauf ich mich auch später, mein ganzes Leben lang immer wieder am meisten gefreut habe, dieses Gefühl, sie ganz nah, nackt und warm bei mir zu spüren.

Rasch merkten wir, dass Liebe nun wirklich nichts Kompliziertes ist. Es genügte, dass ich mich auf sie legte. Wir bewegten uns eng umschlungen ziemlich heftig, sie presste mich an sich und bald überströmte uns dieses grenzenlose Glücksgefühl, das in den Lehrbüchern als Orgasmus bezeichnet wird. Es war sehr schön, noch eine lange Weile beieinander zu liegen und den schwer atmenden, erhitzten Körper des anderen zu spüren. Ruth und ich hatten das Gefühl, dass alles in bester Ordnung ist und dass wir dies bald wiederholen sollten.

London.

Montag, 25. September 2006

Gärtnern im Regen

Ruth und ich beabsichtigen die aus Berlin mitgebrachten Blumenzwiebeln (Tulpen, Narzissen und Krokusse) in und am Rande der kleinen Wiese hinter Martins Haus zu setzen. Doch es regnet, und während Ruth die Gartenarbeit schon mal vorbereitet, sitze ich im Esszimmer noch am Laptop.

Leider hält der Regen an. Doch was Ruth begonnen hat, will sie auch zu Ende bringen. Wohl oder übel mache ich mir auch im Garten zu schaffen, verziehe mich aber um die Mittagszeit ins Haus, um die von mir geernteten Bohnen mit Reis und so einer Art Ragout aus dem Rest des gestrigen Huhns zu kochen. Das gelingt mir, aber Ruth lässt sich vom Einpflanzen der Blumenzwiebeln nicht abbringen. Schließlich kehre ich trotz des anhaltenden Regens wieder in den Garten zurück und grabe zusammen mit Ruth in der Wiese planmäßig die Löcher für die Narzissen und Krokusse und fülle gedüngte Torferde dazu. Gegen 4 Uhr sind wir fertig. Ruth hat die Pflanzlöcher mit Stöckchen und Abschnitten der Bildkartons gekennzeichnet, so dass Innes und Martin nun wissen können, was im Frühjahr zur Zeit der Geburt unseres Enkelkinds hier anfangen wird zu blühen.

Vorwärts leben, rückwärts verstehen!

Mein Tagebuch des Kurses „Erinnerung, sprich“ in der dritten Literarischen Sommerakademie im Jahre 2011

Berlin – Schrobenhausen.

Montag, 1. August 2011

Wozu eine Autobiographie?

Zum dritten Mal fahre ich zur Literarischen Sommerakademie (LISA) nach Schrobenhausen. Angemeldet habe ich mich für den Kurs zum autobiographischen Schreiben. Der Workshop wird geleitet von Dr. Edda Ziegler, einer pensionierten Dozentin für Germanistik an der Universität München. Sie hat Biographien Heinrich Heines und Theodor Fontanes verfasst, eine Monographie des Piper-Verlages geschrieben und über die Werke von Autorinnen geforscht, welche die Nazis gewissermaßen „verbrannt“ haben. (Verboten - verfemt – vertrieben. Schriftstellerinnen im Widerstand gegen den Nationalsozialismus, 368 S., dtv 2010) Edda hat ihrem Kurs das Motto „Erinnerung, sprich“ gegeben – so auch der Titel von Vladimir Nabokovs Autobiographie. Nabokov hatte durch die Revolution von 1917 seine russische Heimat verloren und ist dadurch einerseits zu einem kosmopolitischen Autor geworden, hat aber andererseits durch diesen frühen Verlust der Heimat diese für seine Leser lebendig erhalten.

Was aber ist bei mir der Impuls zum autobiographischen Schreiben und was verbindet mich mit anderen Autoren dieses Genres?

Ein jeder Mensch versucht seinem Leben einen Sinn zu geben. Zunächst orientiert er sich an der vorgefundenen Familien- und Weltordnung. Mit der Zeit wachsen dem Einzelnen dann Entscheidungsmöglichkeiten zu, oder er vermisst solche, weil er diese weiteren Möglichkeiten im Verhalten anderer zu erkennen vermag.

Man kann sein Leben verstehen als die Auseinandersetzung mit Zwängen und Möglichkeiten und mit der eigenen Reaktion auf unvorhergesehene Zufälle. Das können glückliche Zufälle, aber auch Schicksalsschläge sein. Verallgemeinerbar ist auch die Erfahrung, dass das Leben geprägt wird durch persönliche, einmalige und sich nicht wiederholende Umstände, aber auch durch kollektive Schicksale wie zum Beispiel Kriege oder Naturkatastrophen. Und immer wieder denkt dann ein Autor, dass seine persönlichen Erfahrungen sich für die Lebenswege anderer richtungsweisend oder warnend erweisen könnten.

Die allgemeinste aller Erfahrung ist jedoch, dass ein jeder sterben muss und dass vor dem eigenen Ich andere Menschen mit jeweils individuellen, doch vergleichbaren Schicksalen bzw. Lebensentwürfen gelebt haben und dass wahrscheinlich das Leben nach dem Erlöschen der eigenen Individualität noch weitergehen wird und so auch ein gewisses Bedürfnis nach der Überlieferung individueller Erfahrungen besteht.

Innerhalb dieses Rahmens muss nun der Autobiograph seine Themen wählen. Einerseits hat man vieles vergessen, andererseits ist nicht alles Erinnerte es wert überliefert zu werden. Nicht jeder wird danach trachten, seine Weltanschauung zu präsentieren. Er wird häufig das in seiner Gesellschaft Übliche übernehmen und sich dann auf bestimmte Aspekte seiner Erfahrungen konzentrieren. Im Extremfall kann es sich um das Festhalten von Sachinformationen handeln wie zum Beispiel Kochrezepte oder die Unterweisung in der Abfolge von heilkräftigen Maßnahmen, die sprichwörtlichen Hausmittel. In solchen Fällen der Übermittlung von punktuellen Erfahrungen eines Individuums spielt dann der große Rest des individuellen Lebenserfahrungen keine Rolle.

Mit einer Autobiographie verbinden wir jedoch in der Regel die Erwartung, dass ein Autor eine Vielzahl von Aspekten seines Daseins ins Auge fasst und das ganze Leben in seinem jeweiligen Sinn darzustellen sucht. Edda Ziegler hat dies im Laufe des Kurses dann auf die Formel gebracht: „Wir können unser Leben nur vorwärts leben, aber wir können es nur rückwärts verstehen.“

Ich wohne wieder im Hotel zur Post und erhalte auch – wie gewünscht – mein altes Zimmer 14 mit Blick auf den Kirchturm und das Storchenpaar und seine Jungen. Durch mein offenes Fenster dröhnen nicht nur die Glocken; ich vernehme so zwischendurch auch immer mal wieder das Klappern der Storchenschnäbel.

Um 19 Uhr werden wir Dichterlinge im Pflegehof vom Bürgermeister und von Arwed Vogel, dem Leiter der Sommerakademie begrüßt. Ich treffe – wie schon im Voraus in E-Mails verabredet – Heide Weber und Sylvia Maybaum, die ich bereits aus meinem allerersten Kurs mit Edda Ziegler im Jahre 2009 kenne. Max Direktor, der Stadtarchivar, macht mich mit Andrea Hammerl, einer Journalistin der Schrobenhausener Zeitung, bekannt. Max kennt mich aus einem Proseminar zur Friedensforschung am Otto-Suhr-Institut. Er berichtet mir, dass er den Schein kürzlich wiedergefunden habe. Bei einem Archivar herrscht eben auch in den persönlichen Papieren Ordnung. Bewundernswert – und eine elementare Voraussetzung des autobiographischen Schreibens.

Sylvia Maybaum und ich setzen uns am späten Abend noch eine halbe Stunde in die Eisdiele gegenüber der Volkshochschule. Wir sprechen über unsere Familiengeschichten und über den Umgang mit Briefen der Vorfahren. Sie freut sich, so einiges gefunden zu haben. Sobald sie diese eigentlich familiengebundenen Schätze ausgewertet hat, erwägt sie diese an das Tagebucharchiv in Emmendingen zu übergeben. Das ist sicherer als die innerfamiliäre Traditionspflege, die Umzügen und Schicksalsschlägen zum Opfer fallen kann. Bei mir verschließt mein Bruder Hans-Martin den gesamten Nachlass der Eltern und es besteht Gefahr, dass er ihn „entsorgt“, um einige fragwürdige Erinnerungen meiner Mutter vor der Entmythologisierung zu schützen.

Schrobenhausen.

Dienstag, 2. August 2011

Wir stellen uns vor und zitieren einen Gegenstand aus der Kindheit

Auch dieser Kurs beginnt mit einer ausführlichen Vorstellungsrunde. Wir sind zu zwölf. Ich bin der einzige Mann. Auch die jüngste ist bereits über vierzig und Journalistin bei einer katholischen Frauenzeitung. Die älteste eine lebhaft Konzertpianistin, die nun auf der Klaviatur der Wörter spielt.. Sie ist nur zwei Jahre älter als ich, doch ich muss gestehen, dass ich sie auf 80 geschätzt habe, weil sie im Unterschied zu den meisten anderen Teilnehmerinnen ihr langes Haar nicht gefärbt hat. Auf elegante Kleidung legen jedoch alle Wert und wenn ich um das Tischkarree blicke, staune ich über schicke, halbhohe Schuhe mit Lederriemchen an schlanken Beinen. Fast alle haben lehrende oder heilende Berufe ausgeübt und einige wie die Psychotherapeutin Sylvia Maybaum tun es noch. Maria Koch aus Tutzing ist „Leichenfrau“. Sie erklärt uns diese herkömmliche Berufsbezeichnung. In einem Bestattungsinstitut bereitet sie die Toten auf den Moment vor, in dem die Angehörigen einen letzten Blick auf sie werfen. „Diese friedvollen Züge wollen sie im Gedächtnis bewahren, wenn die Erinnerung an die letzten verröchelten Momente sie noch quält.“

Wir sind als Schreibende allesamt keine Anfänger und können auf Stichwort zum Block oder Laptop greifen und innerhalb einer viertel oder halben Stunde etwas Vorlesbares zustande bringen. In den Abendstunden oder am frühen Morgen kann dann nachgebessert werden. Ich werde diese Möglichkeit – wie schon bei den vorigen Kursen – auch nutzen. Meine im folgenden zitierten Texte sind also unter Zeitdruck begonnen und aus dem statu nacendi heraus vorgelesen, aber dann nicht in der ursprünglichen Form belassen, sondern nachpoliert und teilweise ergänzt worden. Ich sehe aber ein, dass wir zunächst schnell schreiben und dann auch mit Mängeln Behaftetes vorlesen müssen, damit der Kurs in Gang kommt und gerade auch im Blick auf Fehlerhaftes die besseren Möglichkeiten erkundet werden können.

Nach einer Einführung Eddas in die Autobiographie als Genre, legen wir dann auch sofort los. Die erste Schreibübung lautet: „*Das hab' ich heute noch*. Ein Gegenstand aus meiner Kindheit“.

Als solche aus der Kindheit sprechenden Stücke werden genannt: ein weißes Taufkleid, das die Flucht aus dem Osten überlebte und natürlich Puppen und seien sie auch amputiert, eine große Schere, die an den Opa erinnerte und darum kurzerhand auch „der Opa“ genannt wurde. Das war in-

sofern irritierend, als ein Satz aus dem Repertoire der Erinnerungen dann kurzerhand lautete: „Der Opa muss geschliffen werden“. Musikinstrumente spielten bei zweien eine wichtige Rolle. Bei der Schrobenauser Musiklehrerin Rita Brunner war es die Zither des Vaters. Die Konzertpianistin Anneliese Kreutz verband mit dem Schwarz und Elfenbein der Tasten ihres Flügels die Erinnerung an Märchen, in denen Haare der Prinzessinnen schwarz wie Ebenholz waren und die Farbe ihrer Wangen an Elfenbein erinnerten. Die Ärztin Ingrid Arnold beschwor das Puppenstubenhimmelbett, das heute im Familienmuseum noch die Enkelkinder erfreut, aber nur durch eine Glasscheibe bewundert werden kann.

Bei mir waren fast alle diese Gegenstände der Erinnerung im Zweiten Weltkrieg verbrannt oder nur noch auf Fotos bewahrt wie das Schaukelpferd mit echtem, schwarz glänzendem Fell, das ich zu Weihnachten erhalten und eher gefürchtet als geliebt habe. Der Rappe mit seinem Elfenbeingeiß ist 1943 im Feuersturm zur Hölle gefahren und ich habe ihn nicht vermisst. Doch eine Erinnerung an glückliche Zeiten ist nicht nur bewahrt geblieben, sondern immer noch im Gebrauch.

Ein Paar Schlittschuhe

Wenn wir Spandauer Glück haben, fallen auch in Zeiten der zunehmenden Erderwärmung die Temperaturen im einen oder anderen Winter immer noch eine Woche lang unter den Gefrierpunkt. Den Groß Glienicker See vor unserer Haustür überzieht dann eine tragende Eisschicht. Für diesen immer seltener werdenden Fall bewahre ich im Keller ein paar Schlittschuhe. Hochschäftige Stiefel aus geschmeidigem, braunem Leder. Die scharf geschliffenen Kufen sind auf die Sohlen aufgeschraubt. Vom Kurvenziehen sind die Sohlenschichten auf der Innenseite abgeschabt. Schuhgröße 42. Sie passen mir.

Das ist insofern bemerkenswert, als es die Schlittschuhe meines Vaters Arthur Ebert sind und er sie spätestens im Jahre 1930 gekauft haben muss. Ohne diese Schlittschuhe und einen bis in den März während frostigen Winter gäbe es keinen Theodor Ebert, denn: Hätte Arthur ohne diese fabelhafte neue Ausstattung es gewagt, die blonde Sechzehnjährige anzusprechen und dieser anzubieten, sich im Paarlauf zu üben?

Heute sind diese ersten gemeinsamen Runden auf dem Eis ein so fester, wie glänzender Bestandteil des ebertschen Familienmythos. Doch ich wollte auch die näheren Umstände erfahren und gegebenenfalls zur Entmythologisierung beitragen. Und so habe ich meine Mutter, als sie schon fast 80 Jahre alt war, gebeten, möglichst detailliert zu notieren, woran sie sich noch erinnere. Sie hat es versucht.

Um es vorwegzunehmen: Unsereiner stammt nicht aus dem Hause Buddenbrook, aber man freut sich als Kind dann doch, wenn eine Erinnerung der Eltern sich zu einem Roman fügt.

Ich zitiere jetzt aber nur die ersten drei Sätze der Aufzeichnungen meiner Mutter und erspare den geneigten Lesern, die von Thomas Mann verwöhnt sind, den Rest des Exposition.

„Es war im Winter 1930/31 und die eislaufbegeisterte Stuttgarter Jugend zog es auf die Waldau, wo nach dem Aufstieg durch einen Buchenwald, ein Sportgelände mit Tennisplätzen sich öffnete. Diese wurden durch Aufspritzen von Wasser über Nacht immer wieder mit neuem Eis überzogen. Über die blanke Fläche schallten Tanzmelodien und nach diesen bewegten sich in einem Kreis die im Eislauf bereits Fortgeschrittenen.“

Und unter den Besten war in der Geschichte der Mutter unser Vater im eng geschnittenen, schwarzen Skidress. Und so wie sie die Story zunächst angelegt hatte, bewegte diese sich unaufhaltsam in Richtung auf den Olympiasieg von Maxi und Ernst Baier in Garmisch-Partenkirchen und das dazu passende eislaufbegeisterte Umfeld. Doch wo blieb in diesem Bild die sechzehnjährige Anna-Luise Liebermann?

Hier muss man es nun der Erzählerin lassen, dass sie nicht fabulierte, sondern sich genau an den harten Boden der Tatsachen erinnerte, auf dem sie mehrfach unsanft gelandet war. Sie übte verbissen in einer ruhigen Ecke der Eisbahn, zwar nicht mehr die ersten Schritte, aber doch die ersten Bögen. Sie trug auch keine eleganten, sondern eher grobe Winterstiefel, an deren dicke Sohlen die

separaten Schlittschuhe sich von Außen an vier Stellen klemmen und dann mit Hilfe eines Kantenschlüssels festschrauben ließen.

Diese Anna-Luise Liebermann war also, auch wenn sie einen Norwegerpullover über der schwarzen Skihose trug, keine Sonja Henie und auch kein Eissternchen, sondern nur eine Schülerin, die sich mal aufs Eis wagen und den guten Läufern zusehen wollte. Derjenige, der ihr mit seinen dunkelbraunen Locken und seinen kühnen Schwüngen am besten gefallen hatte, beobachtete sie dann beim Üben in einer Ecke und wie sie immer wieder hinknallte. Schließlich sprach er sie an: „Wissen Sie Fräulein, Sie verlagern Ihr Gewicht nicht richtig.“

Und dann heißt es weiter in den nunmehr schlichten Aufzeichnungen unserer Mutter: „Und er reichte mir die Hand und es gelangen die ersten Bögen. Ich hatte noch nie einen Freund. Er fragte am Abend, ob er meine Schulkameradin Lotte und mich heimbegleiten dürfe. Der Frost hielt bis in den März, und so konnten wir uns noch oft treffen. Und als Tauwetter einsetzte, konnte ich schon im mittleren Kreis der Fortgeschrittenen - an der Hand und an der Seite Arthurs - den Tanzmelodien folgen. Sie spielten „Püppchen, du bist mein Augenster.“ Doch ich war kein Püppchen. Ich habe schon mit sechzehn fest zugegriffen und auch fest gehalten.“

Zwei Dozentinnen lesen aus eigenen Werken

Am Abend liest Edda Ziegler in der Jugendmusikschule aus dem in Arbeit befindlichen Manuskript über Frauen im Verlagswesen. Sie wählt ein Kapitel, das sich mit den beiden Ehefrauen des Verlegers Eugen Diederichs befasst. Edda muss nichts erfinden. Sie kann aus dem reichlich sprudelnden Briefwechsel der Verlegergattinnen zitieren. Ich höre dies gerne und mich wundert nicht, dass sie dafür (als bereits bekannte Sachbuchautorin) auf Anhieb einen Verlag gefunden hat.

Als zweite liest Petra Morsbach, die sich in ihrem Kurs „Porträt und Charakter“ das Entwerfen literarischer Figuren übt, aus ihrem Romanprojekt „Künstlerhaus“. Ein bislang abhängiger, aber dafür auch abgesicherter Staatskünstler der DDR, muss sich nach der „Wende“ neu orientieren. Petra Morsbach selbst muss sich von einem Aufenthaltsstipendium zum nächsten durchhangeln. Ich empfinde diese Lesung als Warnung, freier Schriftsteller zu werden. Das passt in die Literarische Sommerakademie, auch wenn die meisten Teilnehmerinnen ihre Berufsentscheidungen längst getroffen haben und nur noch wie ich im Abendrot schreiben.

Schrobenhausen.

Mittwoch, 3. August 2011

Die Bedeutung der Gliederung eines autobiographischen Textes

Eine Autobiographie ist mehr als eine Sammlung von Anekdoten und Spotlights auf Begegnungen mit mehr oder weniger Prominenten. Zur Autobiographie gehört eine Gesamtschau des Lebens oder zumindest eines größeren Abschnittes. Edda Ziegler stellt uns die Aufgabe, unsere Erinnerungen in zehn Kapitel zu gliedern, wobei es auf ein paar Kapitel mehr oder weniger nicht ankommt, wohl aber auf die chronologische Gliederung und den Informationsgehalt der Kapitelüberschriften.

Da ich meine Studienzeit schon zur Hälfte in dem Skript „Von der Freiheit des Studierens an fünf Universitäten“ bearbeitet habe und die „Begütigende Nachrede“ zu „Von der Liebe im Atomzeitalter. Vier Versuche und ein Happy End“ auch mein Leben aus der Perspektive der Ehefrau überblickt, beschränke ich mich auf den ersten Lebensabschnitt.

Kindheit und Jugend (1937 -1956)

Die Herkunft der Eltern und deren Familiengründung am Rand des Dritten Reiches (1937 – 1942)

In Stuttgart ausgebombt und evakuiert auf die Schwäbische Alb (1943 – 1944)

Lähmung infolge von Diphtherie. Die Grundschulzeit in Münsingen und die Rückkehr des Vaters aus

der Kriegsgefangenschaft (1944 – 1946)

Rückkehr nach Stuttgart, die Aufnahme ins Humanistische Gymnasium und das Überleben der Familie bis zur Währungsreform (1947 – 1948)

Der Existenzkampf der Eltern und die Geburt der jüngeren Geschwister (1948 – 1953)

Anforderungen und Angebote im Humanistischen Eberhard-Ludwigs-Gymnasium (1947-1955)

Lektüre und erste Schreibversuche (1944 - 1955)

Erlebnisse im Angelverein Ludwigsburg und naturkundliche Exkursionen (1951 - 1955)

Die Tanzstunde und der Kampf um die schlanke Linie (1953 - 1955)

Der Weg zum Abitur und die Studienwahl (1954 - 1956)

Die Übung Edda Zieglers, die sich an Jutta Weber-Bocks Anleitung „Autobiographisches Schreiben. Ein Handbuch für Schreibende und Kursleitende“ orientiert, sieht nun vor, dass wir aus diesen zehn Kapiteln der Autobiographie von der Nachbarin ein Kapitel auswählen lassen. Zu diesem Kapitel sind dann die fünf Botschaften zu formulieren, die es zu transportieren hat.

Unter Botschaften sind prägende Sätze und Handlungsmotive zu verstehen. Lutz von Werder würde vielleicht vom Mythos des betreffenden Lebensabschnitts sprechen. (L. v. Werder: Die Welt romantisieren. Wie schreibe ich meine persönliche Mythologie?, Berlin: Schibri-Verlag, 2009) Die neben mir sitzende Hannelore Zenk ist Lehrerin an einer Grundschule in Neunkirchen mit Schwerpunkt Deutsch. Ich habe gehofft, dass sie sich für sich für meine Zeit auf der Schwäbischen Alb und meine Erinnerungen an die Grundschule in Münsingen interessiert. Doch sie wählt das heikle Thema Tanzstunde. Ich formuliere als die fünf Botschaften dieser Zeit:

4. *Du bist hoffnungslos unmusikalisch und ein Dickerchen.*
5. *Mit small talk kommst du über die Runden.*
6. *Die Hormone sind dein Schicksal. Nutze als Späentwickler die Pubertät und specke ab!*
7. *Mit Diät plus Waldlauf ist es zu schaffen.*
8. *Sich vor der Ehe mit Mädchen abzugeben, ist Zeitverschwendung.*

Aus diesen fünf Botschaften wählt meine Nebensitzerin Hannelore dann die erste als Aufgabe für die Niederschrift eines Abschnittes der künftigen Autobiographie.

Die Tanzstunde als sich wiederholende Blamage

Heute ist die Koedikation von Jungen und Mädchen an deutschen Schulen selbstverständlich. Anders noch in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als ich in Stuttgart das altsprachliche Eberhard-Ludwigs-Gymnasium zu besuchen hatte. Eine reine Jungenschule. Ich war der älteste von vier Brüdern. Cousinen hatte ich keine. Vom weiblichen Geschlecht wusste ich nur, was die Mutter und meine beiden unverheirateten Patentanten, die Schwestern von Vater und Mutter, mir eher nebenbei vermittelt hatten. Diese drei weiblichen Bezugspersonen dachten vermutlich libertär, verhielten sich jedoch in ihrem persönlichen Alltag äußerst solide und waren in erster Linie darauf bedacht, uns vier Jungen ohne Komplikationen auf dem Weg zum Abitur zu begleiten.

So war die Tanzstunde war für mich die erste, beileibe nicht gesuchte Gelegenheit, mit Mädchen in Kontakt zu kommen. Diesen Tanzkurs absolvierten die Sechzehnjährigen Gymnasiasten traditionsgemäß mit den 15jährigen Schülerinnen des Königin-Katharina-Stifts, von dem ich auch nur wuss-

te, dass Eduard Mörike dort einst unterrichtet hatte.

Die Tanzstunde war schlechterdings unvermeidlich, auch wenn ich noch so sehr wünschte, dieser Kelch möge an mir vorüber gehen. Ich war mir darüber im Klaren: Für jede Partnerin bist du eine Zumutung: erstens zu dick. 20 Kilo Übergewicht, und zweitens bist du vollkommen unmusikalisch. Dein Musiklehrer, dieser brillante Kapellmeister, der sich seine Brötchen im Schuldienst verdienen muss, ist an dir bereits verzweifelt und hat dich vom Singen dispensiert. Während die anderen das Weihnachtsoratorium einübten und im Chore jauchzten, durftest du in der letzten Bankreihe im Karl May lesen. Nun gut, du musstest dich gelegentlich zur Musikgeschichte äußern, damit eine Benotung überhaupt möglich wurde und in der Opernliteratur kanntest du dich sogar aus. Doch damit war in der Tanzstunde nichts anzufangen. Wie sollte ich eine Rumba von einem Foxtrott unterscheiden? Ich konnte nur hoffen, dass der Tanzlehrer – und es war immer die distinguierte Tanzschule Lux, der wir Pennäler anvertraut wurden – die Tänze ansagen und die Schrittfolge kommandieren würde. Doch was sollte ich tun, wenn ohne jede Ansage lediglich eine Platte aufgelegt wurde und ich zunächst einmal den Tanztyp identifizieren und dann auch noch den Einsatz für den ersten Schritt finden musste?

Es kam, wie vorhergesehen. Die Tanzstunde entwickelte sich zu einer Kette wenn auch nicht gerade von Demütigungen, so doch von weiblichen Gnadenerweisen. Ich habe mich durch die zwölf Tanzabende und den Mittel- und Schlussball hindurchgeschoben beziehungsweise schieben lassen und das peinliche Versagen auf dem Parkett mit munterem Geplauder in den Pausen zu vertuschen gesucht. Eva Goes, meine Partnerin, klein, aschblond und schlank, passte zu meiner Allerweltskategorie „a netts Mädle“. Sie nach Hause zu begleiten, was zu den Aufgaben der Herren gehörte und wobei es auch zu ersten Küssen kommen konnte, erübrigte sich in meinem Falle, da Eva die Tochter des Pfarrers von Unteruhlbach im Remstal war und ich sie nur zur Haltestelle der Straßenbahn zu bringen hatte.

Ins ferne Unteruhlbach gelangte ich nur einmal, beim obligatorischen Antrittsbesuch. Nelkenstrauß und Kaffee und Kuchen von Frau Pfarrer und Tochter. Eva deutete an, dass wir vielleicht doch eine Platte auflegen und etwas üben könnten. Ich verzog mich jedoch mit dem Herrn Pfarrer ins Studierzimmer, wo wir politisierten, waren wir doch beide Anhänger des gesamtdeutschen, pazifistischen Kurses von Dr. Dr. Gustav Heinemann. Das verband auch unsere Eltern und dies sorgte für Harmonie und Gesprächsstoff am gemeinsamen Tisch zum Mittel- und Schlussball.

Ich hatte also eine kluge Wahl getroffen. Auch über das Werk des Bruders von Pfarrer Goes konnten sich unsere Eltern austauschen. Die Novelle „Unruhige Nacht“ von Albrecht Goes entsprach den Russlanderfahrungen der beiden Väter. Hinsichtlich der Rahmenbedingungen war also der Tanzkurs für mich erträglich, wenn auch für die bescheidene Eva eher eine – hoffentlich - gelinde Enttäuschung.

Doch alles geht vorüber, auch ein Tanzkurs: Ich konnte wieder zur Lektüre zurückkehren und mich mit Gewinnern identifizieren. 36 Bände Karl May habe ich gelesen und wie Kenner - und das sind fast nur Jungen – wissen: Frauen spielen bei Karl May fast keine Rolle. Nscho-tschi, die Schwester Winnetous, wird rechtzeitig erschossen, jedenfalls bevor Old Shatterhand sich beim Tanz ums Lagerfeuer hätte blamieren können.

Im Übrigen weigere ich mich, aus diesem Kurs irgendeine Anekdote zu memorieren. Was soll die Quälerei? Mein einziges Bestreben war, diese Tanzerei hinter mich zu bringen. Sie hatte mir keine Sekunde, sagen wir genauer keine drei Takte lang Spaß gemacht. Und doch war ich mir darüber im Klaren: Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Eines schönen Tages musst du tanzen können; Frauen tanzen nun mal gerne und zwar am liebsten mit schlanken, drahtigen Männern. Dein angeborener Mangel an Musikalität lässt sich nicht beheben, aber auch der Talentloseste lernt das Tanzen, wenn er nur oft genug einen Tanzkurs besucht, und auch Speck lässt sich abtrainieren. Als es neun Jahre später dann wirklich darauf ankam, einer bestimmten Frau, die nicht nur ein nettes Mädle war, zu gefallen, hatte ich fünf Tanzkurse hinter mir, vier für Anfänger und einen für Fortgeschrittene und fünfundzwanzig Kilo abgenommen.

Meine Zuhörerinnen meinen, sie könnten das Berliner Liedchen „Aber dennoch hat sich Bolle ganz köstlich amüsiert“ auch auf das Dickerchen von damals beziehen, und das war ja auch ohne Kränkung möglich, weil es zwölf Jahre später noch zu einem Happy End gekommen ist.

Bei dieser Übung sind wir an beliebiger Stelle ins autobiographische Schreiben hinein gesprungen. Das bietet sich an, wenn es darum geht, eventuelle Schreibhemmungen zu überwinden. Doch zum literarischen Schreiben gehört nun mal und dies in erster Linie, dass man als Autor seine Leser schon mit den ersten Sätzen für die eigene Geschichte gewinnt. Der Anfang muss einen Sog ausüben, dem der Leser sich nicht mehr zu entziehen vermag.

Auf der Suche nach einem zugkräftigen literarischen Anfang

Wir besprechen literarische Anfänge von Goethe über Stifter, Fontane und Kafka bis zu Thomas Bernhard und Anna Mitgutsch. Mir gefallen am besten die ersten beiden Sätze von Frank McCourts „Die Asche meiner Mutter“: *Mein Vater und meine Mutter hätten in New York bleiben sollen, wo sie sich kennen gelernt und geheiratet haben und wo ich geboren wurde.* Stattdessen sind sie nach Irland zurückgekehrt... Ich wähle einen ähnlichen Anfang, der konventionell daherkommt, aber für biologisch und zeitgeschichtlich Informierte Aufregendes enthält.

Geboren wurde ich am 6. Mai 1937 und angezeigt wurde ich der Verwandtschaft nicht nur mit meinem so anspruchsvollen wie frommen Vornamen, sondern auch mit Längenmaß und Gewicht, obwohl daran auf den ersten Blick rein gar nichts Ungewöhnliches war. Nachdenkenswert waren diese biologischen Daten nur für diejenigen, welche sich auch noch an den Termin der Hochzeit erinnerten, für den ich selbst mich auch erst interessiert habe, als mir meine Eltern das Hochglanzfoto dieses bürgerlichen Events, wie man das heute nennt, in dem Magazin „Stuttgarter Leben“ gezeigt haben. Geheiratet hatten sie am 30. Oktober 1936, nachdem der Ariernachweis für Anna-Luise Liebermann dann doch ungewöhnlich rasch gelungen war. Seit der verspäteten Reflexion über mein Geburtsgewicht habe ich mich gefragt, wo und wie es wohl gewesen sein könnte. Die Antwort fand ich einerseits in einer Kombination der Verfilmung von Gerhard Hauptmanns „Rose Bernd“ mit Raf Vallone und Maria Schell und andererseits dem späten Hinweis der Schwester meiner Mutter, dass das junge Paar im August des Jahres 1936 einen Ausflug zur Burg Hohenzollern unternommen und unterhalb dieses Stammsitzes der Preußen die Weizenfelder gewogt hatten – ganz wie in „Rose Bernd“, wie ich mir das dann genüsslich vorstellte.

Die Mittagspause ist mit einer Stunde knapp bemessen. Mehrere trinken in einer Bäckerei gleich nebenan ein Haferl Kaffee und essen dazu ein Stück Kuchen. Ich spreche mit Edda über ihr Buchprojekt und erkundige mich, ob sie auch die Witwe des Verlegers Unseld einbeziehen würde. Sie fühlt sich dazu nicht verpflichtet und hat auch keine Lust, sich mit den Juristen des Suhrkamp Verlages herumzuärgern.

Am Nachmittag besprechen wir zunächst unsere Anfänge. Edda war die einzige, die sich über meinen provozierend bürokratischen Anfang und den banalen Hinweis auf das keineswegs ungewöhnliche Geburtsgewicht und Längenmaß gewundert, neun Monate zurückgerechnet und so die Bedeutung eines schleunigen Ariernachweises im Jahre 1936 erkannt hat. Ich nehme an, dass der Witz der Zahlenangaben und ihre biographische Brisanz von den meisten durchschaut worden wäre, wenn der Text vor ihnen gelegen hätte. Ich bin manchmal auch nicht in der Lage, dem Vorgelesenen mit der erforderlichen Konzentration zu folgen, weil ich über den eigenen Text noch weiter nachdenke. Statt darauf zu achten, was die anderen vorlesen, fummele ich noch am eigenen Text.

Begegnungen als Höhepunkte und Wegkreuzungen

Wir beginnen noch mit der Darstellung der Begegnung zwischen zwei Menschen. Nur wenige Schnellschreiber können ihren Text noch vorlesen. Ich bin erleichtert, dass ich mein Vorhaben in den Abend hinübernehmen und auf dem Zimmer zwei Brezeln kauend weiter schreiben kann. Ich komme so richtig in Fahrt und versäume darüber auch die abendliche Lesung von zwei Dozenten der Sommerakademie in der Jugendmusikschule.

Willst du ihn ansprechen?

Margot Westermann, ihre beste Freundin, Buchhändlerin an der Sebalduskirche, hatte sie angerufen: „Jutta, stell dir vor, in der neuen Anthologie über die Nürnberger Nachkriegszeit steht eine Geschichte, bei der ich sofort an Dich gedacht habe. „Das erste Rendezvous“. Da wird erzählt, wie ein Erlanger Student eine Jutta kennen lernt, die in einem Nürnberger Reisebüro arbeitet. Die beiden spazieren an einem Sommerabend des Jahres 1962 zur Nürnberger Burg und machen sich dort so ihre Gedanken über die wahre Geschichte des Raubritters Eppelin von Gailingen. Da ist bei mir der Groschen gefallen. Du hast mir doch von einem solch kuriosen Gespräch mit einem Studenten über den Eppelin erzählt. Ich fand die Geschichte lustig. Der Student hatte sich eine Liebschaft des Raubritters mit Agnes, der Tochter des Bürgermeisters ausgedacht und überlegt, ob der rettende Sprung über die Burgmauer nicht im Einverständnis mit den Nürnbergern erfolgt sein könnte. In seiner Version der Sage war der Spruch „Die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn“ nur die Camouflage eines Arrangements zwischen Bürgermeister und Raubritter.

Und nun, stell dir vor, morgen werden nun in meiner Buchhandlung einige Autoren aus dem Sammelband vorlesen, darunter auch der Berliner, der diese etwas andere Raubrittergeschichte in die Erinnerungen an sein erstes Rendezvous auf der Burg von Nürnberg verpackt.“

„Aber Margot, das kann doch gar nicht sein. Das ist so lange her, und ich habe seit fast fünfzig Jahren von diesem Studenten nie mehr etwas gehört. Ich erinnere mich auch nicht mehr an seinen Namen.“

„Lies die Geschichte durch, dann wirst Du ja sehen, ob sie zu deinen Erinnerungen passt.“

„Das kann ich mir nicht vorstellen. Heutzutage wird in Schreibkursen so viel phantasiert. Die nennen das dann creative writing. Weiß der Kuckuck, wie diese Geschichte über den Eppelin in den Sammelband geraten ist und Juttas gibt es wahrhaftig viele.“

„Jetzt wehr nicht gleich alles ab. Da passt so einiges. Du hast mir diesen Studenten als übervorsichtig geschildert, als einen Kerl, der sich nicht traute.“

„Das stimmt, der hat mich auch beim dritten Rendezvous noch nicht geküsst. Der war alles andere als ein Raubritter. Den hätte man zum Räubern tragen müssen. Er wurde mir langweilig.“

„Jutta, dir fehlte damals die Geduld. Du bist von einer Liebschaft in die nächste geschusselt, statt am Ball zu bleiben.“

„Okay, okay, ich les' die Geschichte und wenn deine Vermutung stimmt, dann werde ich je nachdem, wie der junge Mann heute aussieht, ihn nach der Lesung ganz unverbindlich bitten, das Buch zu signieren. Erkennen wird er mich ja bestimmt nicht mehr.“

„Das halte ich auch nicht für wahrscheinlich, aber du könntest ihm doch auf die Sprünge helfen.“

„Puh, und was hätte ich davon?“

Jutta hat die Geschichte gelesen. Kein Zweifel. Der Berliner Autor war dieser Erlanger Student, der alle vierzehn Tage zu seinen Kriegsdienstverweigerern nach Stuttgart fuhr und dauernd Gandhi zitierte. In gewisser Weise war der Kerl borniert. Doch er hatte eine romantische Ader, hat sich doch von einer Tante deren Auto besorgt und wollte mit mir bei Mondschein in einem Erlanger Baggersee baden. Warm waren die Nächte. Und dann habe ich mich nicht getraut. Du lieber Himmel, ich war nach einem Nervenzusammenbruch mit zweiundzwanzig mal wieder Lehrling und wohnte in einem katholischen Stift und an der Pforte saß bei Tag und Nacht einer, der aufpasste. Und meine Tante, dieser schwarze Drache, hatte dort auch noch die Oberaufsicht.

Nachts baden im Dechsendorfer Weiher? Na ja, warum auch nicht? Ich war ja schon mal verlobt

gewesen, mit dem Vittorio und hatte so meine Erfahrungen. Aber dieser Student war mir unheimlich. Der war so zurückhaltend, aber was passiert bei diesen stillen Wassern, wenn dann mal die Dämme brechen?

Jutta setzte sich in die zweite Reihe. Margot Westermann begrüßte Ingeborg Höverkamp, die Herausgeberin der Anthologie „Nürnberg – Wiedererstanden aus Trümmern und Asche“. , eine erfahrene Schreiblehrerin, bis 1990 Studienrätin für Deutsch und Geschichte an einem fränkischen Gymnasium. Höverkamp griff zum Wasserglas und eröffnete die Lesung mit Erinnerungen an den in Nürnberg aufgewachsenen Autor Hermann Kesten, der 1900 in Nürnberg geboren und hier aufgewachsen war. Ihr schloss sich der 81jährige frühere Bürgermeister Willy Prölß an, der als Sozialdemokrat die Nürnberger Prozesse beobachtet und am Wiederaufbau Nürnbergs beteiligt gewesen war. Zum Abschluss hellte der Berliner Professor mit seinen versöhnlichen Erinnerungen an ein erstes Rendezvous im wiedererstandenen Nürnberg das Bild noch etwas auf und erntete freundlichen Beifall.

Jutta erkannte ihn wieder – zunächst nur am Klang der Stimme. Zwar reines Hochdeutsch, aber im Hintergrund immer noch dieser weiche schwäbische Unterton. Er hatte noch volles Haar, kurz geschnitten wie damals, doch jetzt ganz weiß. Das Gesicht voller, aber immer noch ein bisschen verträumt.

Mit ihm hättest du schon baden können, auch bei Nacht. Da wären keine Dämme gebrochen. Aber wär's nicht schön gewesen, sich abzutrocknen, sich zu umarmen auf einer Decke, die man auch über sich ziehen konnte? Aber wie wäre es weiter gegangen? Im Internet bei Wikipedia steht nichts über seinen Familienstand, nur eine Liste der Publikationen.

Jutta stellte sich ans Ende der Reihe derjenigen, die am Tisch mit dem Mikrofon darauf warteten, dass die Ingeborg Hövermann und die beiden Autoren die Nürnberg-Bücher signierten. Jutta will sich nicht direkt zu erkennen geben, aber doch testen, ob er sie erkennt. Sie wird zu ihm sagen: „Ihre Version der Geschichte vom Eppelin und seiner Agnes habe ich schon mal gehört. Stammt sie nun von Ihnen oder ist es – wie sagt man heute - ein Plagiat?“

Das mit dem Plagiat wird den Professor wurmen und er wird sie fragen: „Wer hat Ihnen denn meine Geschichte erzählt?“

„Ach, das ist so lange her. Da verwischt sich's, da verschwimmt alles im dunklen Wasser. Aber ich glaub's Ihnen schon. Sie haben die friedliche Version von der abgekarteten Flucht des Ritters erfunden. Sie passt zu Ihnen und vielleicht auch zu mir. Schreiben Sie mir doch zu Ihrer Geschichte ins Buch 'Ein Ritter-Räuber-Märchen für Jutta Schäfer'. So heiße ich seit 1965.“

Schrobenhausen.

Donnerstag, 4. August 2011

Wie wahrscheinlich ist die Fiktion?

Trotzdem ich bis um Mitternacht an der Geschichte der Begegnung geschrieben habe, ist sie nicht fertig geworden. Es ist mir noch nicht klar, ob ich – bei diesem fiktiven Blick in die Zukunft – die damalige Jutta Heller wieder erkennen werde. Ich weiß bis heute nicht, warum sie damals weiteren gemeinsamen Unternehmungen ausgewichen ist. Sie hatte einigermaßen plausible Ausreden. Ich hatte mir aber vorgestellt, dass sie – nach den überraschenden Absagen – selbst um ein weiteres Zusammentreffen bemühen würde. Als sie dies unterließ, habe ich – zu ihrer völligen Überraschung – die Beziehung am Telefon für beendet erklärt.

Open end

Ich habe mir schon gelegentlich überlegt, wie ein solches Wiedersehen zustande kommen und verlaufen könnte. Die Schreibübung versetzte mich nun unversehens in die Rolle der Frau. Ich habe gestern das Ende offen gelassen. Und genau der Umgang mit offenen Enden bildet heute unsere

Schreibaufgabe. Wir sollen bei einer Geschichte mit open end uns unterschiedliche Schlussversionen ausdenken.

Ich hätte mir auch im Rahmen der Übung auch eine völlig neue Geschichte ausdenken und nach einem knappen Exposé dann die verschiedenen Schlussversionen notieren können. Ich bleibe jedoch bei der Fiktion einer Begegnung mit einer alten Freundin im Anschluss an eine Lesung in einer Nürnberger Buchhandlung.

Exposé der Kurzgeschichte

Drei Autoren lesen aus einer Anthologie über die Nürnberger Nachkriegszeit. Einer berichtet über sein erstes Rendezvous auf der restaurierten Burg. Die in der Geschichte bei ihrem Vornamen genannte Jutta, hat von ihrer Buchhändlerin erfahren, dass sie wahrscheinlich gemeint ist. Sie besucht die Lesung und will beim Signieren herausfinden, ob der Autor sie nach fünf Jahrzehnten wieder erkennt.

In den mir vorschwebenden Versionen des Verlaufs der späten Begegnung will ich wieder aus der Sicht der Frau erzählen. Zumindest eine Variante soll dem verträumten Gesichtsausdruck des Autors entsprechen und einen romantischen Charakter haben. Die andere sollen für die Frau enttäuschend ausfallen, weil der Mann sie nicht erkennt oder doch so tut, als ob dies nicht der Fall wäre.

Erste Variante:

Er signierte sorgfältig, erkundigte sich auch nach Widmungswünschen und setzte jedes Mal unter seinen Namen noch den Ort und das Datum. Nürnberg, 20. Nov. 2011.

Jutta war die Letzte in der Reihe der Wartenden. Sie setzte sich auf den Stuhl, der vor dem Tisch der signierenden Autoren der Anthologie bereit stand. Sie schob ihm das Buch zu und klappte dabei die Titelseite auf. Er zog das Buch an sich, griff wieder zum Füller und ohne sie direkt anzublicken, fragte er: „Soll ich etwas Bestimmtes schreiben oder nur meinen Namen und das Datum?“

Ohne zu zögern antwortete sie: „Ein Ritter-Räuber-Märchen für Jutta Schäfer. So heiße ich seit 1965.“

„Aber gerne.“

Er schrieb – immer noch ohne sie anzublicken: „Ein Ritter-Räuber-Märchen für Jutta Schäfer“, zögerte kurz, machte ein Komma und fügte hinzu „geborene Heller.“ Darunter „Dein Theo“ und noch den Ort und das Datum. Dann drehte er das Buch zu ihr, so dass sie lesen konnte, was er geschrieben hatte und lächelte sie an.

„Richtig so?“

Sie nickte stumm und ärgerte sich ein wenig, weil es ihr um die Augen zuckte.

„Ich habe gehofft, dass Du kommst. Und ich habe dich in der zweiten Reihe sofort erkannt. Jutta, in dich könnte man sich heute wieder verlieben.“

Diese Version passt nicht zu unserem damaligen Verhältnis. Wer die Geschichte in dem Erinnerungsbuch zum meinem 70. Geburtstag gelesen hat, weiß, dass wir die ganze Zeit beim Sie geblieben sind. Sie hatte dieses Thema bei der Erinnerung an einen zudringlichen Verehrer angeschnitten, wobei offen geblieben war, ob sie mich warnen oder mir signalisieren wollte, dass das Du einer großkalibrigen Liebeserklärung gleich käme. Wir waren also beim Sie geblieben bis zum Schluss, was man sich heute kaum noch vorstellen kann. Insofern ist die vorstehende Version ein Zugeständnis an den heutigen Geschmack. Der tatsächliche Verlauf einer Begegnung läge wahrscheinlich zwischen der ersten und der nun folgenden zweiten Variante, die ziemlich zugeknöpft ausgefallen ist.

Zweite Variante:

Er signierte pingelig und erkundigte sich bei den Damen vor ihr höflich – und dies kam Juttas Kalikül entgegen – auch nach Widmungswünschen und schrieb jedes Mal unter seinen vollen Namen auch noch den Ort und das Datum.

Jutta war die Letzte in der Reihe der Wartenden. Sie setzte sich auf den vor dem Tisch bereit gestellten Stuhl, schob ihm das Buch zu und klappte dabei die Titelseite auf. Er zog den Sammelband an sich, griff wieder zum Füller und lächelte sie unverbindlich an. „Soll ich etwas Bestimmtes schreiben oder nur meinen Namen und das Datum?“ Ohne zu zögern sagte sie: Ein Ritter-Räuber-Märchen für Jutta Schäfer. So heiße ich seit 1965.

„Hat Ihnen meine Variante der Eppelin-Sage also eingeleuchtet?“

„Ich erinnerte mich, sie schon einmal gehört zu haben.“

„Das kann ich mir eigentlich nicht vorstellen. Es ist kein Plagiat.“

„Keine Sorge, das will ich nicht behaupten. Sie passt zu dir.“

Er war sichtlich irritiert, zögerte und schrieb dann gehorsam: „Ein Ritter-Räuber-Märchen für Jutta Schäfer“, signierte und reichte ihr das Paperback zurück.

Ein Lebensmensch

An die Übung, bei der es darum gegangen ist, eine bestimmte Begegnung, die sich als wichtig erwiesen hat, aufzuarbeiten, schließt sich eine ähnliche Aufgabe an. Wir sollen einen Menschen charakterisieren, der einen prägenden Einfluss auf uns ausgeübt hat, kurz einen „Lebensmenschen“. So gebraucht Thomas Bernhardt dieses Wort. Mir fallen so einige Lebensmenschen ein. Zuvorderst die Mutter und dann die Lehrer im Gymnasium. Diesen Ansatz, der die Lehrer würdigt, teile ich mit mehreren in unserer Schreibgruppe. Lebensmenschen sind bei mir auch einige gleichaltrige Freunde wie Günter Fritz, Wolfgang Sternstein und Roland Vogt, mit denen ich mich über Jahrzehnte ausgetauscht habe. Prägend waren auch zwei alte Frauen, die mich in theologischen und pazifistischen Fragen beraten haben: die Pastorin Hannelotte Reiffen und die Quäkerin Irmgard Schuchardt. Und auf dem Berufsweg begleiteten mich Ossip und Lili Flechtheim. Unter den Schriftstellern ist es seit zehn Jahren Peter Handke, ohne dass es neben den Briefen und der wechselseitigen Lektüre von Texten zu einer persönlichen Begegnung gekommen wäre. Und die drei vorbildlichen Figuren in meinem Lebenslauf sind Jesus, Gandhi und Martin Luther King. Auf ihren Spuren bin ich durch Palästina, Indien und die USA gereist. Doch keinen dieser Lebensmenschen kann ich in wenigen Sätzen vor die Augen meiner Leser treten lassen. Fast in jedem Falle bedürfte es eines ganzen Kapitels, vielleicht mit Ausnahme der Lehrer am Gymnasium. Da mögen ein oder zwei Seiten genügen. Ich denke neben Dr. Frank Weidauer, der mich jahrelang in Latein, Griechisch und Geschichte unterrichtete, an Paul Schempp (4.1.1900-4.6.1959), meinen Religionslehrer am Eberhard-Ludwigs-Gymnasium, von und über den auch mehrere Bücher erschienen sind. Ich wollte mal für den Süddeutschen Rundfunk ein Feature über ihn gestalten und dazu vornehmlich an seine in den Lebensläufen vergessene Tätigkeit am Eberhard-Ludwigs-Gymnasium erinnern, bin aber über das Sammeln von Unterlagen und Erinnerungsfetzen nicht hinaus gelangt. Auch jetzt schaffe ich à tempo nicht mehr als vier Sätze:

Was wäre die Schule ohne Noten? Was wird aus der Kirche, wenn Gott tot ist? Paul Schempp, mein Religionslehrer am humanistischen Gymnasium, ließ solche Fragen nicht nur zu, er hielt sie für notwendig. Und er war bereit, die Konsequenzen zu tragen.

Zunächst hatte ich noch einen anderen Anfang notiert, diesen dann aber als zu umständlich verworfen:

Warum werden in der Schule alle Fächer benotet? Würde es nicht genügen, dass Lehrer die Schüler für ihr Lehrangebot zu gewinnen suchen und die Neugierigen und die Perfektionisten dann freiwillig mitarbeiten? Den Lernerfolg mit einer Ziffer zu benoten, um auf diese Weise zu einer Vergleichbarkeit des Lehrerfolges zu gelangen, zeugt von abstruser Hilflosigkeit und die besten Lehrer bedienen diese von den Vereinigten Bürokraten aller Ländern verordnete Benotungsaufgabe mit der Verachtung, die sie verdient.

Auch im Internet lässt sich einiges über Paul Schempp finden. Leider gar nichts über sein Engagement im Religions- und Deutschunterricht des Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums. Und auch nichts darüber, warum er bereits zwei Jahre nach der Berufung zum Professor für praktische und systematische Theologie an die Universität Bonn an Lungenkrebs gestorben ist. Er wurde nur 59 Jahre alt. Seine Erregung über diejenigen, die Gottes Wort in der Bibel missachteten, hatte er mit Nikotin zu dämpfen gesucht. Von dieser Droge war er abhängig geworden. Seine rechte Hand war ganz gelb von all den Zigaretten. Seine Gestalt ausgemergelt. Doch er schaffte es auch vor meinem Abitur im Jahre 1956 immer noch, nach dem Betreten des Klassenzimmers sich mit einer Flanke auf einen leeren Tisch in der ersten Bankreihe zu schwingen und von dort aus, das Gespräch mit uns zu beginnen.

Paul Schempp traute der Selbstbeweihräucherung der lutherischen Kirchen und ihrer Stabilisierung durch die Erhebung von Kirchensteuern nicht über den Weg und zeigte viel Verständnis für Kirchenkritiker innerhalb und außerhalb der Staatskirchen. In seinem Religionsunterricht wurde mir Nietzsche sympathisch. Die fundamentalistischen Rechthaber hielt er für reichlich anmaßend. Und als wir bei der Lektüre des gesamten Johannesevangeliums auf das angebliche Jesus-Wort stießen „Niemand kommt zum Vater denn durch mich“, erkundigte ich mich, ob Gandhi, der das Neue Testament gelesen und doch Hindu geblieben sei, nun zum Vater komme werde oder nicht. Schempp antwortete: „Theo, das dürfen wir Gott überlassen.“ Das blieb meine (innerliche) Patentantwort, wenn es bei meiner späteren Tätigkeit in kirchlichen Gremien um knifflige, theologische Fragen ging.¹⁵

¹⁵ Zum 50. Todestag am 4.6.2009 schrieb Dietrich Hub in einem Mitteilungsdienst der Württembergischen Landeskirche: Nicht durch Paragraphen, sondern geistlich müsse die Kirche geleitet werden. Dieses Anliegen vertrat Pfarrer Paul Schempp vehement. Weil die Kirche die Botschaft Jesu Christi verkündige, müsse sie gegen Unrecht klar ihre Stimme erheben. Stattdessen aber, so Paul Schempp, sei die Evangelische Kirche damit beschäftigt, die von den Nazis gewünschten Bescheinigungen über die arische Abstammung auszustellen. Die Kirchenleitung durch Bischof Theophil Wurm bezeichnete Schempp deshalb als „Judaskirchenregiment“ und den Oberkirchenrat als „Gottlosenzentrale“.

Paul Schempp wurde am 4. Januar 1900 geboren. 1933 war er Religionslehrer am Königin-Olga-Stift in Stuttgart, einer Mädchenrealschule. Bereits wenige Tage nach Hitlers Machtergreifung sagte er beim Verlassen des Lehrerzimmers: „Ich gehe jetzt zu meinen zukünftigen Kriegerwitwen.“ Kurz darauf wurde er als Religionslehrer entlassen. Im Ersten Weltkrieg hatte Schempp sich noch freiwillig an die Front gemeldet. Im Frühjahr 1919 kämpfte er als Freikorpsmitglied gegen die Augsburger Räterepublik, ebenso 1920 im Ruhrgebiet gegen streikende Arbeiter. Schempp studierte anschließend Theologie und war von der „Wort-Gottes-Theologie“ von Karl Barth beeindruckt.

1934 übernahm er die Pfarrstelle in Iptingen, zwischen Pforzheim und Vaihingen an der Enz gelegen. Als entschiedener Vertreter der Bekennenden Kirche kritisierte Schempp massiv den „Zickzackkurs“ der Kirchenleitung gegenüber den Nazis. Der Oberkirchenrat strengte 1938 ein Disziplinarverfahren gegen ihn an, das mit seiner zwangsweisen Entfernung aus dem Pfarrdienst endete. Schempp hatte keine Gelegenheit ausgelassen, die Kirchenleitung mit deutlichen Worten anzugreifen. Als einmal das kirchliche Rechnungsprüfungsamt anfragte, ob die Krankenkassenbeiträge des Mesners korrekt abgeführt wurden, antwortete Schempp: „Sie wurden bezahlt; mein Mesner ist ehrlicher als der ganze Oberkirchenrat.“

Im Disziplinarverfahren musste der Oberkirchenrat eingestehen, dass Schempp eine vorzügliche Gemeindearbeit leistete. Kirchenrat Weeber – der im Auftrag Wurms den Kirchengemeinderat Iptingen über das Disziplinarverfahren informierte – schrieb über diese Sitzung: „Der Kirchengemeinderat bestätigte, was uns schon bekannt war, dass nämlich Pfarrer Schempp ein tüchtiger, treuer, hilfsbereiter, freundlicher Seelsorger und guter Prediger sei, den die Gemeinde sehr schätze und nicht verlieren wolle.“ Der Kirchengemeinderat Iptingen akzeptierte Schempps

Schrobenhausen.

Freitag, 5. August 2011

Vom Umgang mit dem Open End

Wir besprechen der Reihe nach unsere Varianten des Open End. Auch ich kann ohne Zeitdruck meine verschiedenen Versionen vorlesen. Dabei habe ich wohl eine falsche Erwartung geweckt, indem ich die erste als romantisch und die zweite als feministisch ankündigte. Doch beide Enden überraschten und gefielen.

Drei Teilnehmerinnen kennen mich ja schon von der ersten Literarischen Sommerakademie und haben mich im vergangenen Jahr, als ich mich für die Gruppe „Erzählen für Fortgeschrittene“ bei Ursula Krechel entschieden hatte, die Londoner Impression aus dem Burgess Park „See you later“ vortragen hören. Ich hatte mit meinen Enkel Lucas die dortigen Angler beim Fang eines riesigen Karpfen beobachtet und nicht schlecht gestaunt, als dieser nach dem Vermessen und Wiegen wieder in sein Element zurückgesetzt worden war. Ich darf sogar annehmen, dass Sylvia, Heide und Rita (Brunner) auch mein Tagebuch der 2. LISA gelesen und meine gelinde Enttäuschung in Erinnerung haben. Mich hatte gewurmt, dass meine Übungstexte bei zwei Teilnehmerinnen auf schroffe Ablehnung gestoßen und auch von der Leiterin eher kritisiert als in ihrer Qualität anerkannt worden waren. Da tut es mir gut, dass – wirklich ohne fishing for compliments – mir jede der früheren Teilnehmerinnen sagt, sie fänden, dass ich heuer viel gelöster und witziger formuliert hätte als bei den ersten Malen. Ich fühle mich tatsächlich in der Gruppe richtig wohl, aber ich hätte nicht gedacht, dass die drei mein Verhalten vergleichen und zu dieser Beobachtung kommen würden.

Vorbereitung auf die öffentliche Lesung

Auf den Vorschlag Edda Zieglers entscheiden wir uns dafür, bei der morgigen Abschlussveranstaltung im Pfleghof die nachbereiteten Texte unserer ersten Übung „Das hab ich heute noch – ein Gegenstand aus meiner Kindheit“ vorzulesen. Ich gebe zu: Diese Texte haben den Vorteil, dass sie auf Anhieb verständlich und kurz sind, und die Zuhörer sich an ähnliche Dinge erinnern können – fast schon so wie es bei Eichendorffs heißt „Schläft ein Lied in allen Dingen“. Doch diesen Vers werden wir wohlweislich nicht zitieren, vielleicht ist er auch nur mir in den Sinn gekommen.

Ich bin zunächst gar nicht glücklich mit dieser Entscheidung für die Ansammlung von mehr oder weniger niedlichen Geschichten, aber mich tröstet: Rita Brunner wird dann – gekonnt! - mit einer besonders bissigen abschließen.

Ich hätte lieber meine sarkastischen Erinnerungen an die Tanzstunde vorgelesen, aber Edda gibt mir dann wenigstens freie Hand, über Nacht noch den Schluss der Schlittschuh-Story zu formulieren. Ich habe das Erinnerungsbuch meiner Mutter, das sie mir vor dem 80. Geburtstag übergeben hat, dabei und kann sie zitieren. Es muss ja nicht wörtlich sein. Ich hätte der Geschichte jetzt am liebsten die Überschrift „Früher Zugriff“ verpasst, aber dann hätten meine Zuhörerinnen an einen

Entlassung aus dem Pfarrdienst nicht. Die Gemeinde stellte sich vor ihren Paul Schempp und sagte sich von der württembergischen Landeskirche los. Die Gemeindemitglieder zahlten keine Kirchensteuern mehr und sorgten selbst für die Besoldung ihres Pfarrers.

Im Krieg wurde Schempp zur Wehrmacht eingezogen. Nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft kritisierte Schempp die Restauration in der Landeskirche. Er forderte die Kirche dazu auf, ihre Schuld gegenüber den Juden klar zu bekennen – was im „Stuttgarter Schuldbekenntnis“ vom Oktober 1945 „vergessen“ wurde. Paul Schempp schrieb dazu: „Wir sind mutlos und tatenlos zurückgewichen, als die Glieder des Volkes Israel unter uns entehrt, beraubt, gepeinigt und getötet worden sind. Wir ließen den Ausschluss der Mitchristen, die nach dem Fleisch aus Israel stammten, von den Ämtern der Kirche, ja sogar die kirchliche Verweigerung der Taufe von Juden geschehen.“

1958 wurde er als Theologieprofessor nach Bonn berufen. Kurz nach Beginn seiner Tätigkeit als Hochschullehrer starb er am 4. Juni 1959.

Krimi und an keine Liebesgeschichte aus weiblicher Sicht gedacht.

Am Abend werden dann in der Jugendmusikschule auch noch echte Krimis vorgelesen. Dieser Kurs Oliver Bottinis hat die jüngeren Teilnehmer angezogen und diese verstehen es in der Tat, Spannung zu erzeugen und Überraschungseffekte zu erzielen. Das sei ihnen neidlos zugestanden. Doch mein Lieblingskrimi bleibt „Das Fräulein von Scuderi“, in dem nicht einmal der Titel andeutet, was Menschen zu Verbrechen werden lässt.

Schrobenhausen.

Samstag, 6. August 2011

Im Lenbach-Haus

Ich kann die LISA ruhig ausklingen lassen. Ich wandere um die Stadtmauer und lese auf einer Bank laut meinen Text von den Schlittschuhen, feile noch ein wenig und drucke in der Volkshochschule meinen Text mit großen Buchstaben und luftig und leiste mir am frühen Nachmittag einen Besuch im Lenbach-Haus. Gezeigt werden vor allem Porträtskizzen, eines der vielen Bismarck-Gemälde und als Dauerleihgabe eine üppige Iphigenie auf Tauris im Goldschmuck. So etwas sah man im alten Kaiserreich gerne und damit ließ sich auch das Geld verdienen, das München später das Lenbach-Museum bescherte, bei dessen Besuch man ermessen kann, wie weit es der Sohn dieses Stadtbaumeisters aus kinderreicher Familie gebracht hat. Aber memento mori! In einem Glasschrank auch die Totenmaske des Künstlers, der auf den Selbstporträts immer von Kraft nur so zu strotzen scheint. Ganz schmal ist das weiße Köpfchen und selbst der Bart hat etwas Zwergenhaftes.

Unsere Riege lässt die Erinnerungen sprechen

Eddas Zöglinge sind als erste dran. Rita Brunner eröffnet mit einem Solo auf der Zither. Und ich bin dann nach der lyrisch gestimmten Barbara Kuchelmeister gleich der zweite in der langen Galerie der festlich gekleideten Damen. Es klappt. Lampenfieber darf ich gar nicht mehr haben. Ich freue mich mit den anderen über ihren Erfolg beim Vortrag. Die gegenseitige Korrektur unserer Skripte hat geholfen. Es sind ergreifende Geschichten und gerade auch das Handwerkliche kann sich sehen lassen. Einen grotesken Glanzpunkt unserer Lesung bietet zum Abschluss noch Rita Brunner, die sich an an ein Etwas erinnert, den sie im Unterschied zu allen anderen ABC-Schützen gar nicht hatte: eine schmucke, spitze Schultüte, die alle auf der Bank vor sich liegen hatten und nach der sich die Lehrerin bei einem Kind nach dem anderen mit einer Penetranz sondergleichen erkundigte. Die kleine Rita sah die Lehrerin immer näher rücken, da passierte es: Der Zauberkopf auf der dunkelblauen Schultüte ihrer Nachbarin öffnete sein breites Maul und verschlang die Lehrerin ratzebutz. So kreativ können wir schreiben, wenn wir an alte Dinge denken!

Edda Ziegler erhält von uns zum Dank einen großen Blumentopf mit Margariten. Ich schließe mein LISA-Tagebuch mit ihrer Einleitung zu unserer Lesung:

Der Kurs „Autobiographisches Schreiben“ folgt heuer dem Motto von Nabokovs Memoiren: *Erinnerung, sprich*.

Wie gibt man seinen Erinnerungen eine Stimme, wie fügen sich die inneren Bilder zu einer neuen, literarischen Wirklichkeit – gleich, ob im autobiografischen oder im fiktionalen Text? Wie gehe ich mit den zeit- und den individualgeschichtlichen Fakten um? In welchem Verhältnis steht das biografische zum literarischen Ich? Wie lässt sich die Handlung strukturieren, wie sieht ein wirkungsvoller Anfang aus und wie ein ebenso wirkungsvoller Schluss? Wie halte ich es mit der Wahrheit, sprich Wirklichkeit. Ist Erfinden erlaubt, ja, vielleicht sogar notwendig?

All das haben wir in Schreibübungen ausprobiert. Alles, was heute gelesen wird, ist hier vor Ort, während des Kurses entstanden.

Für die Lesung haben wir uns – wie schon beim 1. LISA-Kurs - ein gemeinsames Thema gewählt:

Diesmal heißt es:

Das hab ich heute noch. Ein Ding, das mein Leben begleitet.

Die Erinnerung an Vergangenes, das Erinnern als individueller Akt und Gegensatz zum Verdrängen wird immer wichtiger, je älter man wird. Logisch also, daß die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Kurses durchweg in ihrer 2. Lebenshälfte stehen - eines Lebens, das voll ist von Erlebnissen und Erfahrungen. Alle KursteilnehmerInnen sind oder waren berufstätig, meist in akademischen oder künstlerischen Berufen – Ärztin, Lehrerin, Psychotherapeutin, Professor, Regisseurin/Malerin, Pianistin; die meisten haben eine Familie, haben Kinder, Enkel.

Und sie alle nutzen und genießen die neue Freiheit ihres Alters, u.a. zum Schreiben, auch zum Aufschreiben der eigenen Geschichte.

Die eine Hälfte der TeilnehmerInnen sind treue Anhänger von LISA, die andere Hälfte Neueinsteiger. Dass 90% von ihnen Frauen sind, entspricht den derzeitigen Geschlechterverhältnissen in den geisteswissenschaftlichen Fächern, v.a. in Literatur- und Buchwissenschaft, aber z.B. auch in der Tiermedizin.

Zu unserem Thema

Das hab ich heute noch. Ein Ding, das mein Leben begleitet

Vielleicht haben ja auch Sie einen solchen Gegenstand, aufbewahrt seit Kindertagen, mitgeschleppt bei allen Umzügen oder wohl verwahrt im Elternhaus oder nach langer Missachtung wieder entdeckt und neu geschätzt: ein Foto, ein Kleidungsstück, ein Spielzeug, ein Musikinstrument. Solche Dinge spielen auch in der Literatur eine gewisse Rolle. Berühmtes Beispiel: der Teddy des Münchner OB Christian Ude. Er hat es schon zu einigem öffentlichen Ruhm gebracht: literarisch ist er noch nicht hervorgetreten, bisher jedenfalls.

Wir meinen: Das können wir getrost abwarten. Wenn sich die Geschichten aus diesem Kurs erst mal rumsprechen, dann muss sich Udes Teddy warm anziehen!

Literarisches Erinnern

Zum vierten Mal nach „Schreibenhausen“¹⁶

Mein Tagebuch der 4. Literarischen Sommerakademie

Montag, 6. August 2012

Das Typoskript im Gepäck

Es wird zur Gewohnheit – mehr oder weniger kurz vor ultimo. Du bist schließlich 75 Jahre alt.

Zum vierten Mal habe ich mich zur Literarischen Sommerakademie in Schrobenhausen angemeldet. Ich freue mich auf das Wiedersehen mit den Schreibfreundinnen. Mit einigen bin ich über das Jahr in Verbindung geblieben. Rohna Bühlers ersten Roman „Und jag die Asche in den Wind“ (Leipzig: Engelsdorfer Verlag, 2011), die Geschichte der Partnersuche einer attraktiven Modedesignerin, habe ich im Berliner Freundeskreis empfohlen. Wir LISAs haben per E-Mail Typoskripte ausgetauscht, uns über Fortschritte gefreut und auch das Private nicht vergessen. Wer schreibt, nimmt Anteil.

Angemeldet habe ich mich wieder bei Dr. Edda Ziegler. Sie war Dozentin für deutsche Literatur an der Universität München und hat Biographien von Theodor Fontane und Heinrich Heine verfasst. Mir geht es wie ihr: So unter den Klassikern fühle ich mich wohl und zu Hause. Goethes „Dichtung und Wahrheit“ hat mich durch das Jahr begleitet und mich angespornt, mein Ruhestandsprojekt, den autobiographischen Bericht „Von der Freiheit des Studierens an fünf Universitäten“ Stück um Stück voranzutreiben. Eddas Kurs kommt mir wieder mal zupass. Sie hat ihm den Titel gegeben „Reise in die Vergangenheit. Literarisches Erinnern zwischen Fiktion und Wirklichkeit“. Das könnte auch über meinen, mittlerweile auf mehr als fünfhundert Seiten angewachsenen Typoskripten stehen.

1962, also vor genau fünfzig Jahren hatte ich damit begonnen, mir Rechenschaft zu geben über mein Tagwerk und dann habe ich Jahr für Jahr und in der Regel Tag für Tag die Seiten gefüllt. Zwischendurch habe ich diese Tagebücher als ganze oder in Abschnitten – und dies gilt vor allem für die Reiseberichte aus Indien, den USA, Serbien und Israel – ediert und in meiner Hauszeitschrift „Gewaltfreie Aktion. Vierteljahreshefte für Frieden und Gerechtigkeit“ veröffentlicht. Bei einer Auflage von durchschnittlich tausend Exemplaren habe ich damit fast nur die Menschen erreicht, die mich von Vortragsreisen auch kannten.

2011 habe ich mir als großes Projekt vorgenommen, ein ganz entscheidendes Jahr meines Lebens auf der Basis eines solchen ausführlichen Tagebuchs zu rekonstruieren. Zum Motto wählte ich das Versprechen Goethes in 8. Buch von „Dichtung und Wahrheit“: „Nichts gibt uns mehr Aufschluss über uns selbst, als wenn wir das, was vor einigen Jahren von uns ausgegangen ist, wieder vor uns sehen, so dass wir uns selbst nunmehr als Gegenstand betrachten können.“

Das Rekapitulieren besteht nun nicht allein darin, dieses Tagebuch des Jahres 1962 abzuschreiben, so wichtig mir die Worttreue und damit der zeitgeistige Originalton sind; ich will auch die in Leitz-Ordern und Alben gesammelten Dokumente, also die Briefe und Postkarten, die Fotos, die Flugblätter, die Zeitungsclips und die Reden und sogar die Seminararbeiten, die ich 1962 in Tübingen und Erlangen geschrieben habe, sichten und damit die Szenerie drapieren. So könnte sich der Sinn des damals nur teilweise bewussten Unternehmens erhellen lassen.

Das Skript hat den Arbeitstitel „Die Gewaltfreie Zivilarmee. Tagebuch eines pazifistischen Experiments“. Erinnert wird an den Versuch einer Gruppe von Stuttgarter Kriegsdienstverweigerern, nach dem Vorbild von Gandhis „Shanti Sena“ – und wörtlich übersetzt heißt dies „Friedensarmee“ – in der Bundesrepublik und darüber hinaus ein Netzwerk von gewaltfreien

¹⁶ Auf diese Bezeichnung verfiel Rohna Bühler, die auch zum vierten Mal an der Sommerakademie teilnimmt und von Düsseldorf kommend eine vergleichbar lange Anreise zu diesem bayrischen Landstädtchen hat.

Aktionsgruppen aufzubauen. Dieses basisdemokratische Geflecht sollte sich darauf vorbereiten, die Verteidigung der Demokratie gegen Gefahren von innen oder außen zu übernehmen – und zwar anstelle nationaler Armeen und Militärbündnisse. Und dabei war es nicht nur ein sprachliches Problem in der Historie so Widersprüchliches wie Zivilgesellschaft und Armee auf einen neuen, gewaltfreien Nenner zu bringen.

1962 keimten die Entwicklungen, die dann 1967/68 mit den Studentenunruhen platzten. Es ist kurios, aber auch bezeichnend für die Widersprüche und die Parallelen in der Geschichte der deutschen außerparlamentarischen Opposition, dass dieses Experiment „Gewaltfreie Zivilarmee“ einen ähnlichen Namen trägt wie die berüchtigte „Rote Armee Fraktion“, welche durch die Aura der bewaffneten Gewalt, die sie umgibt, leider immer noch zu faszinieren vermag. Ohne dass wir uns kannten, habe ich mit späteren Protagonisten der RAF in Tübingen dieselben Seminare besucht. Zumindest das Engagement für die Ostermärsche der Atomwaffengeegner hatte ich mit Gudrun Ensslin gemeinsam.

Auch auf der Bahnfahrt von Berlin-Spandau über Fulda und Ingolstadt nach Schrobenhausen tippe ich meine Erinnerungen an das Jahr 1962 in den Laptop. Momentan ist zu rekonstruieren: Montag, der 6. August 1962. Am Hiroshima-Tag habe ich vor dem Stuttgarter Hauptbahnhof Flugblätter verteilt, einer der Versuche, über die Illusion eines Schutzes der Zivilbevölkerung im Atomkrieg aufzuklären. „Der Tierschutz ist für alle Viecher, der Luftschutz für die Katz!“ Man muss den Irrsinn ins Lächerliche ziehen! So mochte ich einen Witz, der in der englischen Campaign for Nuclear Disarmament kursierte: „Was tun, wenn eine Atomrakete sich London nähert?“ „Gehe langsam in Richtung Friedhof!“ „Warum langsam?“ „Damit keine Panik ausbricht!“

Und noch kürzer der Kommentar zur Vorwarnzeit: „Just time to say cheerio.“

Das war Science Fiction à la 1962. Doch wie kann man in der sommerlichen Idylle von Schrobenhausen daran erinnern?

Ich treffe in dem kleinen Städtchen fast alles so an, wie ich es vom vergangenen Jahr kenne. Ein Modengeschäft musste schließen, doch Apotheken gibt es auf engstem Raum immer noch Stücker sieben. Ich nächtige wieder in Griesers Hotel zur Post, erhalte sogar wunschgemäß dasselbe Zimmer Nummer 14 mit dem großen Schreibtisch, also Blick zur Kirche, zum Rathaus und zum Marktplatz. Und auf dem Dach des Rathauses wieder ein Storchenpaar. Nur die Volkshochschule können wir heuer nicht nutzen. Sie wird renoviert. Unsere Seminarräume sind über den Ort verteilt. Egal. In Schrobenhausen gibt es nur kurze Distanzen. Am besten haben es die Kinderbuchautoren. Sie sind im ersten Stock der Buchhandlung zu Gast und werden zudem mit Zwetschkuchen und Kaffee verwöhnt. Ursula Echtler, die Buchhändlerin kenne ich vom ersten Kurs mit Edda Ziegler. Das erklärt ihr Engagement für die Sommerakademie. Mein Kurs wird sich im Konferenzraum des Hotels zur Post treffen. An den Wänden Bilder von August Macke. Zwar souterrain, doch sehr gepflegt.

Am Abend begrüßt uns im Pflegeschloss, dem Kulturzentrum Schrobenhausens, die stellvertretende Bürgermeisterin. Die Kurse werden noch einmal kurz vorgestellt, die Schreiborte genannt. Angemeldet hat man sich im Voraus. Die Obergrenze lag bei 12 Teilnehmern. Am gefragtsten war der Kurs zum autobiographischen Schreiben, aber es gab auch mehrere Angebote für angehende Romanciers, Jugendbuchautoren und für solche, welche die kurze Erzählung bevorzugten. Arwed Vogel, Mitglied im Landesvorstand des Verbandes deutscher Schriftsteller, hat das Programm zusammengestellt. Alle Kurse werden von Autoren geleitet, die sich aus der bayrischen Sektion dieses Verbandes kennen. Ein bisschen Seilschaft muss wohl sein an den Steilwänden des freien Schriftstellertums.

Dienstag, 7. August 2012

Jede Autobiographie braucht eine Botschaft

Edda Ziegler bleibt bei ihrem bewährten Verfahren, nach kurzer Einführung einschlägige

Schreibaufgaben vorzugeben und uns zwischen 15 und 30 Minuten Zeit zu lassen, die Einfälle nieder zu schreiben. Etwa ein Drittel hat einen Laptop zur Hand. Es könnten mehr sein. Nach meiner Erfahrung lässt sich das eilig Getippte dann nachbessern und als korrigierter Text leichter vorlesen.

Wir beginnen mit der Vorstellungsrunde. Es fällt mir auf, dass die Hälfte der Teilnehmerinnen (ich bin der einzige Mann in der Runde) aus den Schreibkursen Arwed Vogels an der Ludwig-Maximilian-Universität in München kommt. Mehrere nehmen schon zum wiederholten Mal an einem LISA-Kurs teil. Alle sprechen sich mit den Vornamen an; so werden auch die wenigen Neulinge sofort eingemeindet. Vertraulich ausgebreitete Erfahrungen sollen nicht ausgeplaudert werden. Es gibt aber keine übertriebene Vorsicht. Wir sind keine Prominenten, auf deren Intimitäten jemand lauern könnte.

[Die nicht gerade durchschnittliche soziale Zusammensetzung unserer Runde hat Heidi A. – nach den ersten Tagen der Zusammenarbeit – sich selbst ironisierend auf den Punkt gebracht: „Elf Akademiker und eine Wurstverkäuferin.“ Ich weiß es zu schätzen, dass wenigstens eine die „Literatur der Arbeitswelt“ vertritt. Wenn ich bei Aldi an der Kasse stehe und die Strichcodes einlesen lasse, habe ich mich schon manches Mal gefragt, was diesen flinken Frauen an der Kasse so durch den Kopf geht und wie sie ihre Sicht der Welt in Worte fassen würden. Doch zu einem Gespräch ist es noch nie gekommen. Und hier habe ich nun die Chance, zu hören, was drei Jahre Fernkurse im kreativen Schreiben bei einer Frau bewirken, die zu DDR-Zeiten in Sachsen das Metzgerhandwerk gelernt hat.]

Es gibt unter uns keinen, der nicht schon einen oder mehrere Kurse zum kreativen Schreiben besucht hätte. Dies ermöglicht ein sofortiges Kommentieren und Kritisieren der nacheinander vorgetragenen Texte. Nach dem Vorlesen haben die Autoren zunächst zu schweigen. Zum Schluss oder bei direkten Nachfragen erhalten sie die Möglichkeit, Stellung zu nehmen.

Dieses eingespielte Verfahren wird von Edda mit einem gelegentlichen Blick auf die Uhr gesteuert. Ich spüre bei der Kollegin die langjährige Erfahrung. Die meisten von uns haben ja auch ungefähr das Alter der Kursleiterin. Edda redet „zielführend“, was nun mal zum Leiten eines Kurses gehört, aber sie schlägt einen lockeren, freundschaftlichen Ton an, den alle aufgreifen. Wir haben wieder viel über uns zu lachen.

Edda sagt einiges zum Genre der Autobiographie. Sie weist hin auf das Werk des Kölner Germanisten Walter Hincks „Selbstannäherungen“, das ich auf der Fahrt nach Schrobenshausen noch zu Ende lesen konnte.

Die erste Übung soll uns ermöglichen, Leit motive unserer Autobiographie anzuschlagen und in einer Schlüsselszene wichtige Personen vorzustellen. Da es mir um meine Erfahrungen in der Friedens- und Ökologiebewegung geht, entscheide ich mich für die Prüfungsverhandlung meines Bruders Manfred nach dessen Antrag auf Kriegsdienstverweigerung. Das war 1961.

Der springende Punkt ist, dass ich mich während dieser mehrstündigen Verhandlung innerlich verpflichtet habe, meine Wissenslücken auf dem Gebiet der gewaltfreien Verteidigung zu schließen und eine Gruppe von Vorkämpfern dieser Idee zu bilden. Die Folge war der Wechsel des Studienfachs und die bereits apostrophierte Gewaltfreie Zivilarmee.

Für die erste Übung haben wir nur 20 Minuten. Das ist sehr wenig. Am heimischen Schreibtisch brauche ich für einen Text vergleichbaren Umfangs etwa fünfmal so lang. Doch dieser ungewohnte Druck hilft, Hemmungen zu überspielen und spontan zu formulieren. Was so entsteht, ist nicht in Marmor gemeißelt. Ich habe nach solchem Stress immer das Bedürfnis nachzubessern. Nehme ich mir den Schnellschuss wieder vor, fallen mir bei jedem Durchgang treffendere Worte ein. Immer wieder lässt sich Überflüssiges streichen. Mein Ideal einer äußerst knappen Situationsbeschreibung

ist der Anfang von Schillers Ballade „Die Bürgschaft“:

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Damon, den Dolch im Gewande:
Ihn schlugen die Häscher in Bande.

Die Prüfungsverhandlung als Zäsur in der Biographie eines Kriegsdienstverweigerers und seines Beraters

Verteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg wird den meisten Deutschen in Erinnerung bleiben, weil er seinen Dokortitel wegen umfangreicher Plagiate zurückgeben musste. Ich habe diesen Knick in seiner Laufbahn bedauert, weil unter seiner Regie die allgemeine Wehrpflicht „ausgesetzt“, in Wirklichkeit jedoch abgeschafft wurde. In einem 50 Jahre währenden Prozess war die Kriegsdienstverweigerung von der Ausnahme zur Regel geworden. Der Nachwuchspolitiker Guttenberg hatte den Realitäten ins Auge geblickt und den Mut gehabt, die Konsequenz zu ziehen.

Und fast genau fünfzig Jahre ist es her, dass mein zwei Jahre jüngerer Bruder Manfred, seinen Antrag auf Kriegsdienstverweigerung gestellt hatte und diese Entscheidung in Stuttgart vor einem Prüfungsausschuss rechtfertigen musste. Er konnte sich dabei von einem Berater begleiten lassen. Er hatte mich darum gebeten, diese Rolle zu übernehmen.

Wir Geschwister hatten zusammen über Gandhis Methode des gewaltlosen Widerstands nachgedacht und uns vorgenommen, in der Verhandlung auf diese Alternative zur militärischen Verteidigung hinzuweisen. Der Vorsitzende war ein Jurist in mittleren Jahren; seine ehrenamtlichen Beisitzer deutlich älter. Diese gut situierten Bürger empfanden es als Provokation, dass zwei Studenten im Alter von 22 und 24 Jahren behaupteten, echte Demokratien ließen sich mittels gewaltlosen Widerstands gegen Aggressoren verteidigen. Die beiden älteren Gewissensprüfer waren im Dritten Reich sicher keine Widerstandskämpfer gewesen.

Sie nahmen unsere Aussagen sehr persönlich und widersprachen immer heftiger. Sie verwiesen auf grausame Formen der Unterdrückung und auf die vielen Opfer, welche der gewaltlose Widerstand fordern würde. Es war, als ob sie sich rechtfertigen wollten für ihr Verhalten im Dritten Reich.

Unter dem Einfluss des etwa dreißigjährigen Vorsitzenden wurde mein Bruder dennoch als Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen anerkannt. Mir war im Verlaufe der Verhandlung jedoch klar geworden, dass meine Vorstellungen vom gewaltlosen Widerstand als Alternative zur militärischen Verteidigung weitaus präziser sein sollten. Ich hatte mir während Verhandlung, die wegen allgemeiner Erregung unterbrochen werden musste, geschworen: Du darfst die Wirksamkeit des gewaltlosen Widerstands nicht nur behaupten; du musst sie künftig mit historischen Fallstudien, mit daraus abgeleiteten Strategien und mit einer auf diese Methoden eingeschworenen Truppe beweisen.

Der um Fairness bemühte Vorsitzende des Prüfungsausschusses hatte das politische Ergebnis der Verhandlung zusammenzufassen gesucht: Er halte unsere Motive und Vorschläge für respektabel, müsse ihnen aber die praktische Bedeutung absprechen, solange sie nur von einer Minderheit vertreten würden. Unsere prompte Entgegnung - in der Erregung der Stunde - war gewesen: Wir werden dies zu ändern wissen.

Mir war zunächst nur klar, dass dieser Jurist mit seiner impliziten Forderung nach einer Massenbewegung für gewaltfreie Verteidigung Recht hatte. Doch dass ich mit dieser raschen Entgegnung die Schiffe meines bisherigen Studiengangs hinter mir verbrannt hatte, wurde mir erst Monate später deutlich.

Man kann eine Autobiographie chronologisch aufbauen und an der Schnur der Daten entlang erzählen. Tatsächlich ist es nützlich, zunächst ein Gerüst der eigenen Lebensdaten und der parallelen Ereignisse zu erstellen, aber je reichhaltiger die Chronologie gerät, desto mehr verführt sie zum Abhaken und Rafften der Ereignisse und damit zum Berichtstil. Das hat Edda bei meinen Texten von Anfang an und immer wieder festgestellt. Und ich kenne das ceterum censeo: Das

literarische Schreiben fordert eine originelle Szenerie und die poetische Klangfarbe. Es lebt von Dialogen und es bedarf nicht zuletzt der sich einprägenden Requisiten. Und ich zum Trotz: Diese Elemente lassen sich auch in Berichte einbauen. Mein Bürge ist der Germanist Peter Wapnewski mit seinen Erinnerungen an die Jahre 1922 bis 2000. Sie tragen den Titel „Mit dem anderen Auge“; eines hat er im Zweiten Weltkrieg als Ladeschütze eines Panzers verloren.

Sei's drum: Gerade um die Sinne für die poetischen oder auch grauslichen Details zu fördern, regt Edda uns in einer zweiten Übung zu „Flashbacks“ an. Darunter versteht sie eine Rückblende mit Blitzlicht. Eine andere Übersetzung wäre „Nachhallerinnerung“. Auslöser für den Flashback soll jetzt ein Kleidungsstück sein. Es könnte aber auch der Duft einer Blume oder ein Tierlaut sein, welche die Erinnerung wach rufen.

Die Hirschhornknöpfe am Hemd des Anglers

Zum Angeln wünschte ich mir ein dunkelgrünes Hemd, damit ich im Ufergebüsch lauernd den vorsichtigen Schleien und Karpfen nicht auffalle. Mit zwei Brusttaschen für Haken und Wickelblei und eine Ersatzpose. Also ein Sonderwunsch, erforderlich eine Sonderanfertigung. Marle, die Patentante ist Schneidermeisterin. Sie kann den Jungenwunsch erfüllen. Es macht ihr Spaß, den Neffen auszustaffieren.

Damit das Hemd auch wirklich zünftig ausfällt, näht sie Hirschhornknöpfe auf. Das ist die Krönung! Jetzt fehlen nur noch eine halblange Lederhose und Wadenstrümpfe mit Zopfmuster. Dann wäre der Angler- respektive Jägerlook aus ihrer Sicht komplett. Und Tante Marle kann alles. Sie erinnert sich, dass ihr Schwager Arthur eine solche Hirschlederhose trug, wenn er während des Kriegs mal Urlaub hatte und mit ihrer Schwester und dem fünfjährigen Theo und dem dreijährigen Manfred nach Baad ins Kleinwalsertal auswich und den Krieg für ein paar Tage zu vergessen suchte. Und zur Lederhose gehörten auch Hosenträger mit einer ins Hirschhorn geschnitzten Gams und das Stilett mit dem Griff aus einem Rehlauf.

Marle wurde mit Schwager und Schwester bei einem Angriff auf die Boschwerke im Stuttgarter Westen ausgebombt. Der Feuersturm leuchtete bis nach Münsingen, wohin wir evakuiert worden waren. Die Lederhose mitsamt Hosenträgern und geschnitzter Gams und sogar das Stilett haben den Krieg im Original überstanden, sind also nicht nur auf Fotos noch zu sehen. Unsere Mutter hatte sie parat – auch in Münsingen – immer in der Hoffnung, dass der Vater dem Krieg für ein paar Urlaubstage entkommen könnte.

Schwer verwundet kehrte er 1945 heim. Heute würde man sagen, von seinen Einsätzen als Munitionsfahrer nachhaltig traumatisiert. Die Lederhosen hat er nie mehr getragen. Doch mein grünes Anglerhemd mit den Hirschhornknöpfen ist für mich jetzt der Inbegriff des friedvollen, des glücklichen Familienlebens – egal, ob ich nun ein paar Fische fange oder nicht.

Ich kann die Flashbacks der elf Anderen hier nicht auf- und schon gar nicht nacherzählen. Ich muss mich auf die eigenen Aufzeichnungen beschränken – in der Hoffnung, dass auch die anderen Teilnehmerinnen ihre Versuche bearbeiten und in ihren Übungsreport einbringen werden.

Zum Vorlesen und Besprechen aller Flashbacks brauchen wir viel länger als zur Niederschrift. Darum dürfen ja die Gruppen nicht größer sein. Entschädigt werden wir durch die Vielfalt der angebotenen Lösungen.

Die eigentlich vorgesehene dritte Schreibübung, die dem Wiedersehen mit einem Ort der Kindheit gelten soll, verschieben wir auf den morgigen Vormittag. Das ist mir angenehm. Ich kann nach Feierabend vorarbeiten. Ich will – sofern die Vorlesezeit reicht und ich andere damit nicht verdränge - auch mal einen ausgefeilten Text präsentieren und zur Diskussion stellen. Diesen Text, der einem ganz bestimmten Ort gilt, habe ich auf dem Laptop gespeichert. Im September 1998 konnte die Erinnerung nur aufgrund des Augenscheins wieder wach gerufen werden.¹⁷

¹⁷ Ich habe einen ähnlichen Text auf der 1. Literarischen Sommerakademie im Jahre 2009 mit dem Titel „Ein

Kampfzone Hauptmannsreute

Angeregt durch die Erinnerungen von Hermann Lenz an Stuttgarter Straßen habe ich mir für den heutigen Morgen vorgenommen, noch einmal einen guten Teil des Schulweges zur Grundschule am Kräherwald zurückzulegen und einiges zu fotografieren und nebenbei in Stichworten die kleinen Geschichten zu notieren, die mir vor Ort wahrscheinlich wieder einfallen würden.

Der Clou unter diesen Erinnerungen vor Ort ist die Wiederentdeckung der Gartentür und der Treppe des Hauses Hauptmannsreute 94 - schräg gegenüber der alten Villa Bosch an der Ecke zum Honoldweg.

Nur auf das Gartentor und auf die steile Treppe achte ich. Dieses Tor hatte es uns ermöglicht, einen Bandenkrieg auszutragen nach dem Vorbild nordamerikanischer Indianer und Fallensteller.

So etwas wie Jugendgangs, wie man sie aus amerikanischen Filmen oder - positiv ins Deutsche gewendet - aus "Emil und die Detektive" kennt, gab es in meiner Kindheit nicht, wohl aber bildeten die ungefähr Gleichaltrigen einer Straße mehr oder weniger fest gefügte Gruppen, die sich zu gemeinsamen Spielen und vielleicht auch zu etwas weniger harmlosen Unternehmungen, dem so genannten Unfug (wir selbst nannten es Streiche) verabredeten. Eine solche Gruppe, die sich selbst eine Bande nannte, gab es nicht nur in der Hauptmannsreute, sondern auch im Honoldweg, der gerade dort im rechten Winkel auf die Hauptmannsreute trifft, wo der Lilienthalweg dann steil zum Kräherwald ansteigt.

Die Honold-Bande hänselte und drangsalierte uns aus der Hauptmannsreute ohne Grund, gerade mal so, um ihre Überlegenheit zu beweisen. Wir fühlten uns ohnmächtig und hilflos. Der Anführer der Honold-Gruppe war einen Kopf größer und wahrscheinlich auch ein Jahr älter als wir. Mit vereinten Kräften hätten wir ihn wahrscheinlich bezwungen, denn er schien uns eher hochgeschossen denn kräftig zu sein. Was ihn jedoch unangreifbar machte, war der Umstand, dass er ständig von einem Schäferhund begleitet wurde und dass dieser dem Langen aufs Wort parierte.

Der Honold-Bande war mit dem Bizeps alleine nicht beizukommen, und so waren wir gezwungen, das Ende des Honoldweges und die Villa Bosch mit ihrem großen Park zu meiden, obwohl wir die Angewohnheit hatten, über Zäune zu klettern und uns in den Gärten großer Grundstücke umzusehen. Das gehörte zu unseren Indianerspielen, für die es halt der „Jagdgründe“ bedurfte.

Tauchte jedoch der lange Lulatsch mit seinem Schäferhund auf, nahmen wir Reißaus. Die Honold-Bande merkte dies und machte sich hinfort einen Spaß daraus, uns zu jagen. Das war vorhersehbar, und wir Jungen aus der Hauptmannsreute suchten nach einer Möglichkeit, doch einmal Stand zu halten und uns zur Wehr zu setzen. Und jetzt im Blick auf das Tor erinnere ich mich wieder an die List, die uns Indianern zum Erfolg verholfen hatte.

Das Haus Hauptmannsreute 94 ist noch etwas steiler als die anderen Häuser an den Hang gebaut und hat zur Straße hin eine etwa drei Meter hohe Mauer aus Sandsteinquadern. In diese ist ein aus Vierkantstäben geschmiedetes Tor eingefügt. Oben über das Tor zieht sich noch einmal ein Band aus Sandsteinblöcken. Dahinter waren wir vor den Verfolgern sicher. Doch uns hinter das Tor zu flüchten und auf den Abzug der Feinde zu warten, war auf die Dauer keine Lösung.

Wir richteten es nun so ein, dass bei der nächsten Verfolgungsjagd nur ich und mein Freund Peter in den Eingang des Hauses Nr. 94 flohen, während die anderen aus der Hauptmannsreute - und das waren nur noch drei oder vier, darunter mein Bruder Manfred - vor dem Tore blieben. Der lange Lulatsch rannte mir nach, hinter ihm Peter. Ich keuchte, war ich doch ziemlich dick. Doch in dem Moment, in dem der Lange das Tor passiert hatte, klappte Peter dieses von innen zu, so dass der Schäferhund, der von den anderen aus unserer Gruppe kurz abgelenkt worden war, bevor sie weiter flüchteten, ausgeschlossen blieb und nun bellend gegen das Gitter sprang.

Das war eine völlig neue Situation. Peter bewachte das Tor und sorgte dafür, dass es von außen nicht mehr geöffnet werden konnte. Ich drehte mich oben auf der Treppe um und erwartete eine Stufe oberhalb des zweiten Absatzes den Langen.

Hinterhalt“ aufbereitet, aber nicht vorgelesen, weil er zu umfangreich war.

Dem nun folgenden Zweikampf ging sicher ein kurzer Wortwechsel voraus. Das gehörte sich so. Doch die Worte waren belanglos, da ich entschlossen war, ohne Verzug meine Position zu nutzen und die Sache auszukämpfen. Ich stand auf der Treppe in Augenhöhe mit dem Langen, schlang den rechten Arm um seinen Hals und drückte nach unten. Mein ganzes Körpergewicht warf ich auf ihn und ich war ein ziemlicher Brocken. "In den Schwitzkasten!", schrie Peter, und das war es, was ich vorhatte. Du nimmst den Hals des anderen in die Ellenbogenbeuge und drückst zu, was die Kräfte hergeben. Und ich drückte und legte mein ganzes Fett obenauf.

Die Wirkung blieb nicht aus. Peter mahnte: "Pass auf, der hat's mit der Lunge!" Und tatsächlich, der lange Blasse unter mir sah nicht gut aus. Ich ließ ihn Luft schnappen. "Mein Herz, ich krieg keine Luft!" Das konnte ein Trick sein. Doch mir wurde mulmig.

Ich behielt ihn noch im Schwitzkasten, drückte aber nicht mehr zu. "Ich lasse Dich raus, wenn Ihr uns in Ruhe lasst." Das versprach er, und dies war unter uns Kindern, die wir nun mal danach trachteten, Winnetou oder Tecumseh nachzuahmen, ein durchaus verlässliches Versprechen, gewissermaßen ein Indianerehrenwort.

Wie wir den gefürchteten Schäferhund durch ein Manöver ausgeschaltet hatten, hat sich unter den Nachbarkindern herumgesprochen. Die träumten auch von Überfällen und Hinterhalten und auch sie suchten die technische Überlegenheit der Bleichgesichter durch Finten auszugleichen. Da wäre es auf allgemeine Missbilligung gestoßen, wenn die Honold-Indianer sich an die Zusage, die ihr Häuptling im Zweikampf gegeben hatte, nun nicht gehalten hätten. Dieser musste daran interessiert sein, als ehrenhafte Rothaut zu gelten und nicht als fieses Bleichgesicht, das Bestien ins Feld führt.

Wir aus der Hauptmannsreute hielten dies für eine mächtig-gewaltige Lösung des Konflikts. Erst hinterher wurde einigen klar, wie riskant die Falle gewesen war. Was hätte nicht alles passieren können! Doch vielleicht - sag ich mir heute - war der Hund gar nicht so beißwütig, und wir hatten das nur geglaubt, weil die Honold-Gruppe uns damit gedroht hatte. Jedenfalls hielten alle Beteiligten es für das Klügste, sich in Zukunft aus dem Wege zu gehen. Kein happy end, kein gemeinsames Spiel und schon gar keine Friedenspfeife.

Doch die Szene mit dem Schwitzkasten stand mir nun nach 52 Jahren wieder deutlich vor Augen. Ein kleiner Gandhi warst du damals nicht! Kein Zweifel. Ich hörte wieder Peters Ruf: Pass auf, der hat's mit der Lunge! Von dem Tatort machte ich noch ein Foto. Ob es andere gibt, die sich noch erinnern? Was aus dem langen Blassen mit dem Schäferhund wohl geworden ist? Ich tippe mal: Jurist. Pacta sunt servanda! Verträge muss man halten!

Begegnung mit einem Verleger

Um acht Uhr treffen sich Teilnehmer aller Kurse in Ursula Echlerters Buchhandlung „Am Stadtgraben“. Alexander Strathern, Leiter des Allitera Verlages in München, spricht über die neuen Möglichkeiten, qualifizierte Texte ohne Zuschüsse – zwar in kleinen Auflagen im Book on Demand-Verfahren, aber doch als reguläre, ansehnliche Publikationen mit ISDN-Nummer - auf den Markt zu bringen. Ich kenne den Verlag von einem eigenen Beitrag¹⁸ zu dem Sammelband „Von der Trümmerstadt zur Frankenmetropole. Nürnberg 1945 bis heute“. Die Herausgeberin dieser Anthologie habe ich zuerst in Schrobenhausen und dann wieder in Wolfenbüttel bei einem Schreibkurs getroffen. Das Attraktive am Allitera-Verlag ist, dass Lektoren die Qualität der eingereichten Texte (2-seitiges Exposé und Textprobe oder gesamter Text als Word-Datei per E-Mail) prüfen und angemessen reagieren. Auf diese Weise kann der Autor ohne großen finanziellen Aufwand (es sei denn, er muss das Buch lektorieren lassen) zu einem schönen Buch in einem seriösen Verlag kommen. Doch für mich bleibt die Frage, wie die Buchhandlungen und die potenziellen Leser dann von dieser „Publikation“, welche der Verlag nicht auch noch bewerben kann, erfahren sollen. Ich kann schließlich nicht mehr wie früher als Vortragsreisender mit meinem Bauchladen durch die Lande ziehen.

¹⁸ Eppelin von Gailingen und ein Rendezvous, S. 29-35 (Ein Auszug aus dem unveröffentlichten Tagebuch meiner Studienzeit in Erlangen)

Da ich an meinen Büchern noch nie viel verdient habe und als pensionierter Professor darauf auch nicht angewiesen bin, denke ich eher an eine Veröffentlichung im Internet auf der eigenen Homepage und an einen entsprechenden Hinweis im Wikipedia-Artikel.¹⁹ Meine Sachbücher sind teilweise in großen Verlagen erschienen. Es bleibt mein Ziel, dies auch mit belletristischen Texten zu schaffen. Allitera ist für mich nur nebenbei eine Lösung, in die ich nicht viel Zeit investieren möchte. Doch es war ein wertvoller Akt der Aufklärung, mit diesem jungen, dynamischen Verleger sprechen zu können. Ich suche jedoch nicht wie andere das persönliche Gespräch.

Mittwoch, 8. August 2012

Flashforward auf ein eventuelles Wiedersehen

Aus der Präsentation meiner Indianergeschichte wird nichts, weil die Aufgabe am heutigen sonnigen Morgen darin besteht, nicht einen bestimmten Ort wiederzusehen, sondern einer bestimmten Person - wo auch immer - wieder zu begegnen. Schade, so wird der historische Sieg über die Honold-Indianer im Orkus der unveröffentlichten Meisterwerke verschwinden. Wie auch immer, beim Wiedersehen sollen wir nun überraschend auf eine Person treffen, mit der wir uns im Konflikt befunden haben oder noch befinden.

Mir kommt sofort eine fiktive Begegnung in den Sinn, die aus literarischer Sicht ertragreich sein mag, mir jedoch ansonsten eher peinlich wäre. Mich ärgert, dass ein solches Wiedersehen mir nun fast schon zwanghaft einfällt. Seine viele Jahrzehnte zurück liegende Vorgeschichte besteht aus einem wahren Gewitter von flashbacks. Das prasselt nur so. In einer Viertelstunde kann ich das nicht aufschreiben. Das ist unmöglich. Ich fange zwar an, müsste aber für die Vorgeschichte auf meinen autobiographischen Roman „Von der Liebe im Atomzeitalter. Vier Versuche und ein Happy End“ verweisen. Darauf hatte ich schon während der ersten Literarischen Sommerakademie zurückgegriffen.

Die dort entnommene Erzählung „Doris und der Moment der Klarheit“ hatte einige Teilnehmerinnen ziemlich erschüttert. Sie haben mich gefragt, ob ich die Protagonisten der Geschichte wiedergesehen hätte und wie die Begegnung verlaufen sei. Ich konnte mich mit der Bemerkung aus der Affäre ziehen, dass es zu keinem Wiedersehen mit Doris oder gar dem eigentlichen Übeltäter, ihrem eifersüchtigen, angeblich besorgten Onkel gekommen sei.

Hier setze ich nun mit meinem neuen Text ein, komme aber in der erlaubten Schreibzeit von einer Viertelstunde nicht weit:

How do you do?

Im November dieses Jahres werde ich in Erlangen auf einer öffentlichen Tagung der Internationale der Kriegsdienstgegner einen Vortrag halten über die Entwicklung der Methoden der gewaltfreien Konfliktaustragung. Mit Erlangen verbindet sich bei mir eine – einst - sehr schmerzliche Erfahrung. Es war die abrupte Trennung von der Frau, mit der ich unser Leben lang zusammenbleiben wollte und von der ich – aufgrund ihres zeitweisen Entgegenkommens - annahm, dass sie sich dies auch vorstellen könne. Ein einflussreicher Verwandter wusste dies zu hintertreiben, indem er – angeblich in ihrem wohl verstandenen Interesse - ihre Jugend und ihre Schwäche nutzte.

Der juristisch beschlagene Onkel hatte am Telefon damit gedroht, meine Promotion durch den Vorwurf der versuchten Vergewaltigung zu hintertreiben, falls ich versuchen sollte, seine Nichte noch einmal anzusprechen. Was mich entsetzte, war nicht die Absurdität des Vorwurfs. Es war der Umstand, dass meine Freundin ihren Onkel diese Drohung aussprechen ließ, ohne ihm ins Wort zu fallen. Wir haben uns zwar in Erlangen danach noch zwei oder dreimal im Wartezimmer eines Zahnarztes oder auf der Straße gesehen, aber kein Wort mehr miteinander geredet.

Was würde ich tun, wenn ich ihr jetzt – nach 48 Jahren - in Erlangen wieder begegnen würde?

¹⁹ Diese habe ich eingerichtet (www.theodor-ebert.de), aber erst einen Text eingestellt. Weitere sind zu finden unter www.Lebenshaus-Alb.de.

Ich kann mir schwer vorstellen, dass sie zu meinem Vortrag kommt und mich anspricht, aber so ganz habe ich meine Phantasie auch nach fast fünfzig Jahren noch nicht am Zaum. Wahrscheinlich würden wir uns nur wechselweise nach den Familienverhältnissen erkundigen. Hat sie den Richtigen gefunden? Und was wäre gewesen, wenn...? Ihr Onkel hatte ihr prophezeit, dass ich ihrer bald überdrüssig würde. Das halte ich – glücklich verheiratet mit einer ganz anderen – heute noch für eine widerliche Unterstellung.

Charakterisiere deine Eltern!

In der Mittagspause spaziere ich allein, weil schnellen Schrittes, einmal um den Wall. Vom vielen Sitzen schwellen mir sonst die Füße an. Ich denke aber nicht weiter an das Erlanger Fiasko, sondern habe meinen Spaß beim Blick auf spielende Kinder im Wallgraben. Und am Nachmittag erwartet mich eine weniger aufwühlende Übung. Es gilt die Eltern oder auch Geschwister mit je einem Satz und einer Anekdote zu charakterisieren. Was dann jedoch die eine oder andere Teilnehmerin zitiert und erzählt, ist alles andere als das Aufleuchten einer heilen Kinderwelt. Es würde mich wundern, wenn sie daran dächten, das, was sie uns vertraulich mitteilen, später als Zeugnis unseres Kurses ins Internet zu stellen. Einiges ist haarsträubend.

Mein Vater: „Die Axt im Haus erspart den Zimmermann.“

Der Dietrich

Nach drei Jahren der Evakuierung in Münsingen erhalten meine Eltern im April 1946 eine Zuzugsgenehmigung für Stuttgart. Drei winzige Zimmer im Souterrain eines Zweifamilienhauses für die vierköpfige Familie. Es ist eine Zwangseinweisung. Im Talkessel sind die Wohnungen 1943 verbrannt, darunter auch unsere elegante Fünfstimmerwohnung in der Hegelstraße. Nur die Villen auf halber Höhe sind stehen geblieben. Als der Pritschenwagen mit dem verbliebenen Hausrat vor der Hauptmannsreute 75 im Nieselregen vorfährt, reagiert niemand auf unser Klingeln. Die Eltern gehen durch den Garten um das Haus und finden eine Tür zum Souterrain. Der Vater holt den Werkzeugkasten aus dem Lastwagen, greift nach einem handlangen Nagel, fasst den blanken Drahtstift zwei Zentimeter hinter der Spitze mit der Flachzange, biegt die Spitze mit der Beißzange um und schlägt das krumme Ende mit dem Hammer breit. Er zeigt uns Kindern das Ergebnis und nennt es einen „Dietrich“. Damit lässt sich das einfache Schloss öffnen. Eine imponierende Leistung für einen braven Elektrokaufmann! Unser Vater könnte auch einbrechen!

Meine Mutter:

Nach fünfzig Jahren treffen sich die Schüler der einklassigen Volksschule von Mehrstetten auf der Schwäbischen Alb. Ein Klassenkamerad: „Anne hatte den Spitznamen: der Feldweibel“. Ihre spätere Rolle bringe ich – aufgeklärt durch Horst Eberhard Richters „Patient Familie“ - in meinen Erinnerungen mit dem Titel „Die inszenierte Familie“ auf die imperiale Formel: „Right or wrong, My Family. And Mother rules the waves.“

Die fehlende Flagge

Als 1940 der Sieg über Frankreich gefeiert wird, moniert der Blockwart das Fehlen der Beflaggung. Anna-Luise Ebert, geb. Liebermann, lässt ihn abfahren: „Ist der Krieg denn schon zu Ende? Mein Mann steht noch im Feld. Ich habe so meine eigenen Erfahrungen mit Siegesfeiern. Bei Tannenberg hatte Hindenburg gesiegt, aber mein Vater ist mitsamt Eisernem Kreuz in Russland gefallen, noch bevor ich geboren wurde. Ich warte dieses Mal mit dem Flaggen, bis der letzte Schuss gefallen ist.“

Auch der heutige Tag endet mit einer Abendveranstaltung, zu der die LISAs und die Schrobenshausener eingeladen sind. Im neu bestuhlten Pavillon der Jugendmusikschule lesen drei Leiter

von Kursen der LISA aus eigenen Veröffentlichungen. Gemeinsam ist allen der luftige Ort der Publikation – die Ätherwellen des Bayrischen Rundfunks. Hier gibt es eine gewisse Kontinuität zur Nachkriegszeit. Auch damals schon konnten einige Schriftsteller – wie z. B. Günter Grass – nur überleben, weil die Feuilleton-Redaktionen des Hörfunks für sie Nischen bereit hielten.

Henrike Leonhard liest Gedichte, die real oder metaphorisch in der Vogelwelt beheimatet sind. Der Romancier Norbert Niemann wagt sich an kurze Essays, in denen er aus der Schreibschule plaudert und Cornelia Neudert, die für den Rundfunk Gute-Nacht-Geschichten als Betthupferl schreibt, liest für uns Erwachsene etwas längere, schaurige Kindergeschichten, welche auch unsere Phantasie herausfordern.

Ich könnte jetzt noch bis Mitternacht im Foyer der Jugendmusikschule bei einem Glas Wein das Gespräch mit den anderen suchen. Ich habe dies in den vergangenen Jahren gerne getan, aber jetzt spüre ich, dass ich den Mittagsschlaf nicht durch Kaffee ersetzen darf und verschwinde ins Hotel.

Ich will morgen früh aufstehen und prüfen, ob ich nicht am Nachmittag wenigstens einmal etwas mehr vorlesen könnte als eine Kurzgeschichte oder Anekdote. Die arrivierten Autoren dürfen zeigen, was sie können, doch unsereiner darf nur Schnipsel von sich geben, in einer Viertelstunde Hingeworfenes. Das wurmt mich. Mit diesen Schnellschüssen fühle ich mich zugleich über- und unterfordert.

Donnerstag, 9. August 2012

Wie ich zu meinem Namen kam

Heute wäre meine Mutter 97 Jahre alt geworden. Vor elf Jahren ist sie gestorben. Als sie fast 80 Jahre alt war, hat sie jedem ihrer vier Söhne nicht eine Beschreibung ihres eigenen Lebens, was ich mir immer gewünscht habe, übergeben, sondern eine Biographie jedes einzelnen ihrer Kinder. Meine Biographie ist ein in blaues Leder gebundenes, 266 Seiten starkes und mit Goldschnitt versehenes Buch. Sie hat es mit eigenen Zeichnungen – vornehmlich Märchen- und Blumenmotiven - und mit mehr als fünfzig Fotos ausgestattet. Ein Buch in Handarbeit. Der Inhalt basiert auf lebenslangen, kontinuierlichen Aufzeichnungen. Sie hat die rückseitig datierten Fotos und ihre Notizzettel in einem immer griffbereiten Kofferchen durch die Kriegszeit gerettet. Sie hat die Seiten zunächst in Sütterlin und später in lateinischer Schrift gefüllt. Der Schwerpunkt der Aufzeichnungen ruht auf Kindheit und Jugend, sie hat aber auch noch über weite Strecken mein Studium, mein Berufs- und mein eigenständiges Familienleben in Berlin verfolgt. Mir hätten Aufzeichnungen zu Kindheit und Jugend genügt, doch ihr kam es offenbar darauf an, ihre Version der Familiengeschichte festzuschreiben. Dabei wäre es mir wichtiger gewesen, sie hätte ihre eigene Lebensgeschichte bis zur Heirat aufgeschrieben, weil ich über diese nur wenig wusste und bis heute auf mündliche Erzählungen angewiesen bin. Und an solch mündlich Überliefertes kann man sich später nicht präzise erinnern und nur noch Mythen werden tradiert.

Die mütterliche Absicht hinter den Lebensbeschreibungen der Söhne war es, diese zu Erfolgsgeschichten zu stilisieren. Mein gelegentlicher Einspruch führte in ihrem Testament zu der Verfügung, mir alle Unterlagen zur Geschichte der Familie zu entziehen. Sie vermachte den gesamten Inhalt ihrer Wohnung meinem Bruder, einem Mediziner, der alles, wie er sagte „professionell verpacken“ ließ und wegräumte. Dabei gab es gar nichts zu verbergen. Als gelernter Historiker hatte ich mir schon zu ihren Lebzeiten eine eigene Sammlung angelegt und war somit in der Lage, meine Autobiographie auch ohne die Unterlagen aus der Wohnung meiner Mutter zu schreiben. Verstimmt hatte sie, dass ich mich – unter dem Einfluss meiner Frau - gegen ihre Überhöhung der Familiengeschichte zur reinen Erfolgsstory von Aufsteigern gewehrt hatte. Mir war mit fortschreitender Erfahrung und bei der Beobachtung meiner Geschwister immer bewusster geworden, welche psychische Belastung dieses immer höher Streben und das Beschönigen für ihre Kinder (und auch für ihren fähigen, aber bescheidenen Mann) bedeutet hatte.

Als erste Übung steht am Morgen des heutigen Tages eine Frage an, deren Beantwortung zu jeder

Autobiographie gehört: Wie bin ich zu meinem Namen gekommen? Über diesen konnten die Eltern entscheiden und mit diesem Namen platzieren sie ihre Kinder in der Generationenfolge und in der Zeit- und auch in der Kirchengeschichte.

Der Einstieg in diese Übung fällt uns nicht schwer, weil wir alle über unseren Vornamen schon nachgedacht und mit ihm auch Erfahrungen gemacht haben. Als es ans Vorlesen geht, ahnen wir bereits, dass es wahrscheinlich die Namensgeschichten sein werden, mit denen wir zum Abschluss unseren Kurs im Pflegeschloss vorstellen werden.

Theodor: Dem Führer kein Kind!

Bevor ich als germanischer Nachwuchs auf die Welt kommen konnte, musste Anna-Luise Liebermann ihren Ariernachweis erbringen, was ihr dank evangelischer, schwäbischer Groß- und Urgroßmütter auch anstandslos gelang. Ich sollte jedoch nicht den nordischen Recken eingereiht und Wotan respektive dem Führer zugeordnet werden. Meine Eltern wussten sich eines Verzeichnisses zu bedienen, das im Dritten Reich akzeptable Vornamen nicht nur aufzählte, sondern deren Herkunft und Bedeutung auch erläuterte.

1937 war für meine Eltern der Vorname „Theodor“ zugleich aktuelles Programm und Erinnerung an den 1915 gefallenen Großvater Alfons Liebermann. Diesen Zusammenhang habe ich erst als Siebzjähriger bemerkt.

Theodoros heißt auf Griechisch „Gottesgeschenk“ und zwar Geschenk von Gott und nicht für Gott. Man schenkt Gott keine Kinder.

Zum Geschenk gehörte Paul Gerhards Aufforderung: „Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt der allertreusten Pflege, des der den Himmel lenkt. Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.“

Theodor, das stand ahnungsvoll gegen den Anspruch des Dritten Reichs auf die Kinder und auf die Jugend. Das stand gegen Joseph Goebbels und die Propagandaphrase „dem Führer ein Kind schenken“, wie sie zwei Jahre nach meiner Geburt immer aggressiver intoniert wurde, um die Reihen der Kriegsgefallenen im Rhythmus von 18 Jahren wieder zu füllen. Bei meinen kinderlosen Patentanten Maria-Elisabeth Liebermann und Hedwig Ebert löste die Vorstellung, „dem Führer ein Kind zu schenken“ dann nur noch Brechreiz aus.

Im Alter von zehn Jahren wurde ich aufs Humanistische Gymnasium geschickt und lernte dort aus erster Hand mit Vornamen griechischer Herkunft umzugehen. Sie waren bei meinen Klassenkameraden gar nicht so häufig. Das Nibelungenlied gab den Ton an, nicht die Ilias. Immerhin dominierten noch die Vornamen biblischer Herkunft, was bei den vielen Pfarrerskindern am Stuttgarter Eberhard-Ludwigs-Gymnasium nicht überraschen konnte. Der häufigste Name war auch in der evangelischen Klasse ganz schlicht: Peter.

Aus meinem Vornamen sprach – vor allem aus der Sicht der Mutter – eine Erwartung, die nur wenige ahnten. Der Erstgeborene sollte in dieser Welt – so schrecklich es in ihr im Moment auch zuing – etwas Bedeutendes, ja man könnte fast schon sagen Erlösendes, ganz in der Nachfolge Christi bewirken. Der kleine Theodor hatte von diesen hoch gespannten Erwartungen keinen Schimmer. Er durfte ohne besondere Zumutungen unauffällig und fröhlich als Kind unter Kindern aufwachsen. Faschistischer Zeitgeist und Krieg markierten das junge Leben erst mit Eintritt in die Schule. Doch seit der frühen Kindheit, als der Vater trotz seiner elementaren Abneigung gegen den Barras und trotz oder gerade wegen seiner Verachtung der kackbraunen Schreihälse rekrutiert wurde, durchzog in den Augen der Eltern das Leben des kleinen Theodor wie ein goldener Faden die Zusage: Auf dem Kind, das uns Gott geschenkt hat, wird auch sein Segen ruhen.

Wenn die Eltern und die nahen Verwandten ein Kind solch uneingeschränktes Zutrauen spüren lassen, dann wird es dadurch gestärkt. Hohe Erwartungen können einen Heranwachsenden aber auch belasten. Ich hörte es später gerne, dass man mich Theo rief. Das klang weniger präntiös. Für einen des Griechischen Kundigen war es allerdings der Gipfel der Zumutung. Ich habe bei allen offiziellen Gelegenheiten darauf bestanden, dass mein Vorname vollständig erscheint. In

meinen kirchlichen Ämtern haben auch Freunde, die mich duzten, mich mit Theodor angesprochen. Ich verstand die Botschaft. Doch jedes Mal berührte mich diese Anrede seltsam. Ich wusste, was diese Anrede implizierte.

Erst vor fünf Jahren habe ich in der Ahnentafel der Familienbibel entdeckt, dass mein Großvater Alfons Liebermann als zweiten Vornamen den Theodor mit auf den so kurzen Lebensweg bekommen hatte. Er sollte mir weniger Vorbild als Mahnung sein, beim Widerstand gegen den Wahnsinn des Krieges nichts unversucht zu lassen.

Meine Namensgebung gehört zu den besonders ernsten Beiträgen dieser Runde. Die meisten Namensgeschichten sind lustig und zeigen ironische Distanz zur Herkunftsfamilie. Der Zeitgeist ist des Öfteren zu spüren, affirmativ oder auch im Widerspruch. Die Vorstellung, dass Kinder „für den Führer“ gezeugt werden könnten, was auch in einem weiteren Beitrag vorkommt, finden wir heute noch schauerlich.

Der Nachmittag soll den Erinnerungen an die Schulzeit gelten. Da hat jeder seine Geschichten auf Lager. Klassentreffen sind bekanntlich der Ort, wo sie aufgetischt werden. Ich für mein Teil habe gute Lust, nicht in das Anekdotenhorn zu blasen und stattdessen eine schlimme Erfahrung anzuschneiden, die mich lange belastet hat. Ich sage es Edda und sie ist auch grundsätzlich einverstanden. Ich selbst will jedoch meinen Vorstoß von der gruppendynamischen Lage abhängig machen.

Ich denke an den Anfang des ersten Bandes meiner Autobiographie „Von der Freiheit des Studierens an fünf Universitäten“. Dort setze ich mich mit dem Problem auseinander, dass ich unter lauter Akademikersöhnen zum Lernen zweier antiker Sprachen gezwungen wurde, die meinen Eltern vollkommen fremd waren und für mich keinen Gebrauchswert hatten, aber als Hürde vor dem Abitur als dem Tor zur Freiheit standen.

Der Euphemismus, man müsste sagen: die Lüge vom Ludus Latinus

Mit dem Abitur im Januar des Jahres 1956 endete das fremdbestimmte Lernen, endeten die neun Jahre am Stuttgarter Eberhard-Ludwigs-Gymnasium, in denen andere – also ein Kultusministerium mit seinem Lehrplan und Lehrer mit ihrem Unterricht - über das entscheiden konnten, was ich zu lernen und als wertvoll zu erachten hatte. Ich hatte mir auch während der Schulzeit einige Freiheiten erlaubt und Dinge getrieben, die für die Versetzung in die nächste Klasse und letztlich für das Abitur nicht relevant waren. Das galt vor allem für mein exzessives Lesen deutschsprachiger Literatur. Dennoch waren die Abiturnoten „mangelhaft“ in Latein und „ausreichend“ in Griechisch kein Indiz für Desinteresse am antiken Stoff. Bei der Lektüre der Texte bzw. der zur Verfügung stehenden Übersetzungen war ich durchaus bei der Sache gewesen, aber das sture Erlernen und Deklinieren von Vokabeln und das Zergliedern und Konstruieren von Sätzen nach den Regeln der Grammatik empfand ich als Hohn auf den Titel des Lehrbuchs „Ludus Latinus“, denn nichts am Sprachunterricht war „Spiel“, alles empfand ich als aufgezwungen. Wenn immer deutschsprachige Literatur mit Latein und Griechisch konkurrierten, entschied ich mich für erstere. Auch nach der Mittleren Reife gingen mir die Dramen Gerhard Hauptmanns und Ibsens näher als der Kriegsbericht eines Julius Caesar oder die Anabasis eines Xenophon.

Doch rückblickend scheint es mir die größte Dummheit meiner Schulzeit gewesen zu sein, dass ich nicht spätestens im Anschluss an die Mittlere Reife nach einer eigenen Methode gesucht hatte, Latein und Griechisch auch als Sprachen zu meiner persönlichen Sache zu machen. Beim Englisch hatte ich nach dem ersten Mangelhaft diesen eigenen Weg gefunden. Ich ging ins Amerikahaus und holte – wo es keine Übersetzungen gab - im Originaltext, was mich interessierte, von Anglerzeitschriften bis zu den Dramen von Tennessee Williams. Und danach erfolgte das Erlernen der Vokabeln ganz nebenbei. In Latein und Griechisch hatte ich mich durchgemogelt, indem ich bei den Klausuren von meinem Nebensitzer Dankward Schmid, der über vorzügliche Vokabel- und

Grammatikkenntnisse verfügte, das diesbezüglich Erforderliche übernahm. Wir nannten es „Abschreiben“. Genau genommen war es aber etwas anderes. Nachdem ich die Struktur der Sätze begriffen und die Vokabeln verstanden hatte, formte ich aus der korrekten Rohübersetzung wohl klingende Sätze, die den Urheber der Vorarbeit nicht mehr verraten durften. Das war zwar auf seine Art auch eine sprachliche Leistung, konnte aber im Abitur nicht funktionieren, weil es da keinen solchen Coach für die Basisübersetzung gab.

Im Abitur mussten wir eine Mordgeschichte aus den „Annalen“ des Tacitus übersetzen und zwar exakt. Ich habe an entscheidenden Stellen nicht übersetzt, sondern herumphantasiert, habe eine Story gebastelt und bin damit baden gegangen.

Unser Klassenlehrer Dr. Frank Weidauer war entsetzt, weil er mir vor dem Abitur noch raten wollte, Latein und Griechisch – zusammen mit Geschichte – zu studieren und damit in seine Fußstapfen zu treten. Der Vorschlag war gar nicht so absurd und auch meiner Natur nicht vollkommen fremd; ich hatte nur den Dreh nicht gefunden, mir diese alten Sprachen anzueignen. Ich war am Schluss dicht dran, als ich Gefallen daran fand, lateinische Reden auswendig zu lernen. Für Rhetorisches, also für das Wirken von Sprache, konnte ich mich begeistern. Aber es kam zu spät. Die Lücken waren zu groß.

Diese Abhängigkeit von den Zubringerdiensten meines hilfreichen Nebensitzers, einem dieser Hochbegabten, die in allen Fächern brillant sind - und er ist später Physiker und Hochschullehrer geworden -, belastete mich nicht nur während der Schulzeit, sondern noch Jahre danach. Es genügte, dass mich tagsüber irgendetwas an die Schule, dieses Ebelu am Stöckach, erinnerte, um nachts von Alpträumen der Erinnerung an diese Klassenarbeiten geplagt zu werden.

Rückblickend habe ich mich immer wieder gefragt: Was hätte ich machen müssen – um jenseits der schulischen Paukerei – ganz freiwillig und möglicherweise auf kuriosen Umwegen, doch eben auf meine Art dieses Latein und dieses Griechisch zu lernen und es schließlich flüssig zu sprechen und zu schreiben wie eine Muttersprache. Hätte ich das Alte und das Neue Testament, dessen Übersetzung durch Luther ich doch im Kopf und im Herzen hatte, tagtäglich wie ein Brevier auf Latein und Griechisch lesen sollen, bis ich die fremdsprachigen Formulierungen auswendig gekonnt und das biblische Vokabular ganz lässig auch auf Cäsar und Xenophon, auf Tacitus und Thukydides angewandt hätte? Hätte ich mein Tagebuch – und damit für Eltern und alle Verwandten geheim - auf lateinisch schreiben sollen?

Ich denke heute, man lernt Sprachen, weil man sich darauf freut, sie zu gebrauchen in Angelegenheiten, die einen bewegen. In der Schule war das Fatale, dass nichts mich wirklich bewegte, diese – aus meiner Sicht - unnützen alten Sprachen zu lernen. Es gab doch zu allen klassischen Texten vorzügliche Übersetzungen und auf die Idee, dass es noch besserer bedürfen könnte, bin ich gar nicht gekommen.

Unsere Lehrer, insbesondere unser langjähriger Klassenlehrer Dr. Frank Weidauer, haben immer wieder versucht, uns über die Lektüre von großartigen klassischen Texten für das fortgeschrittene Erlernen des Lateinischen und des Griechischen zu begeistern und wir haben vor dem Abitur wirklich Besseres gelesen als „De Bello Gallico“. Ich habe den Unterricht in der Oberstufe in angenehmer Erinnerung, aber es ist eben auch Weidauer, diesem herausragenden Lehrer und politischen Kopf – und er ist später Direktor des Gymnasiums geworden - nicht geglückt, seine Begeisterung für den Urtext der Klassiker des Humanismus auf mich zu übertragen. Ich weiß bis heute nicht, warum ihm dies nicht gelungen ist. Ich denke dabei an den von mir so hoch geschätzten Peter Handke, dem es offenbar in seinem Klagenfurter Gymnasium so viel Freude gemacht hat, diese alten Sprachen zu erlernen, dass er heute noch – ganz, ganz freiwillig – Sophokles „Ödipus in Kolonos“ ins Deutsche übersetzt. Und auch Ulla Hahn berichtet in ihren autobiographischen Romanen „Das verborgene Wort“ und „Aufbruch“ wie die Möglichkeit, die lateinische Sprache und deren Einfluss auf das Deutsche zu erlernen, aus ihr einen aufgeklärten, zum sozialen Aufstieg fähigen Menschen gemacht hat. Warum habe ich Dummkopf in der Schule die Gelegenheit nicht ergriffen und auf irgend eine raffinierte, nur mir gemäße Tour diese Sprachen so nebenbei, fast

heimlich gelernt, um den Lehrern mal zu zeigen, wie man mit diesen Sprachen wirklich umgehen kann? Und warum dann nicht die schärfsten politischen Flugblätter gegen die Wiederbewaffnung auf Lateinisch? Gewissermaßen Thesenanschlag am Tor des Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums! Irgendeinen Weg muss es doch geben, diese Sprachen zu lernen – ohne „Ludus Latinus“ und ohne Kaegi! Die Kinder in Rom und Athen haben ihre Sprache doch auch ohne diese Paukerei und dieses Deklinieren gelernt und pointiert ihren Willen kundgetan.

Am Nachmittag zeigt sich wieder, dass für meine Mitteilung einer komplexen Erfahrung im Gymnasium die Vorlesezeit fehlt. Ich will nicht stören und begnüge mich mit einem weiteren Biographie-Schnipsel. Vielleicht benennt dieser eine Erfahrung, die auch heute noch leicht verdrängt wird. Es gibt jetzt so manches Förderprogramm für Kinder, die anerkanntermaßen „behindert“ sind. Doch was macht man in einem humanistischen, musisch orientierten Gymnasium mit einem Schüler, dessen musikalische Begabung sich umgekehrt proportional zu derjenigen in der Familie Johann Sebastian Bachs verhält?

beziehungsweise gar nicht

Heutzutage können Oberschüler das eine oder andere Nebenfach abwählen. Zu meiner Zeit war alles für alle obligatorisch – auch die Musik. Ohne Rücksicht auf die individuelle Begabung musste jeder vorsingen und andere Proben seiner Musikalität präsentieren.

An unser Gymnasium hatte es nach dem Krieg einen regelrechten Kapellmeister verschlagen, der nun das musische Niveau des auf alte Sprachen spezialisierten Gymnasiums heben sollte. Er gab sich Mühe, und das Eberhard-Ludwigs-Gymnasium glänzte mit Aufführungen des Weihnachtsoratoriums. „Jauchzet, frohlocket! Auf, preiset die Tage!“, schallte es ab Oktober durch den ganzen Bau.

Schon in der ersten Klasse hatte ein junger Musiklehrer, noch nicht der Herr Kapellmeister, mich wie alle anderen geprüft. Zu singen war ein Volkslied eigener Wahl. Ich entschied mich für „Das Wandern ist des Müllers Lust“. Der Pädagoge bescheinigte mir gefühlvollen Vortrag. „Doch leider, es war fast immer derselbe Ton.“ Das war auch mir aufgefallen. So viel hörte ich. Ich hatte schließlich häusliche Erfahrungen. Das Singen von Weihnachtsliedern unterm Christbaum gehörte unbedingt dazu, aber es war bekannt, dass sich von den männlichen Mitglieder der Familie keiner am Gesang beteiligte und die dünnen Stimmen von Mutter und Tanten allemal für „Ihr Kinderlein kommet“ und „Oh Tannenbaum“ ausreichten, doch „Stille Nacht, heilige Nacht“ nur anzudeuten, aber nicht zu intonieren war.

Kapellmeister Steffen wusste nach der Mittleren Reife nicht, was er mit mir anfangen sollte. Wenn heute ein Kind eine angeborene Lese- oder Rechenschwäche hat, erhält es individuellen Förderunterricht. Für Kinder mit einer ausgeprägten Singschwäche gab es nichts und gibt es auch heute noch nichts.

Ich musste so hinter den Flügel treten, dass ich nicht auf die Tasten blicken konnte. Er schlug eine erste Taste an und beim Erklingen der zweiten musste ich sagen, ob der Ton nun höher oder tiefer lag. Ich brachte es bei all diesen so nahe beieinander liegenden Tönen auf eine Trefferquote von ziemlich exakt 50 Prozent. Die Gesangsprobe ersparte der gelockte Kapellmeister sich und dem Schüler mit der Igelfrisur.

Ich musste dann nur noch an der Tafel Noten lesen. Für die auf den Linien hatte ich das Sprüchlein gelernt „Es geht hurtig durch Fleiß“ oder so ähnlich. Ich buchstabierte. Dem Kapellmeister ging es zu langsam voran. „Bei Mozart galoppieren die Noten!“ Doch wozu sollte ich es lernen, Noten zu lesen, konnte ich mir doch sowieso keine Melodien merken. Ich antwortete ehrlich und setzte dann noch einen drauf: „Noten interessieren mich wenig --- beziehungsweise gar nicht“. Mit diesem Crescendo „beziehungsweise gar nicht“ imponierte ich den fast durchweg hochmusikalischen Klassenkameraden. Kapellmeister Steffen kapitulierte. Ich wurde vom Jauchzen und Frohlocken befreit und durfte in der letzten Reihe Karl May lesen. Mein Soll an musischer

Mitarbeit erfüllte ich mit anrührenden Infos zur Biographie von Musikern und zu Liebes- und Todesfällen in Opern. Im Abitur beurteilte der Kapellmeister dann letztendlich meine musikalische Gesamtleistung mit der kurios gemittelten Note „befriedigend“.

Auch am heutigen Abend trifft man sich im Pavillon der Musikschule. Petra Morsbach liest aus dem Skript eines noch nicht veröffentlichten Romans. Ein Schriftsteller, der in der DDR eine staatlich finanzierte Nische gefunden hatte, muss sich nach der Wende in der literarischen Konkurrenzgesellschaft zurechtfinden.

Edda Ziegler liest ein Kapitel aus ihrer Fontane-Biographie. Es geht um die Schwierigkeiten gebildeter, doch mittelloser Frauen, sich in der Gesellschaft der Jahrhundertwende zu etablieren. Ich frage, warum Mete sich nicht an ihrem Vater orientiert und sich als Schriftstellerin versucht habe – ähnlich wie Jane Austen? „Sie traute sich nicht. Die Kunstfertigkeit des bewunderten Vaters schien unerreichbar.“ Wie anders haben es doch die Töchter Martin Walsers gehalten. Das spricht für Walser, der als Ehemann und Vater auch seine Mucken hatte.

Freitag, 10. August 2012

Eine letzte Übung

Die vierte Sommerakademie ist nun schon fast am Ende. Wir müssen ans Bilanzieren denken. Dem entspricht die letzte Übung: „Auf mich wartet (k)eine(r).“ Edda spricht von kleinen Abschieden. Mir drängt sich die Frage auf: Komme ich mit dieser Schnipselwirtschaft weiter? Oder brauche ich eine Arbeitsgruppe, die sich mit ganzen Kapiteln von Autobiographien befasst und den gesamten Aufbau der Erinnerungen erwägt? Ich packe mein Unbehagen in den Text der letzten Übung, spüre den Hauch der Vergeblichkeit, ohne jedoch darüber bitter zu werden.

Warten auf die Ringelnatter

Jeden Morgen zwischen 7.30 und 8 Uhr ruft Ruth im Hotel zur Post an und wir berichten einander vom vergangenen Tag. Sie kennt also die Themen der absolvierten Übungen und sie weiß diese Schreibübungen meinen vielen autobiographischen Skripten zuzuordnen. 47 Jahre sind wir nun schon verheiratet.

Wenn sie mich morgen Abend auf dem Spandauer Bahnhof abholt und wir durch die Rieselfelder, dem Mauerweg entlang nach Kladow und durch die Uferpromenade zu unserem Haus fahren, um uns dort noch für eine Stunde auf den Badesteg zu setzen und darauf warten, dass die Ringelnatter wieder um die Schilfkante gleiten wird, muss ich auf die Frage antworten: „Hat dich dieser Kurs nun weiter gebracht? Wirst du nun endlich den Rat Martin Kämpchens akzeptieren, deine Erfahrungen in der Friedens- und Ökologiebewegung auf ein handliches Buch zu konzentrieren?“

„Ja, ich schreibe jetzt knapper und präziser, aber diesem Diktat des Marktes werde ich mich nicht unterwerfen. Mein Leben ist mehr wert als 250 Normseiten. Den Schatz bilden die Einzelheiten. Die zurück blickenden Zusammenfassungen sagen fast gar nichts, könnten allenfalls neugierig machen auf das Nähere, auf den Inhalt der Truhe.“

„Wann begreifst du endlich, dass all euer Geschriebenes früher oder später in die Tonne kommt. Das kannst du nicht verhindern. Irgendwann ist alles bunter Staub. Denk an „Subtile Jagden“, den letzten Abschnitt von Ernst Jüngers Erinnerungen an sein Leben als Entomologe!“

„Noch gebe ich nicht auf. Ich bilde mir ein, dass es in meinen Aufzeichnungen noch einiges zu entdecken gibt. Wenn ich nur wüsste, wie ich die potenziellen Leser animieren könnte, diese Nähe und den möglichst unmittelbaren Eindruck – mitsamt meiner Kommentierung – zu suchen.“

„Und bist du der Lösung ein Stück näher gekommen?“

„Ja, vielleicht einen Schritt. Aber wie viel Zeit bleibt uns noch?“

Am Nachmittag drängt Edda auf die Präsentation unserer Schreibprojekte. Sie stellt sich dies recht pragmatisch vor: Titel, Stand der Arbeit, Zeitplan. Nicht alle haben Projekte auf der Pfanne, doch

einige mehr als eines. Ich versuche einen Rückblick auf meinen Einstieg ins belletristische Schreiben nach dem Auslaufen meiner Tätigkeit als Friedensforscher. Bis zum Ende des Jahres soll die Geschichte der Gewaltfreien Zivilarmee geschrieben sein.

Einer Teilnehmerin kommen die Tränen. Ich weiß, sie hat vierzig Jahre lang Tagebuch geschrieben und die Briefe gesammelt, mehrere Buchmanuskripte begonnen und vorangetrieben. Was ihr fehlt ist die Resonanz, ist eine Gruppe, die an ihrem Schreiben Anteil nimmt. Dafür ist LISA gut, aber eine Woche genügt nicht. Auf ein längeres autobiographisches Skript konnte bisher nicht eingegangen werden.

Norbert Niemann hat in der Roman-Gruppe auch längere Texte besprochen. Das müsste auch bei autobiographischen Entwürfen möglich sein. Wir sprechen darüber beim Bauernsalat im Garten eines griechischen Restaurants. Wir sind uns einig: Das autobiographische Schreiben gehört zur Belletristik. Es ist Unfug, autobiographische Texte den Sachbüchern zuzuordnen. Ich habe meinen Erinnerungen an die Studienjahre eine Bemerkung Peter Handkes vorangestellt: *„Für den Gesellschaftsroman bin ich nicht geschaffen. Ich kann nur von mir erzählen. Aber je mehr man über sich nachdenkt, desto romanhafter wird es doch. Je weiter einer sein Ich ausweitet, desto mehr wird es doch zur Welt.“* So gesehen hat jeder Mensch unendlich viel mitzuteilen. Jede Familie spiegelt ihre Zeit und jeder Mensch kann von einmaligen Erfahrungen berichten. Es ist nur die Frage, wie man die eigenen, die einzigartigen, die ganz individuellen Erfahrungen so formt, dass sie von anderen verstanden, also angeeignet werden können. Meine Schreibfreundin, die auch zum vierten Mal an der Sommerakademie teilnimmt, betreut seit Jahren Krebskranke in einer Klinik. Sie darf darüber so direkt nichts schreiben, aber eine solche Erfahrung prägt den Charakter und den Stil der Weltsicht. Wer aus einer Krebsstation kommt, erlebt seinen Urlaub auch anders als jemand, der dem burn out zu entkommen sucht. Kurzum, wir müssten eine neue Methode entwickeln, den romanhaften Gehalt umfangreicherer Skripte zu besprechen. Wir sagen dies auch Edda. Sie will darüber nachdenken.

Samstag, 11. August 2012

Fazit und Ausblick

Der letzte Tag gilt der Vorbereitung auf die LISA-Leistungsshow im Pflerschloss. Alle Kurse lesen öffentlich, falls sie es nicht bereits getan haben, wie gestern Abend die Romanciers, die sich von Norbert Niemann haben beraten lassen. In unserem Kurs wurden gestern noch Paare gebildet, welche heute früh wechselseitig die Beiträge zum Thema „Wie ich zu meinem Namen kam?“ korrigieren. Dann geht Edda noch einmal durch den Text.

Das Lektorieren lohnt sich. Unsere kurzen Geschichten zur Namensgebung kommen gut an. Keine dauert länger als 5 Minuten. Mehr ist nicht möglich. Man sagt so nett: In der Kürze liegt die Würze. Doch wie kommt man zu einem Epos? Eine Autobiographie ist doch keine Sammlung von Anekdoten. Diese Frage wird mich auf der Heimreise und durch das kommende Jahr begleiten.

Erkenne dich selbst und finde einen modus vivendi!

Werkstattnotizen aus dem Kurs „Bilder der Erinnerung“.

5.-11. August 2013

Vorbemerkung

Als Teilnehmer der Sommerakademie könnte man sich vornehmen oder könnte im Rückblick auf den Gedanken kommen, ein Feature über diese Zusammenkunft der Hoffnungsträger des kreativen Schreibens zu verfassen. Ingeborg Höverkamp aus Schwanstetten bei Nürnberg, die auch schon mehrfach in Schrobenhausen dabei war, hat ein solches Feature geschrieben und den Teilnehmern von Edda Zieglers Gruppe „Bilder der Erinnerung“ zugesandt. (Siehe Anhang) Ich kann den Lesern meiner hier nun folgenden Aufzeichnungen nur empfehlen, zunächst zu ihrem Text „Im Familienlabyrinth“ zu greifen und erst danach meine Werkstattnotizen zu lesen. Mir geht es darum, den eigenen Lern- und Arbeitsprozess zu dokumentieren und zu reflektieren. Dies ist ein egozentrisches Verfahren und es wird manchen potentiellen Lesern missfallen. Doch ein Werkstattbuch dient nun mal in erster Linie dem Autor selbst, auch wenn andere Teilnehmer oder Interessenten an künftigen Schreibkursen es partiell nutzen können. Ich bitte also Neugierige für mein umständliches Verfahren um Nachsicht und Geduld.

Ich habe um den Kurs früh gewusst, mich aber erst spät angemeldet, da ich zum fraglichen Zeitpunkt eigentlich den Besuch der Enkelkinder aus London erwartete. Ein weiteren Grund hatte mein Zögern darin, dass ich mich immer wieder fragte, ob ein weiterer Schreibkurs mich bei meinem Streben nach einer gut erzählten Autobiographie entscheidend voranbringen würde, hatte ich doch bereits viermal an der Literarischen Sommerakademie teilgenommen.

Berlin-Kladow – Spandau – Ingolstadt – Schrobenhausen.

Montag, 5 August 2013

Der Schrobenhausener Hirtenknabe über dem Ehebett der Eltern

Wieder habe ich mich bei Dr. Edda Ziegler zum autobiographischen Schreiben angemeldet. Zwischendurch hatte ich einen Kurs Dr. Ursula Krechels „Erzählen für Fortgeschrittene“ besucht. Dort hat mir der Umgangston in dem überfüllten Kurs nicht immer zugesagt. Probetexte waren einzureichen gewesen. Ich hatte nicht den Eindruck, dass auf dieser Basis eine kritische Auswahl erfolgt war.

Hingegen freue ich mich jetzt auf das Wiedersehen mit meinen Schreibfreundinnen aus den früheren Kursen Dr. Edda Zieglers. Über die Jahre war ich mit ihnen in E-Mail-Kontakt geblieben. Sylvia Maybaum aus Traunstein hatte mir belletristische Bücher aus ihrem Berufsfeld, der Psychotherapie, empfohlen und wir haben uns über das jahrzehntelange Schreiben von Tagebüchern und das Bewahren von Briefschaften ausgetauscht. Ingeborg Hövermann, Schreiblehrerin in Nürnberg, hat einen Abschnitt aus meinem Romanskript „Von der Liebe im Atomzeitalter. Vier Versuche und ein Happy End“ in ihren Reader zur Geschichte Nürnbergs „Von der Trümmerstadt zur Frankenmetropole“ aufgenommen, und die Geographin und Weltreisende Heide Weber hat mir Berichte über Eindrücke in Südindien und am Amazonas und die dramatische Schilderung eines Hurrikans in New York zukommen lassen. Ich habe Aufsätze zur Aggressionsforschung für sie im Gepäck.

Auf der sechsstündigen Fahrt von Spandau nach Ingolstadt lese ich Christa Wolfs „Kindheitsmuster“. Edda hat es zur Lektüre empfohlen. Ich schätze diese Berliner Schriftstellerin, die ich noch persönlich kennen gelernt habe, insbesondere als Tagebuchschreiberin. „Ein Tag im Jahr“ ist mir ein Vorbild. Ich wünschte, auch ihre alltäglichen Aufzeichnungen würden uns noch zugänglich. Von „Kindheitsmuster“ habe ich vor Jahren die DDR-Ausgabe gelesen. Das Werk ist so kunstvoll konstruiert, dass ich mir jetzt bei der punktuellen Lektüre im Zug kein zuverlässiges Bild machen

kann, vielmehr von den Spotlights verwirrt werde. Ich muss das Buch von vorne nach hinten noch einmal lesen.

Der Begrüßungsabend im Pflegeschloss, zu dem der Bürgermeister von Schrobenhausen uns eingeladen hat, dient bei mir in erster Linie dem Wiedersehen und dann lasse ich mich noch von INTV, dem lokalen Sender zu meinen hiesigen Schreiberfahrungen interviewen. Ich lobe dieses kostbare Unternehmen, das etwas vom Glanz des Münchener Literaturlebens hier in der Spargelstadt aufleuchten lasse. Arwed Vogel, der Leiter der Sommerakademie und Dr. Edda Ziegler seien in München bekannt für ihr Streben, auch diejenigen professionell und kostengünstig anzuleiten, die erst nach dem Beruf die Zeit zum literarischen Schreiben finden.

Ich gehöre mit meinen 76 Jahren auch zu denjenigen Alten, die meinen, dass sie noch etwas zu erzählen haben – sei es den Enkeln oder gar der Menschheit. Edda Ziegler wird uns morgen nach unseren Projekten und dem Stand der Skripte fragen.

Zunächst aber wird Sylvia Maybaum, Heide Weber und mir vom Bürgermeister noch mit einer Flasche Wein dafür gedankt, dass wir mit zwei weiteren Frauen zu den fünf ersten gehörten, die 2009 zur Sommerakademie nach Schrobenhausen kamen und seitdem jedes Jahr hierher zurückgekehrt sind. Ich war als Berliner durch den Rundbrief von Sandra Uschtrin, in dem deutschsprachige Schreibwettbewerbe angezeigt werden, auf diese Sommerakademie in Bayern aufmerksam geworden. Da man in Berlin Beelitzer Spargel aus Brandenburg isst, hatte ich von der Spargelstadt Schrobenhausen und ihrem Spargelmuseum noch nichts gehört. Erst hier habe ich dann erfahren, dass das Gemälde des Hirtenknaben, der entspannt auf einer Blumenwiese liegt, und das zu den beliebtesten in der Münchner Pinakothek gehört, von dem gebürtigen Schrobenhausener Franz von Lenbach (1836 – 1904) stammt. Dabei hatte eine Kopie dieses Bildes in Originalgröße über dem Ehebett meiner Eltern gehangen. Da hatten also Schrobenhausen und Lenbach mit diesem Gemälde des Knaben in Lederhosen und rotem Wams mich durch die Kindheit begleitet, ohne dass mir dies als Moment meiner Autobiographie bewusst gewesen wäre.

Schrobenhausen.

Dienstag, 6. August 2013

Die Vorstellungsrunde und die Projekte

Wir sind 13 in der Gruppe „Bilder der Erinnerung“. Ich habe als der letzte, der sich angemeldet hat, am wenigsten Grund, das Überschreiten des Zwölferlimits zu beklagen. Edda meinte, Dornröschen erzähle von den Folgen eines allzu strengen Achtens auf die Zahl der goldenen Teller. Mehr als die Hälfte der Teilnehmerinnen kennt sich aus früheren Kursen. Doch wie üblich beginnen wir mit einer ausführlichen Vorstellungsrunde und sprechen auch bereits unsere Schreibvorhaben an. Wenigen reicht es schon, Anekdoten für die Enkel zu formulieren; die meisten wollen ihren Bildern psychologische Tiefenschärfe und einen historischen Rahmen geben.

Im vergangenen Jahre hatten wir – und dies war die seltene Ausnahme - eine Teilnehmerin dabei, die darauf hinwies, dass sie in der DDR das Fleischerhandwerk gelernt und jetzt an der Wursttheke eines Supermarktes stehe. Heuer ist die soziale Zusammensetzung sehr homogen: fünf Lehrerinnen, vier Ärztinnen respektive Psychotherapeutinnen, eine Verlagskauffrau, eine Journalistin und neben mir, dem Politikwissenschaftler, noch ein fünfzigjähriger frei schaffender bildender Künstler.

Er hat in einer besonderen Münchener Bibliothek die vergriffene Grazer Poetikvorlesung von Anna Mitgutsch aus dem Jahre 1999 aufgegabelt, die Edda uns zur Lektüre empfohlen hat. Auf dem Umschlag von „Erinnern und Erfinden“ ein Porträt der Autorin in jungen Jahren. Auf der Rückseite ein jugendstiliger Stempel „LYRIK KABINETT: Bibliothek und Lesegesellschaft für Freunde der Poesie“. An diesem Ort hat er seinen kleinen Skanner, der einem Leuchtstab gleicht, über die 169 Seiten der vergriffenen Schrift gezogen und sie für sich und uns eingelesen. Diese Vorlesung, die im Grazer Droschelverlag erschienen ist, will ich heute oder morgen in der Nacht noch lesen.

Es folgen nun meine Texte in der Reihenfolge der Übungen – ohne den Versuch, die Tagesabläufe in

der bei mir sonst üblichen Tagebuchform mit allem Drum und Dran zu registrieren. Ich habe mir zwar umfangreiche Notizen zu Inhalt und Form der Texte der anderen Teilnehmer gemacht, aber es wäre zu aufwändig, diese Notizen hier so zu transkribieren, dass auch die Verfasserinnen damit einverstanden sein könnten.

Obwohl ich mit meiner Unterkunft im Hotel an der Stadtmauer und im Hotel Grieser zufrieden war und der nächtliche Glockenschlag mich genau so wenig störte wie früher, habe ich dieses Mal viel zu wenig geschlafen. Ich bin regelmäßig um vier Uhr aufgewacht, habe über die Schreibübungen und meine mitgebrachten Skripte nachgedacht, habe korrigiert und mit Blick auf den Kursplan Edda Zieglers im voraus meine Beiträge formuliert, weil ich wusste, dass ich in der beschränkten Schreibzeit kein befriedigendes Ergebnis erzielen würde.

Schreibübung: Kinderszenen.

Am 17. Juli hat Edda Ziegler an alle Teilnehmer ihres Kurses geschrieben: „Unsere Arbeit soll sich heuer bevorzugt auf die Schreibprojekte konzentrieren, mit denen sich viele von Euch ja seit Jahren beschäftigen. Deshalb meine Bitte: bringt – neben Euren **Exposés** - soweit vorhanden, **aktuelle Texte** mit, an denen ihr arbeiten wollt. Und bringt auf jeden Fall **alte Familienfotos** mit, um Eure Erinnerungen zu beleben und um uns Außenstehenden ein Bild von der jeweiligen Situation zu vermitteln.“

Ich habe das Glück, dass meine Eltern und Maria Singer-Liebermann, die Schwester meiner Mutter und die Patin ihrer vier Söhne Theodor (geb. 1937), Manfred (1939 – 2011), Hans-Martin (geb. 1948) und Ulrich (geb. 1953) Fotoalben angelegt und bis zu ihrem Tode immer wieder ergänzt haben. Während des Krieges hatten sich die Fotos, die Feldpostbriefe und die Tagebuchaufzeichnungen in einem besonderen, handlichen Koffer befunden. Sie sollten im Gefahrenfall als erstes gegriffen und gerettet werden. Jetzt habe ich in meinem Alukoffer für Schrobenhausen drei dieser Fotoalben zu meiner Kindheit und Jugend und das sogenannte Tagebuch meiner Mutter gepackt. Bei letzterem, einem in blaues Leder gebundenen dicken Buch handelt es sich aber eher um meine chronologisch aufgebaute Biographie, die sie mit meiner Geburt begonnen und bis zum 80. Lebensjahr weiter geschrieben und mit Zeichnungen und Fotografien ausgestattet hat.

Auf der Basis dieser Quellen und meiner eigenen Erinnerungen habe ich bereits einige Texte zu meiner Kindheit und Jugend unter dem Titel „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“ zusammengestellt. Sie sollen zu Beginn des nächsten Jahres im Aphorisma-Verlag in Berlin erscheinen. Da ich als Friedens- und Konfliktforscher zumindest in der Friedensbewegung bekannt bin, meinte Christian Zimmer-Winkel, der Verleger, dass sich die Leser fragen dürften, ob sich schon in meiner Kindheit und Jugend Hinweise auf das spätere Engagement finden ließen oder ob auch eine ganz andere Entwicklung möglich gewesen wäre. Ich habe mir darum vorgenommen, das vorhandene Flickwerk von Storys zusammenzuführen und zu ergänzen durch das Erzählen meiner Kindheit im Dritten Reich und im ersten Jahre nach dem Zusammenbruch des Hitler-Regimes. Diesem Text haben ich den vorläufigen Arbeitstitel „Evakuiert auf der Schwäbischen Alb“ gegeben. Er umfasst bislang erst 7 Seiten bzw. 27.000 Zeichen und reicht von der Geburt in Stuttgart bis zum Schuleintritt in Münsingen im Herbst des Jahres 1942.

Aus diesem Skript wähle ich nun einen Abschnitt, bei dem sich meine frühkindliche Erinnerung mit einem Foto verbindet. Da wieder nur eine halbe Stunde Schreibzeit zur Verfügung steht, beschränke ich mich auf eine Kürzung des vorhandenen Textes und einige stilistische Bearbeitungen.

Es folgt hier der umfangreichere Text aus dem Skript. Gestrichen wurden vor dem Vorlesen in der Gruppe die kursiv gesetzten Teile.

Der pädagogische Fehlgriff

Dass zweieinhalb Jahre nach meiner Geburt der Zweite Weltkrieg begonnen hatte, merkte ich zunächst nur daran, dass der Vater aus der Wohnung verschwand. Er war nicht mehr mit dem Mercedes unterwegs, um Kunden zu besuchen. Er blieb ganz lange weg, bis dann die Mutter sagte: Papa

hat Urlaub. Und „Urlaub“ wurde zum Zauberwort meiner Kindheit. Es signalisierte: Der Vater ist da und ein Feiertag folgt auf den andern, bis der Vater wieder „an die Front“ muss.

Ohne den Urlaub waren wir eine Familie ohne Vater. Dabei spürte ich von klein auf, dass ich doch einen Vater habe. Das ist der Mann, der dich beim Trinken des „Schoppens“ auf dem Arm hält, auf dessen Schulter du reiten darfst und der dich im Schwimmbad durchs Wasser zieht. *Doch nun: „Maikäfer flieg, der Vater ist im Krieg, Mutter ist im Pommernland, Pommernland ist abgebrannt.“ Meinen Vater schmerzte dieser verdamnte, dieser von den Nazis erzwungene Abschied von seiner kleinen Familie ungemein. 1910 geboren hatte er den Ersten Weltkrieg als etwas Bösertiges in Erinnerung. Er wusste, was es bedeutet, ohne Vater aufzuwachsen. Mein Großvater Georg Ebert, Werkszimmermann bei Bosch, war vier Jahre bei den Pionieren eingesetzt gewesen. Ausgebildet wurde er 1898 in Ulm. Daran erinnert noch ein Bierkrug mit seinem Namen und denen seiner Kameraden, gekrönt von einem Zinndeckel mit dem Ulmer Spatzen: „Am Donaustand da dienten wir dem König treue als Pionier“. Am Ende des vierjährigen Weltkriegs stand er auf Seiten der revoltierenden Soldatenräte.*

Unseren Vater drängte von vornherein zu keinen treuen Diensten. Er war selbständiger Kaufmann und er wollte partout bei seiner Familie bleiben. Nie wieder Krieg! Und doch aus einer sozialdemokratisch gesinnten Familie kommend, ahnte er: Hitler bedeutet Krieg! Und Krieg ist das größtmögliche Unglück, das seine Familie treffen kann.

Die bösen Ahnungen, aus denen er keine Konsequenzen zu ziehen vermochte, bewahrten den Vater nicht davor, nach dem Angriff auf Polen sofort zur militärischen Grundausbildung eingezogen zu werden. Aus dem erfolgreichen Kaufmann wurde von einem Tag auf den anderen Schütze Arsch. Doch 1939 war er bereits 29 Jahre alt und ein selbständiger Elektrokaufmann und Generalvertreter von Zulieferern der Radioindustrie. Ihn ärgerte es maßlos, dass er nun auf dem Kasernenhof von dreisten, ungehobelten Unteroffizieren und jungschen Rotzlöffeln von Offizieren herumkommandiert wurde. Er traute es diesen „Vorgesetzten“ nicht zu, dass sie mit den Leitern von Firmen der Radio- und Elektrobranche ein informatives Verkaufsgespräch führen – geschweige denn ihnen einen fachkundigen Brief schreiben könnten. Darin war er sich mit seinem Bruder Alfred einig. Der war gleichfalls aus leitender kaufmännischer Tätigkeit zum Barass geholt worden.

Die Brüder teilten einander ihre Einschätzungen der Vorgesetzten mit, wobei Alfred dem älteren Bruder sogar Vorschläge machte, wie er diese Leuteschinder auflaufen lassen könnte. Die beiden entlehnten ihr Vokabular dabei nicht den Heeresberichten von Goebbels Frontberichterstattem. Alfred hatte seine erste Stelle verloren, weil er Dr. Robert Ley, den Leiter der Massenorganisation Deutsche Arbeitsfront im Gespräch mit Kollegen ein „versoffenes Breimaul“ genannt hatte.

Jahrzehnte später habe ich diese Feldpostbriefe der Brüder gelesen und abgeschrieben, weil sie mir in ihrem harschen Tonfall weitaus mehr zusagten als Vergleichbares aus der Feder Jochen Kleppers, der in den evangelischen Kreisen, in denen ich als Synodaler verkehrte, als Gesangbuchdichter und Märtyrer hoch verehrt wurde und dessen getragenen Stil ich als viel zu betulich und salbungsvoll empfand.

Noch während der Grundausbildung bekam der Vater zu Weihnachten 1939 den ersten Kurzurlaub. Und wie gesagt, „Urlaub“ gehörte (im Unterschied zu Ferien) von nun an zu den ganz wichtigen neuen Worten in meinem jungen Leben. Meine Mutter, mein Bruder Manfred und ich lebten sechs Jahre lang von Urlaub zu Urlaub. Unser Vater setzte alles daran, möglichst oft und möglichst lang zur Familie zu kommen. Und weil von den Rotzlöffeln so viele erschossen wurden und die Lücken auch mit Nichtabiturienten gefüllt werden sollten, meldete unser Vater sich sogar zu einem Offizierslehrgang, nur um weg von der Front und in die Nähe der Familie zu kommen. Man lebte damals von einer Woche zur anderen. Am Ende des Lehrgangs und den Treffen mit der Familie, die ihm nachgereist war, wurde es ihm übel vermerkt, dass er sich bei den Prüfungen so blöd anstellte, dass er nicht zum Offizier befördert werden konnte. Er blieb bis zum Ende des Krieges Obergefreiter. Zur Strafe für sein fragwürdiges Versagen als Offiziersanwärter musste er dann an der Ostfront Munition zu den Schützengräben fahren. Dieses Himmelfahrtskommando war ein hoher Preis für

die kurze Zeit des Glücks am Rande mit Frau und Kindern. Nachdem sein Bruder Alfred in Stalin-grad umgekommen und er selbst immer an der Front war, rechnete er sich aber ohnehin nur eine geringe Überlebenschance aus. Doch Kameraden in den Tod kommandieren, wollte er auf keinen Fall.

Es war am Tag vor dem Heiligen Abend, dass er zum ersten Mal in Uniform nach Hause kam. Er hatte das Weihnachtsfest nicht mit uns vorbereiten können und so schenkte er mir spontan – ohne dies mit der Mutter abgestimmt zu haben – einen imposanten Wiegengaul mit echtem, schwarzem Fohlenfell. Ich reichte dem Ross kaum an die Ohren. Es bleckte die Zähne, konnte aber nicht fressen, und ich konnte mit ihm auch nicht durch die Zimmer galoppieren, wie dies mit jedem Steckenpferd möglich gewesen wäre. Ein ganz klein bisschen Vertrauen erweckend war an dem hohen Schaukelpferd allenfalls, dass sein Fell mit den Kurzhaarwirbeln dem des Mantels meiner Mutter glich. Nur war das Fell eben schwarz und nicht braun, wie das des eleganten, knappen Mantels der Mutter. Also, dieses Ross war ziemlich unbrauchbar; ein wenig wippen, vor und zurück. Das war alles. Ich bestieg den Rappen tapfer, doch ungern. Die Mutter lobte den Vater für diese großartige Weihnachtsüberraschung überhaupt nicht. Das Ross war und blieb ein pädagogischer Fehlgriff und als es dann 1944 mit den anderen Möbeln in der großen Wohnung verbrannte, habe ich es nicht sonderlich vermisst.

Der bis zur hohen Decke ragende Tannengipfel mit seinen vielen Kerzen, dem Lametta und den silbern glänzenden Kugeln und einem Storch im Gehölz überstrahlte vieles. Und neben dem Ross gab es von den Patentanten auch eine Burg mit Graben und Zugbrücke und einigen Rittern. Und diese Burg stimmte mich ein auf Grimms Märchen, die Lydia, das Pflichtjahrmädchen, mir später auf mein Drängen während er Spaziergänge vorlas. Mit der linken Hand schob sie den Kinderwagen mit dem schlafenden, zwei Jahre jüngeren Bruder Manfred, in der Rechten hielt sie das Märchenbuch. Das war dann schon im Herbst des Jahres 1942.

Im Weihnachtsurlaub des Jahres 1939 sah mein Vater bald ein, dass ich zum Reiten keine Lust hatte und las mit mir – alsbald ohne Uniform im bequemen Sessel sitzend – in meinen Bilderbüchern. Das liebste war mir das von den fleißigen Heinzelmännchen, die vordem in Köln des Nachts hüpfen und trabten, putzten und schabten. In diesem Gedicht von den Faulpelzen, welche die Kapuzenmännlein für sich arbeiten ließen, gab es so viele lustige Worte. „Und fegten und backten und klopfen und hackten“. Doch schon bald musste der Vater wieder zum „Barass“- offenbar etwas ganz Scheußlichem – wegfahren.

Schrobenhausen.

Mittwoch, 7. August 2013

Schreibübung: Familienaufstellung

In Eddas Plan geht es um „die Sitzordnung am Familientisch und ihren Wandel“. Gefragt sind „Bilder, Szenen, Dialoge, Erinnerungen, Reflexionen“. Auch diese Übung kann von einem Familienfoto angeregt werden. In meinen Worten ist die tragende Überlegung, dass das, was man im Tierreich eine Hackordnung nennt, auch in Familien vorkommt und dass die Sitzordnung einiges über die Beziehungen in einer Familie aussagt.

In meiner Kindheit war das wichtigste Element der Familienaufstellung, dass der Vater fehlte und schmerzlich vermisst wurde. Mir fällt bei diesem Thema die Situation am Heiligen Abend des letzten Kriegsjahres ein. Dieser 24. Dezember 1944 im verschneiten Münsingen auf der Schwäbischen Alb ist in einem Feldpostbrief meiner Mutter dokumentiert.

Das Festmahl am Heiligen Abend des Jahres 1944

An Weihnachten 1944 war unser Vater in Kurland als Munitionsfahrer eingesetzt. Die Mutter war im Sommer 1943 mit ihren beiden Söhnen Theodor (geb. 1937) und Manfred (geb. 1939) nach Münsingen evakuiert worden. Dies wurde erleichtert durch die Bereitschaft von Helma Mutschler, ihrer Cousine, also unserer Mutter, ihre neu eingerichtete Wohnung im Zentrum der Kreisstadt zu

überlassen. Helmas Mann war im Frühjahr 1943 – kurz nach der Heirat – in Russland gefallen. Helma zog zurück zu ihren Eltern Christine und Max Leibfried in deren geräumige Wohnung am Münsinger Bahnhof.

Solcher Zusammenhalt der Verwandten half in schwieriger Zeit. Die nahen Verwandten – und man sprach auch in Familien, die mit der Rassenideologie der Nazis nichts am Hut hatten, von „Blutsverwandten“ - bildeten die Familie und diese half, in schwieriger Zeit zu überleben und dem Anpassungsdruck des Nationalsozialismus zu widerstehen. Dabei waren gerade die Münsinger Verwandten sich einig in der praktisch-pietistischen Art, sich am Leben Jesu zu orientieren.

Ein Zeugnis dieses Zusammenhalts ist der Feldpostbrief, den unsere Mutter am ersten Weihnachtsfeiertag an ihren Mann nach Kurland sandte.

Sie erzählt zunächst von dem Gottesdienst im Gemeindesaal der methodistischen Gemeinde und benennt dann detailliert all die Geschenke, die sie für die beiden Söhne beschafft und die ihr von den Verwandten gesandt oder gebracht worden waren.

Der Höhepunkt des Abends war dann die Bescherung für die Kinder und das gemeinsame Festessen. Dazu heißt es im Feldpostbrief:

Die Entwarnung hörten die Kinder nicht mehr. Ich deckte nun den Tisch für das Festessen. Onkel Max und Tante Christine waren inzwischen auch noch gekommen. Unsere gute Lydia[, *die bis zur Evakuierung bei uns in Stuttgart als Pflichtjahrmädchen gewesen war,*] hatte uns vom Bauernhof ihres Bruders in Mundingen eine Gans geschickt, Rauchfleisch, Schmalz und dazu noch die Grieben.

Um den ausgezogenen Tisch saßen Helma und ihre Eltern und Marle [*die Schwester der Mutter*]. Sie hatte von der Rettungsstelle des Roten Kreuzes für drei Tage Urlaub erhalten hatte und war mit der Bahn von Stuttgart nach Urach gereist. Ein Münsinger hatte sie - dank ihrer Rote-Kreuz-Uniform – beim Aufbruch zum Fußmarsch zur Seeburger Steige gleich am Uracher Bahnhof angesprochen, in seinem Auto mitgenommen und durch den Schnee bis vor unsere Haustür gebracht. Sie war so schwer mit Geschenken bepackt gewesen.

Wir zündeten die Kerzen am Christbaum an und sangen Weihnachtslieder. Die einfachen waren den Kindern am liebsten. Besonders „Ihr Kinderlein kommet!“ Theo kann alle Verse auswendig, aber er singt sie immer auf demselben Ton.

Du glaubst vielleicht, die Kinder hätten Dich beim Festmahl in ihrem Glück vergessen. Als ich ihnen von der Gans ein zartes Stück zuteilen wollte, sagte Theo unvermittelt: „Wenn jetzt nur Papi da wäre, das würde ihm auch schmecken.“ Die Kinder machten sich daran, für Dich die besten Stücke zu markieren. Im Nu war die halbe Gans weg.

Schreibübung: Inhaltsverzeichnis und Auswahl

Es gibt ein Anleitungs- und Übungsbuch von Jutta Weber-Bock: Autobiographisches Schreiben. Ein Handbuch für Schreibende und Kursleitende, Waldburg: Demand-Verlag 2006, 176 S. Ich kenne Jutta von gemeinsamen Schreibwochen in Dorstadt bei Wolfenbüttel. Sie hat – als Gleiche unter Gleichen – aus ihren Romanskripten vorgelesen und diese mit uns in einer Gruppe von sechs bis acht Personen besprochen. Ihr Handbuch ist aus Kursen an der Volkshochschule in Stuttgart erwachsen und es enthält auch Übungen, die für Fortgeschrittene in Frage kommen. Eine dieser Übungen hat sie von Paul Schuster, dem deutschen Pionier des kreativen Schreibens, übernommen. Wir haben ihn beide in Dorstadt kennen gelernt, wenn auch bei verschiedenen Gelegenheiten. Jutta stellt diese Übung in ihrem Handbuch folgendermaßen vor:

Stellen Sie sich eine Torte vor, die Sie in zehn Stücke (= Kapitel) aufteilen.

9. Suchen Sie für jedes Kapitel eine Überschrift (die sich z.B. an verschiedenen Wohnungen / Lebensabschnitten orientieren kann).

10. Lassen Sie sich von jemanden ein Kapitel unterstreichen (vorzugsweise aus den ersten fünf

Kapiteln)

11. Schreiben Sie fünf tragende Sätze aus diesem Kapitel auf, die nicht zusammenhängen sollten. ... Lassen Sie von jemanden einen Satz unterstreichen.
12. Betrachten Sie den Satz als filmische Sequenz, d. h. überlegen Sie sich Bühne und Requisiten dazu...
13. Lassen Sie sich von jemanden einen Gegenstand oder auch eine Person unterstreichen..

Dies ist eine gute Übung für solche, denen es schwer fällt, das eigene Vorhaben zu überblicken und einen Anfang zu finden und die meinen, man müsse mit dem Schreiben immer vorne anfangen und dürfe keine Szenen herausgreifen. Dabei zeigt die Auswahl durch einen anderen „Jemand“ bereits an, wofür potentielle Leser besonderes Interesse zeigen könnten.

In meinem Falle trifft die Auswahl meine Nachbarin. Eine Schwierigkeit besteht darin, dass auch sie nur eine knappe Stunde Zeit hat, um diese fünf Aufgaben zu bearbeiten und die Geschichte zu schreiben. Diese Auswahl kann also nur hoppla-hopp und fast blindlings erfolgen. Ich schaffe noch zehn Kapitelüberschriften, aber dann bleibt es bei einer geringeren Zahl von Sätzen und Requisiten. Ich arbeite in der freien Zeit nach, um überhaupt zu einem präsentablen Ergebnis zu kommen. Die ausgewählten Stücke sind im Folgenden kursiv geschrieben und unterstrichen

Inhaltsverzeichnis:

Meine Kindheit im Zweiten Weltkrieg

Eltern und Geburt (1937), Bombennächte und Evakuierung

Als Stadtjunge in dem kleinen Dorf Mundingen auf der Schwäbischen Alb

Diphtherie und Lähmung

Die Mutter als Lehrerin. Erste schulische Erfahrungen in der Kreisstadt Münsingen

Der leidenschaftliche Leser: Vom Rulaman bis zum Schatz im Silbersee

Jesu geh voran: In der Sonntagsschule bei den Methodisten

Der Vater im Urlaub von der Front. Feldpostbriefe und eigene Kriegseindrücke in Münsingen

Der Einmarsch der Amerikaner und die Konfrontation mit den Verbrechen des NS-Regimes

Heimkehr und Rehabilitation des Vaters. Die Rückkehr der Ausgebombten nach Stuttgart

Fünf Sätze zum Kapitel: Der leidenschaftliche Leser. Vom „Rulaman“ zum „Schatz im Silbersee“

Heute machen wir einen Ausflug zur Höhle Rulamans

Warum haben die Krieger der Bronzezeit den tapferen Rulaman und seine Sippe verdrängt und verfolgt?

Der Vater liest mit mir Karl May

Requisiten zu *Der Vater liest mit mir Karl May*

Der makabre Abortus von Winnetous Silberbüchse

Das vom Vater geschnittene Holzmesser zu Weihnachten 1945

Der makabre Abortus von Winnetous Silberbüchse

Kinder lesen bei Karl May von fabelhaften Schusswaffen und der unglaublichen Geschicklichkeit und Treffsicherheit Old Shatterhands und Winnetous im Umgang mit dem Bärenjäger und der Silberbüchse. Hätte auch ich als Siebenjähriger gerne mal eine solche Waffe in die Hand genommen, sie angelegt und abgefeuert? Ich weiß es nicht mehr. Welches Verhältnis hat ein Schüler zu Waffen, wenn er sie nicht aus eigener Anschauung kennt, sondern nur aus sagenhaften Erzählungen oder von den Zeichnungen und den Fotos der Kriegsberichterstatter?

Ich hatte von den griechischen Heroen in Gustav Schwabs „Die Sagen des klassischen Altertums“ und von den Helden des Nibelungenliedes gelesen. Doch das spielte in sehr alten Zeiten und die Sagen unterschieden sich nicht wesentlich von Grimms Märchen, nur dass das Ende häufig grausam war und sich nicht auf die Formel bringen ließ: „Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.“

In den Sagen gab es nachweislich viele Tote, doch gesehen hatte ich als Kind noch keine Leiche. Und in den Bilderheften, die unter uns Kindern in der Schule kursierten, gab es nur tapfere deutsche Soldaten und keine toten Feinde, jedenfalls keine, die uns aus gebrochenen Augen angestarrt hätten. Vorbildlich ein Landsknecht auf einem der Bilderbögen. Er hatte einen Blindgänger aus einem Bauernhaus geschleppt und war der Explosion dann selbst nur knapp entgangen. Doch tödliche Waffen hatte ich als Kind in natura noch nie erblickt. In den Urlaub kam der Vater zwar in der feldgrauen, immer schäbiger werdenden Uniform, aber eine Waffe hatte er nie dabei.

Doch wie kann ein sensibler Erwachsener, eine liebe Großtante oder ein ergrauter Großonkel, einem ABC-Schützen ein Gewehr, eine Art Silberbüchse schenken, also einem Kind, das nur gehört hat, dass vier seiner Onkel in Russland „gefallen“ sind, einem Kind, das diese Onkel nur von Fotos mit einem schwarzen Band über einer Ecke des Bilderrahmens kennt? Bedenken diese Verwandte denn nicht, dass der Vater dieses Jungen seit Jahren in Russland durch Schützengräben kriecht und in Unterständen hockt, wenn er nicht wieder einmal mit seinem Gespann von Panjepferden Munition über freies Gelände transportieren muss, was er dann ein Himmelfahrtskommando nennt?

Ich weiß nicht mehr, welche der Tanten oder Onkel auf die – aus der Sicht meiner Eltern – blödsinnige Idee gekommen war, dem fünfjährigen Manfred und mir das Luftgewehr zu schenken, das durch Umklappen des Laufes gespannt und mit winzigen Bleikugeln geladen wurde. Ersatzweise konnte man die knappen Bleikugeln auch durch geschwänzte Bolzen ersetzen, die sich dann in die Zielscheiben bohrten und immer wieder verwendet werden konnten.

Die Mutter räumte das Luftgewehr, das Manfred und ich gerne ausprobiert hätten, zunächst zur Seite. „Wenn Papi in Urlaub kommt, kann er Euch zeigen, wie man schießt.“

Wir waren neugierig. Bisher hatte der Vater uns nur mit Pfeil und Bogen ausgerüstet. Über den astlosen, gebogenen Schössling eines Haselnussbusches wurde eine Schnur gespannt, Pfeile wurden geschnitten, angespitzt und am Ende mit einer Kerbe versehen. Das war ein Spielzeug, mit dem wir die Pfeile in den Himmel schossen und uns freuten, wenn sie beim Niederfallen im Boden stecken blieben, was selten der Fall war.

Der Vater war von dem Luftgewehr nicht begeistert, aber er konnte das Geschenk auch nicht demonstrativ zurückweisen und so erklärte er uns eben, wie man über Kimme und Korn zielt, wie dabei der Kolben des Gewehrs an die Schulter gepresst wird und wie man dann abdrückt, ohne zu wackeln.

Zur Geschenkpackung gehörten auch Schießscheiben mit den konzentrischen Ringen. Ich übte und traf immer besser. Noch als Gymnasiast konnte ich auf dem Cannstatter Wasen beim Volksfest auf Anhieb meinen Begleiterinnen eine Rose schießen. Kimme und Korn auf Linie gebracht und schon zersplitterte das Gipsröhrchen, in dem die Papierblume mit Glitzersternchen steckte. Ich bin aber nie auf die Idee gekommen, meine ruhige Hand in einem Schützenverein zur Geltung zu bringen.

Auf Menschen zu schießen war beim Fronturlaub des Vaters kein Thema. Wir fragten den Vater auch nicht, ob er schon einmal direkt auf Menschen geschossen und erkennbar einen Russen getötet habe. Das kam uns merkwürdigerweise gar nicht in den Sinn.

Unser Problem war, dass die Munition für das Luftgewehr ausging. Die flache grüne Büchse mit den Bleikügelchen war leer. Und da hatte der Vater eine geniale Idee. Er schnitt grüne Ästchen von Buchen, deren Dicke dem Durchmesser des Gewehrlaufs entsprachen, in passende Stückchen. Mit dieser Munition konnte auch bei Fehlschüssen nichts Schlimmes passieren. Manfred und ich beugten uns zum Spaß über Weidezäune und baten den Vater, mit den Buchenstückchen auf unsere von Lederhosen bedeckten Pobacken zu zielen. So wurde die Schießerei zum harmlosen Spaß.

Der Vater musste zurück an die Front nach Kurland. Wir verloren das Interesse am Luftgewehr und der Munition aus Buchenschnippeln. Viel effektvoller war es, aus einer Astgabel eine Schleuder zu schnitzen, diese mit mehreren Gummiringen von Weckgläsern auf Zack zu bringen, so dass sich damit in einen Lederfleck gebettete Kiesel verschießen ließen. Es schepperte fabelhaft, wenn wir damit Blechbüchsen von Zaunpfählen schossen.

Das Luftgewehr wurde also wieder in die Kammer gestellt und vergessen. Bis dann die Amerikaner anrückten. Die Mutter überlegte, was die Befreier bei einer Durchsuchung in unserer Wohnung in der Hermann-Göring-Straße auf keinen Fall finden durften. Hitlerbilder hingen bei uns nicht an der Wand. Doch „Mein Kampf“, das staatliche Hochzeitsgeschenk für alle Paare, wurde in der Küche in den Herd gesteckt und samt ungebrochenem Goldschnitt in Asche verwandelt. blieb als corpus delicti noch das Luftgewehr. Konnten die Amerikaner es mit einer echten Waffe verwechseln? Eigentlich nicht, aber die Mutter wollte kein Risiko eingehen. Verbrennen konnte man am Gewehr nur den Kolben, aber nicht den Lauf, und durch das Vergraben eines Gewehrs im Kräuterbeet hinter dem Haus machte man sich erst recht verdächtig. So beförderte die Mutter das Schießgewehr an den einzig sicheren Platz im Hause. Es versank auf Nimmerwiedersehen im Plumpsklo. Und wenn es niemand herausgefischt hat, dann ruht Theos Silberbüchse dort noch heute.

Schrobenhausen.

Donnerstag, 8. August 2013

Schreibübung: *Der Lebensmensch*

Charakteristisch für Autobiographien ist, dass die Autoren sich an bestimmte Menschen erinnern, die ihr Leben – im Positiven wie im Negativen - mehr geprägt haben als andere. Es gibt die Klischees der bösen Stiefmütter und der aufdringlichen Schwiegermütter. Diese Klischees können in eigenen Erfahrung eine Entsprechung finden oder - im günstigen Falle - eben auch nicht. Und es gibt in allen Autobiographien die sogenannten „Begegnungen“, wo der Autor auf berühmte Zeitgenossen trifft. Walter Kempowski hat Menschen zu ihren Begegnungen mit Adolf Hitler befragt und damit dieses Genre ad absurdum geführt.

Im Leben vieler Autoren spielt das Vorbild anderer großer Schriftsteller eine wichtige Rolle. Hermann Lenz hat sein Leben eingeteilt in die Zeit ante und post Peter Handke, weil dieser junge Autor in einem ganzseitigen Artikel in der Süddeutschen Zeitung dazu eingeladen hatte, den nahezu unbekannten sechzigjährigen Stuttgarter zu lesen.

Thomas Bernhard hat diese prägenden Gestalten im Leben eines jeden Menschen als die „Lebensmenschen“ bezeichnet und unsere Aufgabe im Kurs ist es nun, einen solchen Lebensmenschen zu beschreiben, das heißt ihn lebendig vor die Augen der anderen Kursteilnehmer zu stellen.

Vorbemerkung zum Ort des Porträts eines meiner Lebensmenschen:

Mein großes und in Teilen bereits durchgeführtes autobiographisches Projekt besteht in der Darstellung und immer wieder in der Dokumentation meines Engagements in der Friedens- und Ökologiebewegung.

Wie weit ich mit dem Vorhaben kommen werde, hängt von der verbleibenden Lebenszeit und meinen mentalen Möglichkeiten ab. Begonnen habe ich nicht mit der Kindheit und Jugend, sondern mit der Zeit des Studiums. Das bislang 300 Seiten umfassende Skript hat den Titel „Von der Freiheit des Studierens an fünf Universitäten“. Es ist der deskriptive Protest eines pensionierten Hochschullehrers gegen die aktuelle Verschulung auch der geisteswissenschaftlichen Studiengänge.

Ich wähle aus diesem Skript – jetzt im Blick auf unsere Aufgabe, nach der Wortprägung Thomas Bernhards, einen „Lebensmenschen“ zu charakterisieren – eine Passage, die sich mit den familiären Belastungen befasst, die mich durch das Studium begleiteten. Die Familie war mir zwar auch Stütze, aber diese Unterstützung hatte – im psychischen Sinne – ihren Preis.

Das Hauptproblem bestand darin, dass unsere Mutter sich vorgenommen hatte, ihren vier Söhnen das Abitur und das Studium zu ermöglichen. Sie selbst und ihr Mann hatten nur die Volksschule besucht und eine Lehre absolviert. Er Kaufmann, sie Stenotypistin. Ich war als der Älteste in der Familie der Pionier und sollte helfen, für die jüngeren Brüder die Brücke zum gelobten Land zu schlagen.

Bei dem folgenden Ausschnitt aus dem Buchmanuskript geht es um meinen zwei Jahre jüngeren Bruder Manfred. Wir befinden uns im Jahre 1958. Ich bin 21 Jahre alt. Manfred besucht noch das humanistische Eberhard-Ludwigs-Gymnasium in Stuttgart. In der heutigen Terminologie war dies gewiss eine Elite-Schule. Mindestens ein Elternteil der Schüler und häufig eine Mehrheit der Verwandten waren Akademiker. Ohne diesen Hintergrund hatte man es schwer. Manfred hatte eine Klasse wiederholen müssen.

Der Auszug stammt aus dem Abschnitt „Familiäre Belastungen“. Ich berichte zunächst von den Mühen um meine beiden elf und sechzehn Jahre jüngeren Brüder Ulrich und Hans-Martin und dann von dem Verhältnis zu meinem Bruder Manfred. Alle vier Söhne haben schließlich den Aufsteigerphantasien der energischen Mutter entsprochen. Die seelischen Kosten waren allerdings enorm.

Mein Bruder Manfred: Ein Leben zwischen den Polen

Das pure Missvergnügen bereiteten allen Beteiligten die Mühen um Manfreds Abitur. Dieser lernte Griechisch und Latein zwar eifriger als ich es getan hatte, las Thukydides kapitelweise und suchte nur zwischendurch Entspannung beim Hören von Kunstliedern, die er auf Platten sammelte oder auch im Radio hörte. Soweit so gut, aber dann kam es unvermittelt und ohne triftigen Grund zu cholerischen Ausbrüchen, die von Schimpfkanonaden begleitet wurden, die allen, die sie mit anhören mussten, unerklärlich blieben. Das Elternhaus bezeichnete er als einen „verdammten Saustall“. Meine Mutter klagte mir in einem Brief vom 10. Januar 1958 ihr Leid. *„Ich schäme mich, dass ich einen solch ungezogenen Sohn habe und die Verantwortung für die Kleinen [Hans-Martin 9 Jahre und Ulrich 4 Jahre] drückt mich sehr.... Wie und wo wird er es lernen, sich selbst zu beherrschen und sich in andere einzufühlen?“*

Sie erwartete, dass ich auf Manfred dämpfend einwirke. Diese Hoffnung war insofern nahe liegend, als Manfred und ich uns all die Jahre gut verstanden hatten. Wir harmonierten in vielem – zum Beispiel bei der Beobachtung von Vögeln in Naturschutzgebieten und in der Verehrung Albert Schweitzers – und im Alltag neigten wir statt zu Eifersüchteleien zu pragmatischen Lösungen.

In der stattlichen Vierzimmerwohnung unserer Eltern im dritten Stock der Johannesstraße 67 gab es zwar zwei repräsentative, von Sonnenlicht durchflutete Wohn- und Geschäftsräume und eine große verglaste Veranda mit Blick auf die Gärten der Nachbarn, aber eigentlich kein Kinderzimmer, denn ein dritter Raum diente der Elektrogroßhandlung als Lager und Aktenablage, die auch noch einen

Teil des elterlichen Schlafzimmers okkupierte. Nur neben der geräumigen Küche gab es ein vier bis fünf Quadratmeter großes Kabuff, das Manfred und mir als Schlafzimmer und abwechselnd als Studierzimmer diente, sofern wir es in der warmen Jahreszeit nicht vorzogen, in der Glasveranda zwischen unseren Blumenkästen und den Goldhamstern zu lesen und zu schreiben. Platz hatte in unserem winzigen gemeinsamen Raum neben einem kleinen Tisch, einem Stuhl und einer kurzen Kommode nur noch ein Stockbett. Doch wer sollte das attraktivere obere Bett erhalten, in dem sich besser lesen ließ? Ohne große Diskussion hatten wir uns ruck-zuck – und ich weiß nicht mehr, von wem der probate Vorschlag gekommen war – darauf geeinigt, dass jeweils zum Monatsersten die Etage und die Bettbezüge gewechselt werden sollten. Das funktionierte über die Jahre reibungslos, und da wir beide ab meinem 17. Lebensjahr dieselbe Figur hatten, weil ich den Speck beim Waldlauf abtrainiert hatte, trugen wir auch unsere Kleider abwechselnd, nach Gelegenheit und Bedarf.

Doch mit dem Versuch, Manfred von den cholerischen Ausbrüchen abzuhalten, scheiterte ich. Erst im Rückblick auf die sich Jahrzehnte hinziehende Krankengeschichte ist mir jetzt bei der Lektüre eines verständnislosen Briefes an Manfred klar geworden, dass wir alle die frühen Anzeichen einer manisch-depressiven Erkrankung bzw. bipolaren Störung nicht zu erkennen vermochten. Hätte ich mein paralleles Psychologiestudium fortgesetzt, statt mich auf die Geschichte und die philologischen Fächer zu konzentrieren, hätte ich seine cholerischen Ausbrüche vielleicht als eine zu behandelnde psychische Erkrankung erkannt. Sein Verhalten blieb uns unerklärlich, bis es dann nach dem 60. Geburtstag Manfreds – im Zusammenhang mit einem Herzinfarkt und unverkennbar depressiven Zuständen – schließlich von Fachleuten in der Reha-Klinik richtig diagnostiziert wurde. Da war es aber für eine Heilbehandlung bereits zu spät, zumal er zu keiner Einsicht in seine Erkrankung fähig schien und in seiner Enttäuschung seine Mitmenschen unflätig beschimpfte.

Die Jahrzehnte anhaltende Zuwendung der Familie und die Geduld seiner späteren Frau und die immer wieder aufbrechende und dann eben manische Schaffenskraft meines Bruders und das jahrelange Ausbleiben von schweren Depressionen haben zwar verhindert, dass es zu einem Suizid kam, aber es betrübt mich, wenn ich heute einen Brief an meinen Bruder lese, in dem ich – ohne irgendetwas zu verstehen und ohne auf den Gedanken zu kommen, dass hier ein Psychotherapeut konsultiert werden müsste – nur von einem konventionellen Standpunkt aus moralisiere und ihm „vernünftige“ Ratschläge gebe, die seinem Temperament nicht gemäß waren. Wenn Manfred sich später immer wieder – ich würde heute sagen „wahnhaft“ – in irgendeine „rettende“ Idee verbohrt und sich als Erfinder betätigte, hat man immer wieder seine handwerklichen Fähigkeiten anerkannt, vernünftig auf ihn eingeredet und das Beste aus seinen – in Selbstüberschätzung geäußerten Vorstellungen – zu machen gesucht.

Dabei hätte uns auffallen müssen, dass er Vorhaben, die er mit einer Ausschließlichkeit und einem Fanatismus sondergleichen betrieb und seinen Mitmenschen ununterbrochen eingeredet hatte, dann auch ganz unvermittelt wieder fallen ließ und für die Nichtrealisierung Schuldige suchte, die er dann in den unflätigsten Tönen beschimpfte.

Der erste Schub hatte sich in scheinbar harmloser, wie es schien pubertärer Form gezeigt. Manfred hatte als etwa 14jähriger unbedingt und sofort Mitglied des MTV, des Stuttgarter Männerturnvereins, werden wollen. Da er einigen Lernfächern schlechte Noten hatte und die Versetzung mal wieder gefährdet war, versuchte die Familie es ihm auszureden, ein intensives Turntraining aufzunehmen. Doch er war zweifellos eine Sportskanone, erzielte bei den Bundesjugendspielen beste Ergebnisse, und so gab die Familie schließlich nach. Kaum war er Mitglied des MTV, verlor er das Interesse am Geräteturnen. Erleichtert dachte die Familie: Nun ist er wieder vernünftig geworden. Doch diese Phase der Beruhigung, die im Übrigen zu keinen depressiven, lethargischen Zuständen führte, dauerte nur bis zur nächsten, genau so wahnhaften Verfolgung einer Idee. Manche dieser manischen Schübe waren so harmlos wie die Suche nach den Birkhühnern in der Lüneburger Heide, aber Manfred nervte die Familie mit dieser höchst intensiven Verfolgung seiner Ideen und seiner immer wahnhafteren Überschätzung der eigenen Rolle in einem vielleicht sogar richtig erkannten sozialen Prozess. Er war in vielen sozialen Fragen bewandert und hatte überdurchschnittliche Kenntnisse der

Weltprobleme. Später war er dann einer der ersten Grünen in Baden-Württemberg. Er wurde in den Stadtrat von Freudenstadt gewählt, legte dann aber das Mandat bald nieder. Das Schwierige war, dass man nie genau wusste, ob er sich selbst überschätzte, oder ob ihm seine Umgebung nur das Beanspruchte nicht zuerkannte.

Das amüsanteste Beispiel dieser Art ereignete sich noch im Gymnasium beim Sportunterricht. Ballweitwurf stand an und geworfen wurde über die Rennstrecke des Schulhofes, an dessen Ende aus Platzmangel zwei behelfsmäßige Schulräume in einem Container eingerichtet worden waren. Manfred warnte den Sportlehrer: Wenn er jetzt werfe, würde der Baseball durch die Scheibe knallen. Der Lehrer hielt dies für Angeberei. Und so kam es zu dem in der Geschichte des Gymnasiums einmaligen Fall, dass ein Schüler auf Anweisung eines Lehrers die humanistische Bildung durch das Einwerfen einer Fensterscheibe unterbrochen hat.

Manfred brachte immer wieder Erstaunliches fertig, so dass wir zwischen Manie und energischem Anpacken nicht zu unterscheiden lernten, bis es dann für eine Behandlung zu spät war, zumal er zu einer selbstkritischen Haltung immer weniger in der Lage war.

Ich nehme hier eine tragische Entwicklung vorweg, weil ich in meinen Unterlagen zum Wintersemester 1957/58 die Durchschrift eines Briefes an Manfred gefunden habe, der meine Ahnungslosigkeit und Unfähigkeit, diese psychische Erkrankung zu erkennen, dokumentiert.

Ich zitiere hier das eigene Versagen, weil ich über viele Jahre von der Hochachtung für das Handeln meiner Eltern und insbesondere meiner Mutter geprägt war und mir erst im Alter von 55 Jahren allmählich und dann immer erschreckender deutlich wurde, dass mein Idealbild der Herkunftsfamilie zwar manchen Belastungen stand gehalten hatte, aber sich letztlich dann doch als brüchig erwies. Ich selbst bin dann der Katastrophe in Form eines schweren Herzinfarkts, den ich als Folge meiner späten, offenen Rebellion gegen die mütterlich Dominanz zu verstehen lernte, nur knapp entgangen. Das stimmt mich rückblickend kritisch gegenüber den eigenen Aufzeichnungen – so auch gegenüber dem folgenden Brief.

Tübingen, den 12. Januar 1958

Lieber Manfred!

Bittere und verzweifelte Worte – und nur solche fand ich in dem Brief von Zuhause, wohin mich liebe Erinnerungen und mögen sie auch lange zurück liegen, immer wieder ziehen. Ich mag das nur Zugetragene nicht wiederholen. Es ist beschämend. Da stellt sich eine Mutter schützend und bewahrend vor ihre Kinder, die verständnislos Deinem Geschrei preis gegeben sind. „Brutal“, um Dein Leitwort zu gebrauchen, reißt Du das Gehege ein und der brüllende Aufschrei dämonischer Gewalten beißt sich in ihrem Gedächtnis fest.

„Pathetisch! Einfach lächerlich!“ Ich tue Dir natürlich unrecht wie alle Menschen. Es ist ja nicht mehr als recht und billig, sich in einem „verdammten Saustall“ gegen eine „Giftmischerin“ zu wehren, „brutal“, wenn es denn sein muss. „Denn gegen den gefährlichen und schwer heilbaren und überhaupt ganz unheilbaren Frevelmut der anderen kann man sich nicht anders schützen als durch Kampf und siegreiche Abwehr und durch unerbittliche Strafe; das aber zu leisten, ist nur eine Seele im Stande, die von edlem Zorn erfüllt ist.“ (Platon, Gesetze)

„Also Theo, was willst Du denn: Wieder einmal Einklang zwischen dem Handeln des Alltags und meinem philosophischen Streben!“

Im Ernst, mir vergeht die Lust an ironischen Dialogen. Ich muss Dir ein paar direkte Fragen stellen. Gegen was oder gegen wen kämpfst Du eigentlich? Für was kämpfst Du? Sind das alles nur spontane Affekthandlungen oder richtest Du Dich an einer bestimmbaren Zukunft aus?

Ich weiß: Wir vermögen nur in bescheidenem Maße zu planen und zu erkennen, was gut tut, meist erst im Rückblick. Aber Du könntest ja versuchen, Dir vorzustellen, dass Du eines Tages – vielleicht am Ende Deines Lebens – auf Dein jetziges Verhalten zurückblickst. Was wiegt dann schwerer, dass Du über dem Ruf zum gemeinsamen Abendessen einen Vortrag über ein erhebendes Thema im Radio versäumt hast oder dass Du aus lauter Wut über das Versäumte, Deinen kleinen Brüdern ein

*Schauspiel geboten hast, das diese in all seiner Hässlichkeit nie mehr vergessen können?
 Stecke Deine Ziele hoch! Je mehr Du Dir vornimmst, desto leichter wird es Dir fallen, im täglichen Leben und besonders in der Familie das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Desto kostbarer wird Dir auch Deine Zeit werden. Das Schwierigste ist aber nicht, sich nach oben zu arbeiten und sich dem Gipfel zu nähern. Du musst Dich des Zieles würdig erweisen. Sonst quält Dich die Erinnerung an Deine hässlichen Verhaltensweisen und Du musst erkennen: Ich bin es gar nicht wert, den Gipfel zu erreichen. Kämpfen ja, doch der Zorn muss im entscheidenden Augenblick ein edler sein, keine schäumende Wut auf alle diejenigen, die Dich enttäuscht haben.*

*Es grüßt Dich herzlich
 Dein Bruder Theo*

Ich erinnere mich nicht, dass der Brief etwas bewirkt hätte, aber er hat auch zu keiner Verstimmung zwischen uns Brüdern geführt. Wahrscheinlich spürte auch ich den Dirigismus meiner Mutter, nur konnte ich mich diesem besser entziehen, weil die Schulzeit glücklicherweise hinter mir lag und ich mich an die Universität oder gar ins Ausland absetzen konnte.

[Manfred ist Kinderarzt geworden und im Alter von 72 Jahren im Schlaf an einem Herzinfarkt gestorben.]

-.-

Diesen Abschnitt über Manfred lese ich in Schrobenuhausen nicht vor. Er ist – aufgrund meiner Vorarbeit – umfangreicher als die ad hoc verfassten Skizzen, welche die anderen Teilnehmerinnen vorstellen. Mein Text hätte sich schwer in das Kursgeschehen gefügt. Mir scheint, dass die Charakteristik meines Bruders nicht aus der Gesamtdarstellung meiner Studienjahre herausgelöst werden sollte. Meine Zweifel an der Möglichkeit, in kurzen Übungen literarisch Wertvolles zu verfassen, sind bei dieser Übung noch gewachsen.

Allerdings hat der Vortrag einer Teilnehmerin, die auch auf Vorarbeiten zurückgreifen konnte, mich ob seiner sprachlichen Akuratesse und Wucht erschüttert, ja fast erschlagen. Er hat mich regelrecht sprachlos gemacht. Besagter Lebensmensch war der Vater. In dem vorgetragenen Text beschimpfte er die Tochter unflätig, als wäre sie ein hässliches Entlein. Ich hatte so etwas noch nie gehört aus dem Mund eines gebildeten Menschen. Über sexuellen Missbrauch von Kindern liest man neuerdings einiges, aber solche Schimpfreden aus dem Munde eines Vaters hätte ich nicht für möglich gehalten. Die Wirkung solch verbaler Entwürdigung eines Kindes schien mir nicht weniger zerstörerisch und nachhaltig zu sein als der mit Recht perhorreszierte sexuelle Missbrauch, wie er zum Beispiel dem Schauspieler Klaus Kinsky von einer Tochter angelastet wird. Dass ein Vater die äußere Erscheinung seiner Tochter mit solch abstoßenden Worten und Bildern belegen kann, vermochte ich nicht zu fassen. Es mutete mich an wie ein Wunder, dass aus diesem Kind nach solch niederträchtiger Behandlung dann im Erwachsenenalter zwar kein weißer, doch ein schwarzer Schwan werden konnte. Wahrscheinlich ist es kein Zufall, dass Thomas Bernhard zu den von dieser Teilnehmerin besonders geschätzten Autoren gehört.

Am Nachmittag steht eine weitere Übung an. *Das Wiedersehen. Zwei Personen erinnern sich.* Die Erzählperspektive soll zwischen den beiden Personen wechseln.

Ich habe schon des Öfteren darüber nachgedacht, wie nach fünf Jahrzehnten das Wiedersehen mit den drei Frauen verlaufen könnte, von denen ich in „Von der Liebe im Atomzeitalter. Vier Versuche und ein Happy End“ berichtet hatte. Ich habe mir das Wiedersehen ausgemalt und die Fragen überlegt, die ich den Frauen stellen könnte und wie ich im Rückblick die gemeinsame Zeit beschreiben würde. Doch jetzt bin ich zu erschöpft, um etwas aus mir heraus zu würgen. Es ist doch Sommer und dies ist auch mein Urlaub. Ich entferne mich von der Truppe und setze mich in die Eisdielen auf der anderen Straßenseite, genau gegenüber der Volkshochschule. Danach höre ich erfrischt, was die anderen sich in der kurzen Zeit abgerungen haben. Im Eisdielenjargon: Erste

Sahne ist es nicht, was da so geboten wird, doch brav gearbeitet haben fast alle, bis auf zwei, drei, die sich dann im Schatten des Sonnenschirmes zu mir gesellt haben.

Schrobenhausen.

Freitag, 9. August 2013

Vor der abschließenden Textpräsentation

Zur Tradition der Schreibwoche in Schrobenhausen gehört, dass die einzelnen Gruppen in einer öffentlichen Veranstaltung, zu der die Bürger der Stadt und Freunde der Teilnehmer eingeladen sind, Texte vorlesen werden, die während der Sommerakademie verfasst wurden.

Das ist auch für die alten Hasen, die schon öfter in ein Mikrofon gesprochen haben, mit einer gewissen Anspannung verbunden. Edda Ziegler ist auch dieses Jahr wieder bestrebt, alle gleichmäßig zum Zuge kommen zu lassen. Im vergangenen Jahr ist ihr dies mit der Übung „Wie ich zu meinem Namen kam“ vorzüglich gelungen. Keiner brauchte länger als fünf Minuten zu lesen, und so konnte es gelingen, die Aufmerksamkeit eine Stunde lang wach zu halten.

Dieses Jahr will Edda in gleicher Weise verfahren und die 13-köpfige Gruppe mit solchen fünfminütigen Beiträgen zum Thema „Ein Familienfest“ präsentieren. So leid es mir auch tut, dieses gut gemeinte Ansinnen missfällt mir. Familienfeste sind komplexe Gebilde mit einer Mehrzahl von Akteuren, die ihre persönliche Geschichte aufs Fest mitbringen und prägnant interagieren. Spannung liegt häufig in der Luft und es kann zu einem Eklat kommen, wenn die Festleitung diesen nicht zu vermeiden weiß. Feste sind ein großes literarisches Thema, aber meines Erachtens lassen sie sich in ihrem Verlauf kaum in fünf Minuten schildern.

Ich habe in der Nacht gegrübelt, welches unserer Familienfeste sich am besten und knappsten literarisch fassen lässt. Was mir auch einfällt - und auf meinem Laptop sind mehrere Tagebuchaufzeichnungen zu Familienfesten gespeichert -, es ist zu kompliziert und tendiert in Richtung Familienroman. Alles was recht ist, aber aus den Buddenbrooks kann man auch keine zwei Seiten Familienfest herauspicken!

Was mir dann einfällt, ist ein Fest, bei dem die Hauptbeteiligten sich im Voraus nicht kannten und vor der Herausforderung standen, unter enormem Zeitdruck eine harmonische Familienfeier zu inszenieren. Ich greife auf meine Tagebuchaufzeichnungen zurück und verwende meine Energie darauf, die Geschichte der Verlobung unseres Sohnes Christian mit Nadya Luer so kurz wie möglich zu erzählen.

Die türkisch-deutsche Verlobung am Ägäischen Meer

Nadya hat sich fast von einem Tag auf den anderen entschlossen, ihre Eltern in der Türkei zu besuchen. Zwei Jahre waren seit ihrer letzten Reise vergangen. Zuerst telefonierte sie mit Nimet, ihrer Mutter, und dann zwei Tage später, am 24. Juli 1997, auch mit Semi, ihrem Vater. Nadya brauchte nicht nur von ihren Hochzeitsplänen zu berichten, sondern konnte ihm auch mitteilen, dass die Friedrich-Ebert-Stiftung ihr ein Promotionsstipendium in Höhe von monatlich DM 1500 gewähre. Nadya hatte sogar ihre Taufe angesprochen, welche der Hochzeit vorangehen werde. Wir hörten im türkisch geführten Gespräch mehrfach das Wörtchen „tolerant“. Doch auch die Taufe war glücklicherweise kein Reizthema, und das Gespräch endete mit der spontanen Einladung Semis an unsere Familie, in Özdere am Meer eine Woche Urlaub zu machen.

Warum hatte Nadya so lange gezögert, ein Foto unseres Christian, seiner Eltern und Geschwister an ihre Eltern zu schicken? Der von Nadya angegebene Grund, dass ihre Eltern sich eigentlich nur einen türkischen Schwiegersohn vorstellen könnten, leuchtete mir nicht ein. Christian würde demnächst seine Prüfung als Meisterschüler an der Hochschule der Künste ablegen und seine Eltern und seine Brüder waren angesehene Berliner schwäbischer und fränkischer Herkunft. Warum sollte Nadyas Vater uns ablehnen?

Schließlich hatte Semi einstens auch seinen Kopf durchgesetzt, hatte heimlich die schöne, doch

unvermögende Nimet, seine Jugendliebe, in Istanbul geheiratet, hatte dies der Familie schriftlich mitgeteilt und war mitsamt der Angetrauten - einer Gastarbeiterwerbung der Firma Siemens folgend - nach Berlin ausgebücht. Da durfte es ihn doch kaum wundern, wenn auch seine Tochter sich nun den Mann selbst suchte.

Am 5. August 1997 fliegen Christian und Nadya, Ruth und ich – begleitet von unserem jüngsten, 25 jährigen Sohn Wolfgang - nach Izmir. Nadya meint, Semi werde weinen. Und tatsächlich, auf dem Flughafen ein bewegtes Wiedersehen zwischen Vater und Tochter! Sie umarmen sich und es fließen Tränen. Semi begrüßt auch uns herzlich. Wir stellen uns alle gleich mit Vornamen vor. Und dann wird auch schon das Gepäck verladen. Das ist gut für die ersten Minuten. Man packt zusammen an.

Semi trägt kurze Hosen und ein Polohemd. Er ist mittelgroß, braungebrannt, schlank, trägt einen gestutzten Schnauzbart und er ist sehr lebhaft und sehr direkt, genau so wie die Berliner, mit denen er schließlich mehr als zwanzig Jahre zusammengearbeitet hat.

In dem Mercedes können auf der Rückbank vier Schlanke sitzen. Ich werde vorne neben Semi platziert. Nadya hatte uns ihren Vater als sicheren, seit Jahrzehnten unfallfreien Fahrer geschildert. Er schimpft gelegentlich - auf Deutsch! - über die abenteuerliche Fahrweise seiner Landsleute.

Bis nach Özdere sind es etwa 60 Kilometer. Dort haben Semi und Nimet Kutluer im Laufe der Jahre ihr schmuckes Sommerhaus an einem Badestrand gebaut, bis sie dann vor sechs Jahren für immer in die Türkei zurückgekehrt sind.

Wir werden von Nimet, der Mutter, und von Senol, dem zwei Jahre jüngeren Bruder Nadyas, erwartet. Man kann sich gut vorstellen, dass Semi einst um dieser Braut willen mit der Familie brach und nach Deutschland floh. Sie ist alles andere als die türkische Mutti mit Kopftuch und grauem, langem Staubmantel. Sie ist blond, ob nun gefärbt oder von Natur kann ich auf den ersten Blick nicht feststellen, und bei allen Rundungen mit ihren fünfzig Jahren eine sehr gut aussehende Frau – und sie ist von überströmender Herzlichkeit und richtig glücklich, die Tochter wieder bei sich zu haben. Auch Senol begrüßt uns lachend und stöhnt ein wenig demonstrativ. Er ist in der vergangenen Woche gut Berlinisch und ohne Rücksicht auf türkische Sitten und Gebräuche von der Mutter zu Putzdiensten herangezogen worden und hat sich noch zusätzlich ein Fliegengitter für den Dachraum, in dem er die nächste Woche schlafen wird, zimmern müssen. Übrigens sehr gekonnt für einen Studenten der Biologie.

Wir Eberts werden in drei Zimmern recht komfortabel untergebracht. Es gibt zwei Bäder und noch eine Außendusche. Semi und Nimet können mit Recht stolz sein auf ihr schönes Haus, das sie offenbar von vornherein so gebaut haben, dass Gäste leicht untergebracht werden können. Im ersten Stock gibt es einen geräumigen, mit Marmorplatten belegten Balkon, der von einem Holzgeländer eingefasst und von Schatten spendendem Wein überwachsen ist.

Die Nachbarschaft - unter ihnen viele Deutschsprechende - versammelt sich im Laufe des Abends auf der Terrasse des Hauses, natürlich um Nadya wiederzusehen, aber auch um Christian und uns in Augenschein zu nehmen. Es geht dabei ganz ungezwungen zu. Man sitzt unter der sich zum ersten Stock empor rankenden Weinlaube, man kommt und geht, trinkt Tee und probiert Früchte. Rings um das Haus Rosen, Jasmin und unterschiedlich scharfe Paprikasorten.

Doch bevor wir uns unter den Weinranken so richtig festsetzen und Raki probierten, sind wir noch zum Schwimmen an den gerade mal 50 Meter entfernten Strand gegangen. Feinster Sand, flacher Zugang und draußen dann linker Hand noch Klippen, an denen ich morgen nach Fischen Ausschau halten will.

Das Willkommen war so, wie ich es erhofft und mir ausgemalt hatte. Nimet hat das Herz auf dem rechten Fleck und wenn sie nur ganz kurze Sätze spricht, könnte man meinen, man hätte es mit einer Ur-Berlinerin zu tun. Eigentlich kein Wunder, denn ihr Deutsch hat sie zu einem guten Teil am Hermannplatz in Neukölln gelernt, wo sie und Semi die Imbissbude betrieben, immer im Gedanken daran, mit deren Ertrag am Meer zu bauen und den Verwandten zu zeigen, dass sie es zu etwas ge-

bracht haben. Und wirklich, dieser Imbiss in Neukölln vor dem Kaufhaus Karstadt und in unmittelbarer Nähe der U-Bahn-Station, muss eine Goldmine gewesen sein. Im Wohnzimmer hängt ein großformatiges Foto. Doch die Eltern mussten sich auch 16 Stunden am Tag um den Betrieb kümmern. Curry-Würste und selbst gemachter Kartoffelsalat. Sie hatten jahrelang nur am Sonntag ein wenig Zeit für ihre beiden Kinder. Deutsche Omas aus der Nachbarschaft nahmen die niedlichen Kinder mit in ihre Schrebergärten. Sie lasen ihnen aus Bilderbüchern vor und sangen mit ihnen deutsche Lieder im Sommer und auch in der Adventszeit. Die Eltern schufteten unterdessen – zuerst bei Siemens – und dann nach zehnjähriger Bewährung als Selbständige in der Imbissbude. Und es geschah immer im Gedanken daran, es doch für die Kinder zu tun und in der Erwartung, den skeptischen Verwandten zu beweisen, dass sie es weit gebracht hätten.

Nadya hat das anders erlebt. Sie fühlte sich als Kind alleine gelassen und sie entwickelte eine tief sitzende Abneigung gegen die Imbissbude, mit der sie rein gar nichts zu tun haben wollte, die sie nicht riechen mochte. Sie weigerte sich strikt, dort zur Hand zu gehen. Sie wollte nur eine deutsche Schülerin unter deutschen Kindern sein. Vielleicht formuliere ich dies jetzt auch zu krass. Ich weiß noch viel zu wenig über Nadyas Kindheit und die vielen Jahre ihrer Eltern in Deutschland. Nadya ist jetzt 29 Jahre alt. Das ist doch schon ein langes Leben. Darüber könnte sie ein Buch schreiben. Und alles, was ich darüber erfahren habe, würde gerade mal drei Schreibmaschinenseiten füllen.

Mir fällt auf, dass die Eltern und die Nachbarn unsere Nadya mit "Serpil" ansprechen. Also dies ist der Name, den Nadya mir in Berlin nicht nennen wollte. Ich frage sie jetzt, was Serpil denn bedeute. "Wachsen und Gedeihen". Aus türkischer Sicht gewiss ein schöner Name, und ein Deutscher könnte ihn schreiben, wie er ihn ausspricht. Nadya war es in der Schule unangenehm, dass der Name Serpil bei jeder Vorstellung die Frage nach ihrer Herkunft auslöste. Dabei sprach sie von Anfang an perfekt deutsch. Doch der Name stempelte sie zur Türkin. Als sie zum frühestmöglichen Zeitpunkt die deutsche Staatsbürgerschaft annahm, ergriff sie sogleich die hiermit verbundene Chance, gab sich einen neuen Vornamen und strich an ihrem Nachnamen auch noch die Vorsilbe Kut. Doch ihre Absicht, sich auch noch evangelisch taufen zu lassen, hat mich überrascht. Auf diese Idee wäre ich nicht gekommen. Sie begründete dieses Vorhaben damit, in der Schule auf eigenen Wunsch den evangelischen Religionsunterricht besucht zu haben. Vom Islam habe sie keine Ahnung.

Semi hat es gekränkt, dass seine Tochter den Vor- und den Nachnamen geändert hat. Er empfand es als Distanzierung von den Eltern.

In einem gebe ich ihm Recht: Dass die Eltern ihr eigenes Kind mit Nadya, statt mit Serpil anreden, kann man nicht verlangen. Semi hat zudem die Sorge, dass seine Tochter mit dem neuen Namen auch nicht mehr berechtigt sein wird, das elterliche Erbe anzutreten. Ich wundere mich, dass Semi alles so vertrauensvoll bereits am ersten Tag mit mir bespricht. Bei ihm weiß man, woran man ist. Das ist viel wert!

Schon am Abend unserer Ankunft in Özdere ist deutlich geworden, dass Nadyas Eltern sich ohne jedes Zögern auf die neue Lage – die in sechs Wochen bevorstehende Hochzeit - eingestellt haben und nun eine Vorwärtsstrategie verfolgen. Vor unserer Ankunft hatten sie noch daran gedacht, auf dem breiten Weg zum Strand für das junge Paar ein bescheidenes Straßenfest zu veranstalten. Nachdem sie uns gesehen, sind sie noch einen Schritt weiter gegangen. Nimet erkannte: Auch mit der üblichen Hilfe ihrer Freundinnen war ein Straßenfest nicht mehr zu bewerkstelligen. Semi suchte ein passendes Lokal, fand es auch sofort. Aus dem Straßenfest wird nun die offizielle Verlobungsfeier, fast schon die vorweggenommene Hochzeit, weil die vielen Verwandten nicht nach Berlin kommen können.

Der nächste Tag steht nun schon ganz im Zeichen der Vorlobung. Sie wird in einem Gartenlokal mit großer Terrasse und Springbrunnen stattfinden. Ich bin noch etwas benommen von der raschen Entwicklung. Vor zwei Jahren lag es doch noch weit außerhalb meines Horizonts, dass ich in einem

Badeort in der Türkei die Verlobung Christians feiern könnte. Das einzige Mal, bei dem ich bewusst, wenn auch noch demographisch abstrakt daran gedacht hatte, dass einer meiner Söhne die Tochter eines Zuwanderers aus der Türkei oder aus einem anderen muslimischen Land heiraten könnte, war auf einer Regionalsynode der Evangelischen Kirche im Spandauer Johannesstift gewesen. Wir verhandelten über die Anstellung von Muslimas in Evangelischen Kindergärten. Reinhold George, der ehemalige Superintendent des Kirchenkreises Schöneberg und der Sprecher der Erzkonservativen, beschwor die Gefahr, die vom islamischen Fundamentalismus ausgehe. Ich sagte zu ihm – und es muss bereits nach dem Fall der Mauer gewesen sein: Vor ein paar Jahren habe er noch das Abendland gegen den Kommunismus verteidigt; jetzt tausche er das abgetakelte Feindbild gegen den islamischen Fundamentalismus. Und dann sagte ich wörtlich: „Wahrscheinlich wird es ganz anderes kommen. Es gibt so viele Berliner türkischer Herkunft. Da ist es gar nicht so unwahrscheinlich, dass eines schönen Tages sich eines unserer Kinder in eine Muslima verliebt.“ Reinhold George schüttelte den Kopf. Ich beharrte. „Doch, und dann werden wir Eltern um unserer Kinder willen auch damit irgendwie klar kommen. Denken Sie an Lessings Nathan!“ Er stöhnte und schüttelte weiter den Kopf, bot mir aber ein Stück Schokolade an. „Da kann ich Sie nur im Voraus bedauern, Bruder Ebert!“ „Schauen wir mal!“, war mein Kommentar zur Güte gewesen. Er wird's nicht mehr erleben. Er ist vor einem Jahr gestorben und er wurde in den Nachrufen ob seines aufrechten Charakters gelobt. Mein Vater nannte solche Typen "sturheil".

Nimet nimmt Ruth mit zum Friseur. Viel zu tun ist dort nicht mehr, aber Ruth will eben dies alles kennen lernen, und es ist auch gut, dass die beiden Frauen mal zusammen etwas unternehmen und so ins Gespräch kommen. Nimet redet auch nicht lange drum herum, sondern kommt wie gestern bereits Semi sogleich zum heiklen Punkt: Die Änderung des Vornamens von Serpil zu Nadya war dem Vater, der an seiner Tochter sehr hängt, überhaupt nicht verständlich zu machen gewesen. Und Nimet kommt auch gegenüber Ruth wieder auf Semis Sorge zurück, dass nach seinem Tode infolge der bloßen Namensänderung das ganze Erbe an Senol fallen könnte.

Ruth und ich respektieren selbstverständlich Nadyas Namenswunsch, merken aber andererseits, dass ihre Verwandten von der Namensänderung im Zuge der Annahme der deutschen Staatsangehörigkeit nichts wissen und sie nach wie vor mit Serpil ansprechen. Ich halte es für das Beste, dass ich hier in der Türkei gegenüber den Verwandten den Geburtsnamen benutze. Sonst versetzt der Gebrauch von "Nadya" ihrem Vater jedes Mal einen Stich.

Ich überlege, ob ich auf der Verlobungsfeier ein paar Worte sagen sollte. Ich notiere eine kleine Rede, die Satz für Satz übersetzt werden soll. Ich gebe das Konzept nacheinander Ruth, Christian und Nadya und dann auch noch Senol, der übersetzen soll. Alle sind einverstanden und Onkel Meti, der 20 Jahre bei BMW in Berlin gearbeitet hat, hilft Senol bei einer diplomatischen Übertragung.

"Meine Damen und Herren, liebe Verwandte und Freunde von Serpil. Ich möchte eine kleine Rede halten, um Ihnen zu sagen, wie glücklich ich bin, dass unsere Kinder heute dieses schöne Fest mit all den Freunden und Verwandten von Nimet und Semi feiern können.

Ich kann mir vorstellen, dass manche überrascht sind, dass Christian und Serpil sich gefunden haben. Ich habe mir sagen lassen, dass es in der Türkei den Brauch gibt, dass die Väter sich Gedanken machen, ob ein Sohn und eine Tochter nicht ein Paar bilden könnten. Da die Väter ihre Kinder lieben und ihnen nichts aufzwingen wollen, geht solche Eheanbahnung häufig gut, manchmal auch nicht.

Es gibt auch in Deutschland gute Freunde, die Söhne und Töchter haben und die sich manchmal denken: Es wäre schön, wenn sich unsere Kinder lieben und heiraten würden; dann würde unsere Freundschaft noch enger werden.

Doch es kommt selten so. Darüber sollte man nicht traurig sein, denn es gibt einen Trost: Wenn Kinder sich finden, dann gewinnen die Eltern in den Schwiegereltern neue Freunde, die sie vorher nicht kannten. Und darf man sich etwas Schöneres wünschen?

Ruth und ich freuen uns sehr, in Nimet und Semi zwei Freunde gefunden zu haben. Wir haben uns bei ihnen sofort wohl gefühlt. Wir danken unseren Kindern Christian und Serpil, dass sie uns zu

neuen Freunden verholffen haben."

Die Verlobungsfeier macht allen Spaß, und ich bin besonders froh, dass unser langer Christian bei den türkischen Volkstänzen eine gute Figur abgibt. In seinem langärmeligen weißen Hemd - und als Bräutigam trägt er im Unterschied zu uns allen trotz der Hitze eine Krawatte - bewegt er seine Arme fast wie eine Windmühle über den unter ihm Tanzenden. Er trägt große, schwarze Schuhe, wahrhaftige Trittlinge. Die eleganten, geflochtenen Riemenschuhe hatte er seinem jüngeren Bruder Wolfgang überlassen.

Nadya und Christian bilden ein schönes Paar. Nadya wirkt in ihrem grünen Modellkleid mit freiem Rücken sehr elegant. Sie kann - vielleicht auch dank ihrer Ausbildung im Jazztanz - auffallend gut tanzen. Auch Wolfgang kommen seine Spandauer Disco-Besuche zugute. Ruth und ich beteiligten uns zwar auch, aber die etwas heftigeren Tänze überlassen wir den Einheimischen. Mit dem Schwenken eines Taschentuchs werden dann speziell die Männer zum Tanz aufgefordert.

Die Verlobungsringe werden vom Familienoberhaupt, dem ältesten Bruder Semis, überreicht. Sie sind in ein rotes Band geknüpft, das durchschnitten wird. Und dann gratulieren alle Verwandten und Freunde dem Brautpaar. Ein kleines Mädchen hält ein Döschen mit Stecknadeln bereit, die man benötigt, um Braut und Bräutigam ein langes Band von Geldscheinen anzustecken. Senol und sein Onkel Meti geben mir den Tipp, mich an diesem Brauch zu beteiligen. Ruth und ich sind darauf gar nicht vorbereitet. Senol meint: pro forma genügt. Doch so ein paar Blaue haben wir schon parat, zumal wir als Gäste von Nadyas Eltern bisher keine Ausgaben hatten. Die Brautleute werden offensichtlich gerne und reichlich beschenkt. Der Braut werden Goldreifen an den rechten Arm gesteckt und auch Goldmünzen werden ihr angeheftet.

Ich halte meine Rede. Sie wird nicht Satz für Satz, sondern insgesamt übersetzt. Ein Drittel der sechzig Anwesenden dürfte mich im Originalton verstanden haben. Jedenfalls gibt es bereits nach der deutschen Fassung und nicht erst nach der Übersetzung respektive Übertragung ins Türkische herzlichen Beifall, und Ruth und ich können Nimet und Semi in den Arm nehmen. Wir fühlen uns allgemein akzeptiert, und Nadya ist auch mit dem, was sie über ihren Bräutigam zu hören bekommt, sehr zufrieden.

Die in sechs Wochen, unmittelbar auf die Taufe folgende Hochzeit wird also hoffentlich auch in Berlin ein wenig türkisches Paprika abbekommen. Vorstellen kann ich mir allerdings nicht, dass es Ende September in Kladow so heiß und rhythmisch zugehen wird wie auf dieser - Wein umrankten - Terrasse am Ägäischen Meer, am Strande von Özdere.

Christian hat seine Sache gut gemacht. Er war einen Kopf größer als die meisten künftigen Verwandten. Er konnte keine Minute abtauchen. Die Videokamera war ständig auf ihn gerichtet.

Mein Fazit: In Zukunft würde ich Märchen anders schreiben. Bei den Brüdern Grimm müssen die Helden drei schwierige Aufgaben lösen, um die Braut zu gewinnen. In Wirklichkeit ist es anders. Dass zwei sich finden, ist einfach. Die härtesten Probleme sind zu bewältigen, wenn das Paar sich erst einmal füreinander entschieden hat.

Doch für's Erste gilt: Wir haben es gemeinsam gedeichselt. Es war fabelhaft, wie schnell und effizient Semi und Nimet dieses Familienfest in die Wege geleitet haben!

- -

Meine Story der Verlobungsfeier in Özdere ist zu lang, um im Rahmen der Gruppenpräsentation vorgelesen zu werden. Kürzungen würden sie verhunzen. Da ich keine Extrawurst beanspruche, muss ich auf den öffentlichen Vortrag meiner Geschichte verzichten. Das fällt mir nicht sonderlich schwer, weil ich als Hochschullehrer schon viele öffentliche Auftritte vor größeren Auditorien hatte. Die fünf Minuten in Schrobenshausen können mir eigentlich gestohlen bleiben. Nur im Blick auf den Münchener Prozess zu den Morden der Gruppe Nationalsozialistischer Untergrund wäre es vielleicht doch gut gewesen, nicht von irgendeiner deutschen Familienfeier zu erzählen, sondern an einem Beispiel zu zeigen, wie türkische und deutsche Familien miteinander umgehen und Feste

feiern können. Ich spreche eine Journalistin an. Für eine Veröffentlichung in der Schrobenhausener Zeitung fehle der örtliche Bezug. Glückliche Spargelstadt! Es wäre ja auch entsetzlich, wenn die türkische Inhaberin des Lebensmittelgeschäftes neben der Kirche, wo ich zweimal einen großen Becher türkischen Joghurt gekauft habe, von angereisten Neonazis durch einen Kopfschuss getötet würde.

Schrobenhausen – Ingolstadt – Fulda – Berlin-Spandau – Kladow.

Sonntag, 11. August 2013

Vier verabreden sich zu einem autonomen Treffen

Beim Frühstück im Hotel Grieser reserviere ich einen Vierertisch und schlage Ingeborg Höverkamp, Sylvia Maybaum und Heide Weber vor, dass wir uns im nächsten Jahr – unabhängig von der Sommerakademie – in einem Hotel oder in einer Pension in Süddeutschland treffen, um über unsere Schreibprojekte und die vorhandenen Texte zu sprechen. Der Vorschlag wird freundlich aufgenommen. Ingeborg meint, dass ihr gefüllter Terminkalender nur ein Treffen von Donnerstagabend bis Sonntagnachmittag zulasse. Auf einen Ort oder einen Zeitpunkt legen wir uns noch nicht fest.

Auf der Rückfahrt lese ich in Anna Mitgutsch „Erinnern und Erfinden“ und beginne mit meinem Werkstattbuch der zurückliegenden Sommerakademie. Der ICC aus München, der in Ingolstadt noch einigermaßen pünktlich eingetroffen ist, hat Triebwerksprobleme und bis Fulda bereits eine Stunde Verspätung. Der Anschlusszug in Göttingen ist nicht mehr zu erreichen. Der Zugbegleiter empfiehlt, hier in Fulda auf den Zug, der aus Frankfurt einläuft und in Berlin Hbf. endet, umzusteigen. Ich folge der Empfehlung und mit Hilfe der Schaffnerin und mit dem Hinweis auf meine Platzkarte finde ich auch in dem Ersatzzug einen Sitzplatz, der für Bedarfsfälle reserviert ist. Ich kann auf dem Schoß am Werkstattbuch weiter schreiben.

Beim Abendessen berichte ich Ruth von meinem Plan, im Arbeitszimmer einen Turm für Leitz-Ordner aufzustellen. In eine Runde des Turms passen 24 Order. Bis zu sechs Runden lassen sich übereinander schichten. Auf diese Weise werde ich das Material der Autobiographie neben dem Schreibtisch zur Hand haben. Die Entdeckung dieses Turmordners habe ich dem Spaziergang in Schrobenhausen am Samstagmorgen zu verdanken. Während die anderen ihre Texte für die abendliche Lesung mit Edda durchgesprochen haben, konnte ich um die Stadtmauer und durch die Stadt flanieren und mich in der örtlichen Filiale eines Ingolstädter Büromöbelgeschäfts beraten lassen.

Am späten Abend lese ich dann noch die vielen eingegangenen E-Mails und schreibe an Sylvia Maybaum. Ich hatte es versäumt, auf ihrem Brief vom 8. Oktober 2012 zu antworten. Und Ihr ist dann mein Weihnachtsbrief, der mit einem Schreiben an Heide Weber gekoppelt war, entgangen. Das Werkstattbuch findet also wieder seine Fortsetzung im Briefwechsel. Das passt, wie die Franken sagen.

E-Mail an Sylvia Maybaum in Traunstein

Berlin-Kladow, 15. August 2013

Liebe Sylvia,

auf der Heimfahrt von Schrobenhausen nach Berlin hatte ich sechs Stunden Zeit, über unseren Kurs in der Sommerakademie nachzudenken. Ruth hat mich nach meiner Rückkehr mit Recht gefragt: Warum hast Du Dich vor der Anmeldung nicht versichert, dass auch längere Texte zum Vortrag kommen können und nicht wieder und vor allem Übungen geschrieben werden. Das habe ich tatsächlich versäumt und darum muss ich mich mit Klagen zurückhalten. Ich habe mich nun mal auf das Wiedersehen mit mehreren Mitgliedern der letztjährigen Gruppe gefreut und ich hatte ja auch Eddas Leitung in mancher Hinsicht in sehr angenehmer Erinnerung.

Ich empfinde jetzt im Rückblick das diesjährige Gruppentreffen nicht als Reinform. Es war anregend und der Schreibfluss war da und wird anhalten. Letzten Endes zählen immer die Texte, die in der

Gruppe entstanden sind oder überarbeitet wurden. Da gibt es auch heuer einiges, aber weniger als in früheren Jahren. Das kann aber auch an meinem zunehmenden Alter liegen. Natürlich hätte ich gerne mehr Resonanz auf meine Texte, die mich auch dieses Mal in Schrobenshausen wieder Nachtstunden gekostet haben, gespürt. Doch ich weiß auch so, was ich kann (und nicht kann) und so vermag ich wegzustecken, dass ich zum ersten Mal in Schrobenshausen keinen Text vorgelesen habe. Wahrscheinlich ist dies auch anderen aufgefallen. Ich hatte bei Arwed Vogel den Text über die türkisch-deutsche Verlobung in der Mittagspause in zwei Versionen ausdrucken lassen.

Ich denke, dass ich gute Gründe für meine Behauptung hatte: Das Thema „Familienfest“ eignet sich nicht dafür, in einer Abfolge von fünf Minuten pro Autor vorgetragen zu werden – ganz anders als das letztjährige Thema „Wie ich zu meinem Namen kam“.

Mein Fehler war, dass ich diese Gründe in der Runde zwar benannte, aber auf meiner Ablehnung der Wahl dieser Übung für den öffentlichen Vortrag nicht von vornherein beharrte, sondern das Experiment laufen ließ – mich sogar daran beteiligte, allerdings schon mit dem Hintergedanken, dass mein Herausgreifen einer fünfminütigen Passage aus dem längeren Text beweisen würde: Dieses Thema eignet sich nicht für eine Fünf-Minuten-Erzählung!

Mein demonstratives Scheitern hat anscheinend niemand vom Unfug einer Kurzfassung überzeugt. Ich wurde mehrfach aufgefordert, es eben noch einmal mit einem Kurztext zu versuchen. Das habe ich dann abgelehnt, weil ich mir einbilde, dass ein Autor selbst spüren muss, wie viele Informationen zu einem Text, gehören, damit der Leser ihn richtig verstehen kann. Ich habe nicht weiter gekürzt und damit auch auf das Vorlesen verzichtet. Das war regelgerecht.

Hätte es Alternativen gegeben? Eine Extrawurst, also mehr Zeit zum Vorlesen, wollte ich nicht beanspruchen. Eine plausible Alternative wäre z.B. gewesen, dass für das öffentliche Vorlesen von Texten aus unserer Gruppe ein zweites Thema zugelassen worden wäre. Zum Thema „Der Lebensmensch“ wäre ein Kurztext möglich gewesen wäre, selbst wenn man wie ich im ersten Anlauf etwas weiter ausgeholt hatte.

Um meinen ersten Entwurf zum Thema „Ein Lebensmensch“ vorzulesen, hätte ich tatsächlich weit länger als fünf Minuten gebraucht. Ich wurde nicht mehr dran genommen. Doch bei diesem Thema hätte ich mich zum Kürzen oder Neuschreiben überreden lassen. Wenn es nur um eine Person und nicht um eine Festversammlung geht, wäre es einfacher gewesen, einen Einzelnen in fünf Minuten zu charakterisieren. Solche Kurzporträts gehören zur Autobiographie. Man sollte dann allerdings als „Lebensmenschen“ nicht gerade eine Person aus der engsten Familie nehmen. Bei Vater, Mutter oder Geschwistern will man auch den Hintergrund ausmalen und die Beziehung zu anderen Familienmitgliedern andeuten. Doch einen Lehrer oder auch den Kontakt zu einem befreundeten Schriftsteller kann man auf zwei Normseiten darstellen. Das gehört zur Profession.

Es ist mir nicht so ganz verständlich, warum Edda eine solche Alternative nicht ins Auge gefasst hat, als sich begründeter Widerstand gegen ihre Vorschrift regte. Ich habe es ja selbst auch versäumt, diese Alternative zu benennen. Doch mit dem Ablauf kann ich leben. Ich halte Edda nach wie vor für eine tüchtige Kursleiterin. Ich werde eben dieses Kursangebot, das auch Anfänger einbezieht und einbeziehen muss, in Zukunft nicht mehr wahrnehmen.

Es gab ja in Schrobenshausen auch die Möglichkeit, mit Norbert Niemann oder Petra Morsbach längere fiktive oder autobiographische Texte zu besprechen. Vielleicht hätten wir beide diese Chance wahrnehmen sollen. Vielleicht hätten wir dann eine andere Enttäuschung erlebt. Ich war ja mal „fremd gegangen“. Ich hatte mir mehr versprochen von dem Kurs Ursula Krechels „Erzählen für Fortgeschrittene“ und wurde auch dort wieder genötigt, in kurzer Zeit Übungen zu vorgegebenen Themen zu schreiben. Mein Missvergnügen steigerte sich dann noch durch den Umstand, dass ich mich von Ursula Krechel unterschätzt fühlte und von zwei Teilnehmerinnen angegiftet sah – ohne dass die Leiterin mit der Empfehlung zur Gruppendynamik „Die Bearbeitung von Störungen hat Vorrang vor dem Durchziehen des Programms“ umzugehen gewusst hätte. Doch ich weiß, dass die Beachtung solcher Empfehlungen aus der Praxis des gruppendynamischen Trainings schwer ist.

Doch insgesamt war dann auch der Kurs Ursula Krechels für mich kein Flop. Sie war von dem

Kurs wahrscheinlich selbst auch nicht gerade begeistert. Sie ist – aus welchen Gründen auch immer – nicht mehr als Dozentin nach Schrobenuhausen zurückgekehrt. Ich hätte bei ihr keinen weiteren Kurs besucht. Wahrscheinlich habe ich sie überfordert mit meiner Erwartung, dass sie als Dozentin und renommierte Schriftstellerin sich auf meine Texte einlässt, wie sie dies bei anderen Gelegenheiten getan haben soll. „Unter anderen Umständen“ fungierte sie als eine Art Vertrauensdozentin für junge Schriftsteller beim Literarischen Colloquium in Berlin-Wannsee. Doch es war nun mal so: Aus ihrer Sicht von den Höhen des Parnass gehörte ich nicht zu den Vielversprechenden. Ich hatte ihr noch meine Schrift „Aus dem Leben eines Friedensforschers. Experimentelle Texte“ gegeben. Sie ist darauf nicht eingegangen. Sie blätterte durchs Inhaltsverzeichnis und meinte, der Aufsatz über Peter Handke könnte sie interessieren. Sie hat aber unter dem Druck anderer Arbeiten diese Texte, die zu meinem 70. Geburtstag in einem Sonderheft von „Gewaltfreie Aktion“ erschienen waren, wahrscheinlich genau so wenig gelesen wie den Probetext, den ich bei der Bewerbung für den Kurs eingereicht hatte. Ich wurde zwar von ihr – wie alle anderen auch – zur Besprechung dieses Probetextes während einer Schreibübung herausgerufen. Ich merkte an ihren ad-hoc-Kommentaren sofort, dass sie den Text vorher nicht gelesen hatte, sondern ihn jetzt in meiner Gegenwart überflog und dann irgendetwas dazu sagte. Ich habe mich beim Korrigieren und Besprechen von Seminararbeiten auch nicht immer vorbildlich verhalten. Da darf ich den Stab nicht über sie brechen. Ich bilde mir eben ein, dass sie mich eines nahen oder fernen Tages doch noch lesen wird – aufgrund einer indirekten Leseempfehlung. Man darf nicht so naiv sein, sich einzubilden, dass man vom Dozenten eines Literaturkurses entdeckt und dann protegiert werden könnte. Günter de Bruyn hat einiges von mir gelesen und mir geschrieben, dass er mehrfach den Versuch gemacht habe, Autoren seinem Verlag zu empfehlen. Er habe damit nie Erfolg gehabt.

Trotzdem hofft man auf solchen Zuspruch und solche Empfehlung. Mein Traum ist immer noch so etwas Ähnliches wie Peter Handkes „Einladung, Hermann Lenz zu lesen“. Und da ist es auch anders gekommen, als ich träumte. Ich habe durch das Lesen aller Texte Peter Handkes sehr viel gelernt und ich habe auch ein paar Briefe von ihm erhalten, aus denen hervorging, dass er einige meiner Texte gelesen hat. Doch die besondere Anerkennung habe ich auch nicht erfahren und ich weiß nicht so genau, warum dies nicht geschah, zumal Hanne Lenz von meinen Texten sehr angetan war und mir versicherte, dass sie ihrem Mann, auf den ich erst durch Nekrologe aufmerksam geworden war, gefallen hätten.

Und Du weißt ja, dass für mich die bisher höchste Anerkennung als Belletrist der halbstündige Anruf Walter Kempowskis war nach der Lektüre der „Vier Versuche“. Wie tragisch, dass „Von der Liebe im Atomzeitalter“ das letzte Manuskript war, das er lesen konnte, bevor an dem Krebsleiden starb. Und nun steht mein Manuskript im Kempowski-Nachlass im Archiv der Akademie der Künste in Berlin und im Katalog der Kempowski-Ausstellung findet sich sogar ein Foto der Regalwand, in dessen unterer Reihe ein großer Ordner mit der Aufschrift „Ebert“ steht. Ist das nicht kurios? „So spielt das Leben“, pflegt mein Kollege Fritz Vilmar, der Nachfolger Ossip Flechtheims, zu sagen.

Also, nehmen wir es gelassen. Doch ich kann andererseits gut verstehen, dass Dich das Verhalten Eddas beim Abschied gekränkt hat und Du zu einer kritischen Sicht Eddas gelangt bist. Ruth hat Deinen Brief gelesen und sich an die Fotos erinnert, die ich von Edda gemacht habe. Du hast sicherlich einen wichtigen Charakterzug getroffen und ich bin mit Deiner Schlussfolgerung einverstanden. Wir sollten künftig als autonome Autoren zusammenkommen und unsere Texte besprechen. Doch den Rüssel Eddas musst Du Dir nicht zu Herzen nehmen. Ich wünschte, ich hätte Deinen Text jetzt vor mir liegen. Ich fand ihn wirklich gut und ich hatte gar nicht darauf geachtet, wie lange Du gelesen hast. Später ist mir dann eher aufgefallen, dass das Fünf-Minuten-Limit sehr deutlich und erheblich überschritten wurde. Ich will aber jetzt den Text, den ich als sehr, sehr lang und dazu noch als chaotisch empfand, nicht nennen. Dieser Text hätte auf gar keinen Fall als erster gelesen werden dürfen.

Dass Dein Text als erster gelesen wurde, hat nach meiner Einschätzung mit dessen literarischer

Qualität nichts zu tun. Ich würde zum Auftakt einen guten Text wählen und die schwachen Stücke im Mittelteil unterschieben. Mir ist aber an dem Text über Deinen Vater, den Du zum Thema „Ein Lebensmensch“ geschrieben hast, aufgefallen, dass die Zurückweisung und Nichtanerkennung Deiner Person und gerade auch Deiner äußeren Erscheinung durch Deinen Vater ein ungeheuerliches Ausmaß hatte. Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, dass Du ein hässliches Entlein warst! Ich habe zu diesem Text nichts gesagt, weil er mir buchstäblich die Sprache verschlagen hat. Dieser Text war wuchtig und literarisch gekonnt, aber ich frage mich immer noch, was es für ein Mädchen bedeutet, wenn es solch grobschlächtige Ablehnung durch den Vater erfahren muss. Ich habe bisher an der Behauptung, dass frühkindliche Erlebnisse einen Menschen prägen, immer gezweifelt und auf Lernprozesse im späteren Leben gesetzt, aber beim Hören Deines Textes bin ich erschrocken, weil ich mich fragte: Wie ist Sylvia damit bloß fertig geworden und ein tüchtiger Mensch geworden? Das Empfinden für Nichtanerkennung ist dir aber sicher erhalten geblieben.

Umso eindrucksvoller dann Dein und Deiner Geschwister Bemühen um den gebrechlichen Vater. Ich habe auf Deinen Brief vom 8. Oktober 2012 aus ein paar banalen Gründen, die ich mir beim Blättern im Tagebuch wieder vor Augen führte, nicht rechtzeitig geantwortet und es dann vergessen. Doch der tiefer liegende Grund war, dass Deine eindrücklichen Bilder vom körperlichen Verfall Deiner Eltern mich bis in die Seele hinein erschreckt haben und ich mich – ohne mitteilenswertes Ergebnis – fragte, wie ich mit einer solchen Entwicklung, die mich auch treffen kann, umgehen würde. Es fällt mir sehr schwer, Angehörigen Beileidsbriefe zu schreiben. Die Karten mit den Trauerrändern liegen lange auf meinem Schreibtisch und ich bringe – wenn überhaupt – nur verspätet einen Brief zustande. Stelle Dir vor, Angela Schmid, meine erste Liebe, teilte mir im vergangenen Jahr den Tod ihres Bruders Jochen mit! Da habe ich geschrieben, aber es gibt andere Fälle, wo ich meinte, auch nach häufigem Nachdenken nichts Hilfreiches schreiben zu können.

Ich verhalte mich falsch. Es wäre besser, wenigstens formelhaft das eigene Mitgefühl anzudeuten – statt nur zu schweigen. Ich hätte Dir auf Deinen Brief vom 8. Oktober 2012 wenigstens mit ein paar Zeilen antworten und Dir mitteilen sollen, dass ich mitzufühlen und zu verstehen suche, dass Du im Moment nicht zum literarischen Schreiben kommst. Wenn ich Deinen Brief jetzt wieder lese, spüre ich, was Du in der Pflege der Eltern leisten musstest und wie verzweifelt Du warst. Was Du für Deine Eltern getan hast, war wichtiger als das Schreiben von Texten! Und vielleicht ist dies ein Trost für Dich: In Deinen Briefen steckt mehr Leben und Literatur als in vielen belletristischen Werken, die schwachen Menschen erzählen, was sie gerne lesen möchten. Es ist gut, dass Du Deine Briefe hütetest wie einen Schatz. Es gibt Briefwechsel, die wiegen schwerer als die vielen Bestseller, die Dennis Scheck im Fernsehen mit abfälliger Geste in den Papierkorb befördert. Das Problem ist nur, dass Briefe meist ediert werden müssen, um von Außenstehenden mit Gewinn als Literatur gelesen werden zu können. In meinem Bücherregal stehen mehrere Briefwechsel mit Peter Handke, die eine solch sorgfältige Edition erfahren haben. Und zu den berühmtesten Briefwechseln dieser Art gehört der zwischen Schiller und Goethe.

Ich habe seit 50 Jahren regelmäßig mit Dr. Wolfgang Sternstein, der in Stuttgart lebt, über gewaltfreie Aktionen korrespondiert. In diesem Briefwechsel steckt mehr an Erfahrung mit dieser Aktionsform als in den Lehrbüchern und Aufsätzen, die Wolfgang und ich zu diesem Thema geschrieben haben. Einer meiner Doktoranden hat eine Biographie Wolfgang Sternsteins als Graswurzelpolitiker verfasst. Das ist ein lesenswertes Buch. Ich habe dann Ulrich Philipp gefragt, ob er nicht den Briefwechsel zwischen Wolfgang und mir edieren wolle. Das sei zwar eine Heidenarbeit, aber wer diese Briefe dann durchgearbeitet habe, könne von sich behaupten, von den Möglichkeiten und Problemen der gewaltfreien Konfliktaustragung mehr zu verstehen als diejenigen, die sich auf Handbuchrezepte verlassen.

Also Deine Tagebücher und Briefe sind wichtig und Du solltest unverdrossen Deine jahrzehntelange Praxis fortsetzen. Mein Traum ist, dass eines Tages Dein und mein jahrzehntelanges Bemühen seinen Niederschlag finden wird in einem einzigen Text, der die condition humaine widerspiegelt und so in die Weltliteratur eingeht, wie es eben Novellen gibt, von denen eine einzige alle die vielen

Romane eines Autors überlebt hat. Doch diese Novelle hätte meist nicht geschrieben werden können ohne alle die vorangegangenen Aufzeichnungen und Schreibübungen.

Meines Erachtens hat jeder Autor diese Chance, einen solchen Text zu schreiben. Das ist dann seine persönliche Sternstunde. Und manchmal wird die Leistung dieser Stunden erst spät erkannt. Als Edda ihr Nachwort zu den Erzählungen Stefan Zweigs vorlas, musste ich an den alten Giacomo Casanova denken, der auf Schloss Dux in Böhmen seine Erinnerungen verfasste. Stefan Zweig schrieb dazu nach dem Aufzählen aller Einwände in „Drei Dichter ihres Lebens“: „Es hilft nichts, dieser Giacomo Casanova gehört nun einmal zur Weltliteratur.“ Diese 120seitigen Abhandlung Stefan Zweigs und besonders den letzten Abschnitt „Genie der Selbstdarstellung“ möchte ich Dir zum Trost empfehlen, auch wenn Dich dies jetzt etwas seltsam anmutet als Reaktion auf Deinen Brief.

Ich könnte fortfahren. In Deinem Brief stecken so viele Anregungen und Herausforderungen, aber mein Brief ist wahrscheinlich schon zu lang und mein Werkstattbuch zu LISA 5 ist erst im Entstehen. Zu meinem in Schrobenshausen nicht gelesenen Text will ich noch eine Einleitung schreiben. Es gibt in Berlin Leute, die sich dafür interessieren. Am 4. September wird Nadya im Haus für Berlin-Brandenburgische Geschichte in Potsdam die Geschichte ihrer Kindheit vorlesen. Eben ist sie erschienen in Antje Leschonski (Hrsg.): Kindheitsspuren zwischen Havel und Oder. 25 Porträts aus fünf Jahrhunderten, Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg, 131 S., € 14.95.

Ich freue mich darauf, von Dir wieder zu hören und ich wünsche Dir erfüllte Stunden beim Schreiben

Dein Theo

Anhang:

LISA 2013 - Bericht

Ingeborg Höverkamp

Im Familienlabyrinth

Ein Bericht von LISA 5 mit einem Augenzwinkern

Kurs: Edda Ziegler: Bilder der Erinnerung 5. - 11. August 2013

Wer trotz tropischer Temperaturen und entsprechender Wettervorhersagen am 5. August nach Schrobhausen reiste, musste ein Masochist oder ein Verrückter sein. Während so einer Hitzewelle fährt man in die Berge, ans Meer oder an einen See, aber nicht zu einem Schreibseminar. Ich schwöre, man hätte eine große Regentonne mit unserem Salzwasser füllen können. Dreimal täglich kalt Duschen war Routine, die Abkühlung hielt jeweils gerade mal für eine Viertelstunde vor. Innere Abkühlung mit Eiscafé und Eis nicht länger. Wer auf nächtliche Kühle hoffte, wurde bitter enttäuscht. Aber wir sind alle hartgesottene - oder soll ich besser sagen - heißgesottene Literaten und programmierten unsere ausgetrockneten Gehirne mit Durchhalteparolen. Die größtmögliche Erfrischung im Kursraum war ein warmes Lüftchen, wenn Tür und Fenster geöffnet waren. Aber schon sauste eine/r zum Fenster, um es zu schließen, nach ein paar Minuten schlug auch jemand die Tür zu und nun wussten wir ganz genau, wie es in der Hölle ist. Abgesehen von diesen Spielchen schrieben wir, nicht gerade wie der Teufel, aber doch in Windeseile, denn für jeden Text war nur eine halbe Stunde Schreibzeit erlaubt. Wer am Anfang den Fehler beging, nachzudenken, was er eigentlich schreiben wollte, kam über den Anfang einer Geschichte nicht hinaus.

Am Montag wurden wir mit köstlichen Häppchen, routinierten Worten des Bürgermeisters und in der Hitze brutzelnden Informationen von Arwed verwöhnt. So wagten wir uns schweißgebadet am Dienstagmorgen zu Edda. Kompetent, mit einer Engelsgeduld ausgestattet, charmant und versiert, führte sie uns durch alle Themen und Familienlabyrinth. Die Vorstellungsrunde geriet zu Mammutmonologen. Nachher wussten wir so gut und ausführlich über die Projekte der Teilnehmer Bescheid, dass wir eigentlich nichts mehr zu schreiben gehabt hätten. Mit mephistophelischem Lächeln präsentierte uns Edda jedoch Themen, über die wir doch Neues aus unserer Überraschungskiste ziehen konnten. Jeder kramte aus seinem Fundus von Familienfotos eines hervor, denn das Thema lautete: Ein Bild weckt die Erinnerung. Die Fotos machten die Runde bei allen 13 Teilnehmern und bei Edda und wurden mit Schmunzeln quittiert. Dass Theo - unser Herr Professor - einst als kleiner Bub in Lederhosen herumlief und sein Bruder mit dem Luftgewehr auf Theos lederbewehrten Allerwertesten zielte, war eine völlig neue Perspektive. Wer hätte gedacht, dass Heinrich einst ein süßer kleiner Bub gewesen ist? Und meine Sitznachbarin Barbara ein goldiges Mädchen?

Die Textkritik an allen Tagen folgte einer eisernen Routine, von der kaum eine / r abwich. "Also, bei Deinem Text hat mir ganz besonders gut gefallen....." Und später: "Aber da könnte man doch den Vater gleich an den Anfang setzen und die Cousine mehr auffächern (Ob sie sich das gefallen lassen hätte?), und den Schluss ganz weglassen, die Großmutter kürzen (!!!) den Großvater mehr würzen, äh, kräftiger hervorheben und hast Du vom Onkel oder Uronkel, ach, das heißt ja Großonkel, geschrieben, und ist das Brautauto eigentlich im Schatten gestanden und natürlich gehört da mehr Dialog rein und Pausen Pausen Pausen. Nur mit Pausen ist es ein guter Text. Und: Hüte Dich vor Klischees. Bei der Hitze!

Noch nie habe ich mich physisch als Schokolade gefühlt, die in der Sonne schmilzt. Ach und dann die "Ich-Auch-Geschichten", im Anschluss an gelesene Texte, der Horror jedes Kursleiters. Zeitfresser sind das. Hätte man sie doch besser zur Verlängerung der Schreibzeit genutzt. Wenn Edda eine Augenbraue hochzog und die Stirn in Falten legte, war eigentlich Vorsicht geboten, aber so mancher ist blind für solch deutliches Mienenspiel. Die mit exquisiten Tips Bedachten machten

sich eifrig Notizen und wenn man sie als Urgroßvater oder Ururgroßmutter fragen würde, wie die Textkritik ihres Textes gelaute hat, sie könnten sie runterrasseln wie "Die Glocke" von Schiller, sogar noch auf Sterbebett.

Edda hatte noch eine perfide Idee. Wir sollten ein Inhaltsverzeichnis unseres Projektes schreiben, davon musste unser geplagter Nachbar eines unterstreichen, und wir bei ihm oder ihr. Dann mussten wir zu diesem Punkt fünf zusammenhanglose Sätze schreiben. Einer dieser Sätze musste unterstrichen werden - wieder gegenseitiges Kulifucheln. Zum ausgewählten Satz sollten wir einen Wörtersack schreiben, davon sollten wir uns gegenseitig ein Wort unterstreichen. Nicht jeder hatte die Anweisungen verstanden - immerhin bei gefühlten 42 Grad im Raum - und es kamen die unterschiedlichsten Texte zustande. So mancher konnte sich ein süffisantes Lächeln nicht verkneifen.

Tropische Hitze und Schreibübungen setzten sich am Mittwoch fort. Zu einem Familienbild sollten wir Bilder, Szenen, Dialoge, Erinnerungen und Reflexionen schreiben - in 30 Minuten ! und dem Ganzen lag die Sitzordnung am Familientisch und deren Interpretation zugrunde. Fast zugrunde gingen manche Teilnehmer, so dass sich einige zum nahen Eiscafé schleppten und sich vor dem Schreiben mit Eiskaffee eindeckten. Und siehe da, ein kaltes Getränk und Coffein weckten für eine halbe Stunde unsere Lebensgeister. Jemand hatte die Idee, morgen 14 Waschschüsseln mitzubringen und mit kaltem Wasser zu füllen, für unsere siedend heißen Füße. Wahrscheinlich waren die Preise für Waschschüsseln zu hoch oder es gab keine in Schrobenshausen, jedenfalls wurde aus dieser genialen Idee nichts. Sylvia, die oberbayerische Sylvia, schrieb einen guten, sehr unter die Haut gehenden Text, dass man etwas fröstelte, aber leider nur für Sekunden. Von den rauen Reaktionen ihres Vaters, die sie in der Pubertät erdulden musste.

Am Donnerstag wurde unser Schreib-Ich oder was noch davon übrig war, mit einem friedlichen Thema konfrontiert: "Ein Lebensmensch" (Thomas Bernhard). Bilder, Skizzen zu einem Porträt. Wieder wurde eifrig im Fotofundus gekramt. Ätsch, dachte Barbara - die Barbara aus dem Schwäbischen - ich hab halt einen Ururgroßvater - ihr nicht! Nein, in dem Punkt war sie nicht zu übertreffen. Ich wählte das Porträt meiner Großmutter aus dem Jahr 1913 aus, das mit dem Greta-Garbo-Blick, dem träumerischen, melancholischen, der auf manchen Fotos von Vater und auf meinen Kinderfotos wieder entdeckt werden kann. Heinrich schrieb, wie schon oft, von einem Niemand, aber wie kommt ein Niemand auf ein Foto? Ich wusste zu gerne, ob dieser Niemand einen Strohhut trug.

Am Nachmittag - endlich hatten wir uns "ingeschrieben" - freute ich mich über das interessante Thema: Das Wiedersehen. Zwei Personen erinnern sich. Eine Falle lauerte jedoch: Aus zwei Erzählperspektiven. Das Problem "Wechselnde Erzähl-perspektiven" wurde auf manch abenteuerliche Weise gelöst, nicht einmal Günter Grass wäre auf so viele Möglichkeiten gekommen. Da sieht man mal wieder, was Edda alles aus uns herauslockt. Schlau wie ein Fuchs (Ich erlaube mir das Klischee - mit einem Schmunzeln - Edda ist weit.) hatte ich ein Sekunden-Wiedersehen ausgewählt. Da ich nach fünf Minuten mit meinen beiden Geschichten fertig war, gab ich meinem lechzenden Durst nach und schlich mich für 20 herrliche Minuten zu einem Eiscafetisch im Freien. Theo leistete mir Gesellschaft. Wir genossen den sanften Wind und atmeten tief durch.

Vorausgeschickt sei, dass wir am Freitag sieben volle Stunden schufteten und unsere Köpfe nachher dem Drahtgewirr glichen, das zur Zeit jeden Abend in den 20-Uhr-Nachrichten im Fernsehen gezeigt wird, um zu veranschaulichen, wie uns die Amis ausspionieren. Zur Entlastung von Edda sei angefügt, dass dieser Tag regnerisch und kühl war. Aber Edda hätte vielleicht auch bei 45 Grad sieben Stunden.....Seufz. Es war der Tag der Tage. Wer jetzt keinen guten Text schreibt, schreibt keinen mehr. Wer jetzt keine Pointe findet, kann den ganzen Sommer einsam in den Alleen um

Schrobenhausen wandern und auf Eichhörnchen warten (oder so ähnlich).

Es wurde Ernst. Das Thema für unsere Lesung am Samstag lautete: Familienfest. Schön und gut, dachte ich, aber Edda hatte natürlich noch etwas im Köcher. Mit einem Konflikt sollte das Familienfest garniert sein! Verdammt, wo kriege ich einen Konflikt her - auf einem Familienfest, bei uns gab es keine Konflikte auf solchen Festen. Grübel, grübelgrübel. Neidisch sah ich, wie die Kulis der anderen Konfliktfamilienfestforscher über die Blätter flogen. Offenbar hatten sie Familienfeste erlebt, wo einem die Fetzen nur so um die Ohren flogen. Einen Konflikt erfinden wollte ich nicht - das hätte in diesem Fall die ganze Familiengeschichte verfälscht. So kam ich nach langem Grübelgrübelgrübel auf "Den unsichtbaren Geburtstagsgast", der sich in einer plötzlichen Krankheit auf Großmutter's Geburtstag offenbart und das erste Mal, zwar in gebührender Entfernung, unser Haus betritt: Der Tod.

Höchst interessant die Geschichten der anderen Kursteilnehmer und - nach Überarbeitungen - recht ordentlich gelungen. Da war Bettinas großartige Geschichte vom jüdischen Pessah-Fest und dem jüngsten Familienmitglied, das endlich ein Mal im Mittelpunkt stehen durfte. Druckreif.

Erikas spannender Text von den "Heiligen Vier Königen", verflochten mit dem Problem des dunklen Königs, das wiederum mit der Familiensituation verflochten war.

Mit Mutter's 80. Geburtstag befasste sich die ironische Geschichte Sylvias, der Sylvia mit dem heiteren Gemüt einer ehemaligen Kölnerin. Im Mittelpunkt der Geschichte steht die dominante Mutter, die die ganze Festgesellschaft aufmischt. Ich hatte die Ehre, diesen Text zu redigieren.

Barbara aus München hatte ihre heiteren Erinnerungen an ihre Erstkommunion gewählt, die unter der Nervosität der Erwachsenen litt und das Kind zur Randfigur degradierte. Eine runde Geschichte, eine Wohltat unter den vielen düsteren Geschichten.

Theo präsentierte seine Geschichte von der "Türkischen Verlobung". Ein Text, den er den zehn Opfern der NSU-Morde gewidmet hat. Da er ihn wegen der Länge nicht lesen durfte und sie nicht kürzen wollte oder konnte, war er amüsiertes Zuhörer bei unserer öffentlichen Lesung am Samstag in der Musikschule und fotografierte jede/n Lesende/n unserer Gruppe.

Heinrich begab sich literarisch auf die Beerdigung seines Niemand's. Gottseidank dachte ich, endlich wird dieser Niemand zu Grabe getragen. Und gibt oder gab es ihn überhaupt? War der Sarg leer? Wenn doch niemand drin liegt. Und dann geisterten noch die skurrilsten Gestalten auf seiner Beerdigung herum.

Heide präsentierte den 90. Geburtstag ihrer Patentante im Seniorenstift, die ätherisch-zart wirkende Tante, die lieber Pfarrfrau geworden wäre, aber dann den Betrieb ihres Vaters übernehmen musste und die alle Gäste so originell begrüßte, nämlich mit immer der gleichen Floskel. Ah, herrlich!

Die oberbayerische Sylvia mit der fetzigen Geschichte "Des braucht's ned". Der 80jährige Vater, der an seinem Ehrentag aus dem Altersheim geholt wird, leidet unter körperlichen Gebrechen und an fortschreitender Demenz, alte Konflikte schwelen und brechen schließlich eruptiv aus, jeder wirft jedem alles an den Kopf, die Situation eskaliert und zerfällt in seine Puzzleteile. Ein schmerzlicher Text.

Ingrid wartete mit dem 100. Geburtstag ihrer Mutter auf. Festsaal im Seniorenstift, Mutter im Endstadium der Demenz, im Bett liegend, die zahlreiche Gesellschaft mutiert zunehmend zu Gaffern der Szene, in der ein Enkel die Urgroßmutter füttert. "Das hat sie nicht verdient", denkt die Erzählerin und rollt das Bett mit der Jubilarin in den schützenden Raum des Privatimmers zurück. Leise, melancholische Töne.

Rita beschreibt sehr lebendig ein Weihnachtsfest in der Nachkriegszeit, das reich an leiser Komik ist, aber am Ende fallen Mutters Tränen ins Abwaschwasser. Sie denkt an die Weihnachtsfeste in Breslau, als ihr Mann noch lebte.

Unsere schwäbische Barbara zauberte eine 113 Jahre alte Impression aus ihrer Familiengeschichte hervor, dessen Grundlage ein ebenso altes Familienfoto ist. Nur die Eckdaten ihrer Vorfahren weiß sie. Die Geschichte ist phantasievoll aus Gedanken geschmiedet, wie es hätte sein können.

Meine Geschichte "Der unsichtbare Geburtstagsgast" habe ich bereits in diesem Bericht beschrieben.

Anitas Geschichte umreißt ganze fünf Minuten ihrer Hochzeit, die aber reich an Dramatik waren. Warten, zwar nicht auf Godot, aber, dass die Uhr endlich zwölf schlägt. Die Wartezeit gerät zu einem Fiasko, das sich nur in den Köpfen abspielt, Vater und Tochter sitzen ruhig im Auto, die Tochter innerlich ein Vulkan, eingehüllt in Berge von Brautröcken und Unterröcken. Das Spannende an der Geschichte ist nicht das gesprochene Wort, sondern das beredte Schweigen hinter den Worten.

Die Münchner Barbara war leider schon abgereist. Die Sehnsucht, ihre Babykätzchen wiederzusehen, hat über die Gelegenheit, ihre Geschichte der Öffentlichkeit zu präsentieren, triumphiert. Unsere Lesung wurde stimmungsvoll und professionell von einer Zitherspielerin umrahmt.

Bleibt noch zu sagen, dass wir unser astronomisch hohes Honorar in Naturalien ausbezahlt bekommen haben. Ein reichhaltiges Buffet und diverse Getränke ließen uns die Hitze- und Schreibstrapazen vergessen. Vertieft in interessante Gespräche, die sich nicht nur um Literatur drehten, klopfte sich jeder - natürlich unsichtbar - auf die Schulter, was er/sie doch für ein toller Schreibhecht oder eine super Schreibhechtin sei, denn niemand oder Niemand ? habe schließlich die Lesungen mit Pfiffen und Buhrufen quittiert, sondern das Publikum hat wohltemperiert geklatscht. Literaten, was wollt ihr mehr???

Unsere Edda verabschiedeten wir mit zwei Flaschen edlen Weins und einem Strauß Glockenblumen, die sie an die heiß geliebten viertelstündlichen Glockenschläge der Schrobenhausener Glocken erinnern mögen. Besonders nachts hört man die Glockenschläge mit stiller Freude und Dauerwachsein. Aber vielleicht sollten wir in Schrobenhausen das Bibelwort beherzigen: "Wachet und betet. Damit ihr nicht in Versuchung fallet."

Versuchung? Keine in Sicht. Nachts hat ja das Eiscafe zu!!!